

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Hebels rheinländischer Hausfreund

1900

[urn:nbn:de:bsz:31-262063](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-262063)

Hebel's

Rheinländischer Hausfreund

für das Jahr

1900.

VI
3153

Bib R 8, Nr. 34 11

VI 3155

K

98 B 82974, 1900



M. Wunsch pinx.

Verlag der Photographischen Union in München

Grossvaters Pfeife



und e
land
I.
Min
28. 2
Posit
des V
Theil
sterni
nördl
angre
westl
sichtb
II.
24 W
am 1
Ende
Vorn
beträ
bar n
im g
Dzeat
polar
III.
um 5
öftlic
Ende
20 J
Käng
Zinj
Afric
den
23
selbe
sich
seine
lion
Kilo
ist 8
unge
tord
ist g
er 1
derer
war
bis
Auf
in C
darf
treid
Gro
fom

Sonnen- und Mondfinsternisse.

Im Jahre 1900 finden zwei Sonnenfinsternisse und eine Mondfinsternis statt, von denen in Süddeutschland nur die erste Sonnenfinsternis sichtbar sein wird.

I. Totale Sonnenfinsternis am 28. Mai.

Eintritt des Mondes am 28. Mai um 3 Uhr 59 Min. Nachmittags M. G. Z., Austritt des Mondes am 28. Mai um 6 Uhr 5 Min. Nachmittags M. G. Z., Positionswinkel des Eintritts = 253°, Positionswinkel des Austritts = 112°. Größe der Verfinsternung in Theilen des Sonnendurchmessers = 0.67. Diese Finsternis wird in Nord- und Central-Amerika, in der nördlichen Hälfte des atlantischen Ozeans und dem angrenzenden Theile des nördlichen Eismeer, im nordwestlichen Afrika, in Europa und im westlichen Asien sichtbar sein.

II. Partielle Mondfinsternis am 13. Juni.

Anfang der Finsternis am 13. Juni um 4 Uhr 24 Min. Vormittags M. G. Z., Mitte der Finsternis am 13. Juni um 4 Uhr 28 Min. Vormittags M. G. Z., Ende der Finsternis am 13. Juni um 4 Uhr 31 Min. Vormittags M. G. Z. Die Größe der Verfinsternung beträgt nur 0,001 Theile des Monddurchmessers. Sichtbar wird diese Finsternis sein im Westen Europas, im größeren westlichen Theile Afrikas, im atlantischen Ozean, in Amerika, im großen Ozean und in den Südpolargegenden.

III. Ringförmige Sonnenfinsternis am 22. November.

Beginn der Finsternis überhaupt am 22. Nov. um 5 Uhr 20 Min. Vormittags M. G. Z. bei 20° 17' östliche Länge Greenwich und 1° 13' südliche Breite. Ende derselben überhaupt am 22. Nov. um 11 Uhr 20 Min. Vormittags M. G. Z. bei 117° 35' östliche Länge Greenwich und 13° 42' südliche Breite. Diese Finsternis ist nur sichtbar in der südlichen Hälfte Afrikas, im indischen Ocean, in Australien und auf den Sunda-Inseln.

Witterung nach dem 100jährigen Kalender für das Jahr 1900.

Jahresregent für 1900 ist der Merkur. Derselbe gilt zur Zeit noch als der erste der um die Sonne sich bewegenden und uns näher bekannten Planeten, seine größte Entfernung von der Sonne ist 69,4 Millionen Kilometer und seine kleinste 45,6 Millionen Kilometer. Seine tropische Umlaufszeit um die Sonne ist 87,968 Tage und seine Rotationsdauer beträgt ungefähr 24 Stunden und 5 Min. Der wahre Aequatordurchmesser beträgt 4816 Kilometer. Dieser Planet ist gewöhnlich mit bloßem Auge schwer zu finden, da er sich immer in der Nähe der Sonne befindet, von deren Licht er überstrahlt wird.

Die Merkurjahre sind mehr trocken und kalt, als warm, daher selten fruchtbar.

Der Frühling ist im Anfang warm, der April bis zum 25. trocken, dann kalt, auch der Mai hat Anfangs rauhe und kalte Tage, so daß viele Früchte in Gefahr kommen.

Der Sommer hat ziemlich viel Regen und man darf mit dem Hereinbringen des Heus und des Getreides nicht säumen.

Der Herbst hat am Anfang viel Regen und frühen Frost, ist aber der Oktober zur Hälfte vorüber, so kommt trockene Witterung bis zum Advent.

Der Winter kommt sehr plötzlich nach dem schonen Herbst zu Anfang Dezember, Schnee und Kälte dauern bis in den Februar, der sich etwas gelinde anläßt, in seiner Mitte aber wieder große Kälte bringt, die bis in den März dauert und mit Sturmwind endet.

Die vier Jahreszeiten.

Man hat das Jahr in vier Jahreszeiten eingetheilt: Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Der **Frühling** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders (♈) am 21. März um 3 Uhr Vormittags. Die Sonne befindet sich im Aequator. Tag und Nacht gleich.

Der **Sommer** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses (♋) am 21. Juni um 11 Uhr Nachts. Die Sonne hat ihren höchsten Stand erreicht. Längster Tag und kürzeste Nacht.

Der **Herbst** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage (♎) am 23. September um 1 Uhr Nachmittags. Die Sonne befindet sich wieder im Aequator. Tag und Nacht gleich.

Der **Winter** beginnt mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks (♏) am 22. Dezember um 8 Uhr Vormittags. Die Sonne hat ihren tiefsten Stand erreicht. Kürzester Tag und längste Nacht.

Die Hundstage beginnen am 23. Juli und endigen am 23. August.

Planetenystem der Sonne.

Planet	Umlaufzeit in Tagen	Größe u. kleinste Entfernung von der Erde in Millionen Kilometern	218 ; 79	257 ; 40
Merkur	87.969	4816	—	—
Venus	224.701	11969	—	—
Erde	365.256	12756	—	—
Mars	686.980	6745	396 ; 57	—
Jupiter	4332.585	143757	959 ; 587	—
Saturn	10759.220	123784	1646 ; 1190	—
Uranus	30686.51	59171	8132 ; 2570	—
Neptun	60186.64	1386690	4655 ; 4281	—

Planet	Wahrer Aequatordurchmesser in Kilometern	Volumen in Theilen des Erdbolumens	0.05	0.83	1.00	0.15	1334.7	823.1	91.9	80.1	12848.00
Merkur	4816	0.05	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Venus	11969	0.83	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Erde	12756	1.00	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Mars	6745	0.15	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Jupiter	143757	1334.7	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Saturn	123784	823.1	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Uranus	59171	91.9	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Neptun	54979	80.1	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Sonne	1386690	12848.00	—	—	—	—	—	—	—	—	—

Umlaufszeit und Entfernungen (in Kilometern) der Monde der Hauptplaneten.

Namen	Tage	Stunden	Minuten	Kilometer	Namen	Tage	Stunden	Minuten	Kilometer
Erddmond	27	743		384.415	Dione	2	1741		375.500
Phobos	0	739		9.300	Rhea	4	1225		523.500
Deimos	1	618		23.300	Titan	15	2241		1.214.300
I	1	1827		401.000	Hyperion	21	625		1.473.300
II	3	1314		638.000	Japetus	79	7563		539.400
III	7	342		1.017.000	Ariel	2	1229		190.600
IV	16	1631		1.789.000	Umbriel	4	328		265.600
Mimas	0	2237		184.300	Titania	8	1656		435.400
Euceladus	1	853		236.400	Oberon	13	117		582.300
Thetys	1	2118		293.700	Triton	5	214		353.000

Januar oder Wintermonat.

Wochentage	Protestant.	Katholisch	Mond- Kant.	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres
				Wtg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Mont.	Neujahr	Neujahr ☉	☾	8 ²⁰	4 ⁴⁴	7 ⁵⁸	4 ⁵⁰	1/36 ¹
2 Dienst.	Abel, Zsidor	Mararius A.	☾	8 ²⁰	4 ⁴⁵	8 ⁴²	6 ⁹	2/36 ¹
3 Mittw.	Gordius	Genovefa, J.	☾	8 ²⁰	4 ⁴⁶	9 ¹²	7 ³⁰	3/36 ¹
4 Donnst.	Isabella	Titus B.	☾	8 ²⁰	4 ⁴⁷	9 ⁴⁸	8 ⁵⁰	4/36 ¹
5 Freitag	Erwin	Simeon	☾	8 ²⁰	4 ⁴⁸	10 ¹⁵	10 ¹¹	5/36 ¹
6 Samst.	Ersh. Chr.	Bl. 3 Könige	☾	8 ¹⁹	4 ⁴⁹	10 ³⁹	11 ²⁹	6/36 ⁰
1. Protest. (I: Die Taufe Jesu. Matth. 3, 13-17. II: Das Bad der Wiedergeburt. Tit. 3, 1-8.)				Tageslänge:		8 Stund. 26 M.		
Kathol.: Als Jesus 12 Jahre alt war. Luk. 2, 42-52.								
7 Sonnt.	1. n. Epiph.	1. n. Epiph.	☾	8 ¹⁹	4 ⁵⁰	11 ⁴	Nächt.	7/35 ⁹
8 Mont.	Erhard	Erhard	☾	8 ¹⁹	4 ⁵²	11 ³⁰	12 ⁴⁵	8/35 ⁸
9 Dienst.	Marzell.	Julian M.	☾	8 ¹⁹	4 ⁵³	12 ⁰	2 ⁰	9/35 ⁷
10 Mittw.	Paul G.	Agathon, P.	☾	8 ¹⁸	4 ⁵⁴	12 ³⁴	3 ¹³	10/35 ⁶
11 Donnst.	Hyginius	Hyg. P.	☾	8 ¹⁸	4 ⁵⁶	1 ¹⁵	4 ²¹	11/35 ⁵
12 Freitag	Reinhold	Ernst, A.	☾	8 ¹⁸	4 ⁵⁷	2 ²	5 ²³	12/35 ⁴
13 Samst.	Hilarius	Beronika, ☾	☾	8 ¹⁸	4 ⁵⁸	2 ⁷	6 ¹⁷	13/35 ³
2. Protest. (I: Jesus und die Samariterin Joh. 4, 5-26. II: D. Gemeinde d. Tempel u. 2 Kor. 6, 14-7, 1.)				Tageslänge:		8 Stund. 37 M.		
Kathol.: Von der Hochzeit zu Kanä. Joh. 2, 1-11.								
14 Sonnt.	2. n. Epiph.	2. n. Epiph.	☾	8 ¹⁷	4 ⁵⁹	3 ⁵⁷	7 ³	14/35 ²
15 Mont.	Maurus	Maurus	☾	8 ¹⁷	5 ⁰	5 ⁰	7 ⁴⁰	15/35 ¹
16 Dienst.	Heinrich	Marcellus P.	☾	8 ¹⁶	5 ²	6 ⁵	8 ¹¹	16/35 ⁰
17 Mittw.	Anton	Antonius, G.	☾	8 ¹⁵	5 ⁴	7 ⁹	8 ³⁷	17/34 ⁹
18 Donnst.	Priska J.	Petri St.	☾	8 ¹⁴	5 ⁵	8 ¹³	8 ⁵⁹	18/34 ⁸
19 Freitag	Reinhold	Ranut R.	☾	8 ¹⁴	5 ⁶	9 ¹⁶	9 ¹⁹	19/34 ⁷
20 Samst.	Sebastian	Fab. u. Seb.	☾	8 ¹³	5 ⁸	10 ¹⁹	9 ³⁹	20/34 ⁶
3. Protest. (I: Jesus der Welt Heiland. Joh. 4, 27-42. II: Das Zeugniß Gottes u. 1. Joh. 5, 9-13.)				Tageslänge:		8 Stund. 41 M.		
Kathol.: Jesus heilt einen Aussätzigen. Matth. 8, 1-13.								
21 Sonnt.	3. n. Epiph.	3. n. Epiph.	☾	8 ¹²	5 ¹⁰	11 ²²	9 ⁵⁸	21/34 ⁵
22 Mont.	Vincentius	Vincentius	☾	8 ¹¹	5 ¹²	Nächt.	10 ¹⁹	22/34 ⁴
23 Dienst.	Emerentian	Weinr., Alf.	☾	8 ¹⁰	5 ¹³	12 ²⁷	10 ⁴³	23/34 ³
24 Mittw.	Timotheus	Timoth. B.	☾	8 ⁹	5 ¹⁴	1 ³³	11 ¹⁰	24/34 ²
25 Donnst.	Pauli Bek.	Pauli Befehr.	☾	8 ⁸	5 ¹⁶	2 ³⁹	11 ⁴⁴	25/34 ¹
26 Freitag	Polykarp	Polykarp	☾	8 ⁶	5 ¹⁸	3 ⁴⁶	12 ²⁶	26/34 ⁰
27 Samst.	Geburtsfest d. Kaisers		☾	8 ⁶	5 ¹⁹	4 ⁴⁸	1 ¹⁹	27/33 ⁹
4. Protest. (I: Jesus in der Schule zu u. Luk. 4, 14-24. II: Gottes Verheißungen. 2. Kor. 1, 19-24.)				Tageslänge:		9 Stund. 12 M.		
Kathol.: Vom Schiffein Christi. Matth. 8, 23-27.								
28 Sonnt.	4. n. Epiph.	4. n. Epiph.	☾	8 ⁵	5 ²⁰	5 ⁴⁴	2 ²³	28/33 ⁸
29 Mont.	Arnulf, Val.	Franz v. Sal.	☾	8 ⁴	5 ²¹	6 ³¹	3 ³⁹	29/33 ⁷
30 Dienst.	Adelgunde	Adelgunde J.	☾	8 ³	5 ²³	7 ¹¹	4 ⁵⁹	30/33 ⁶
31 Mittw.	Bergilius	Petrus N.	☾	8 ²	5 ²⁴	7 ⁴⁶	6 ²²	31/33 ⁵

Mondphasen.

Neumond am 1. um 2 Uhr 52 Min. Vormittags. Erstes Viertel am 8. um 6 Uhr 40 Min. Vormittags. Vollmond am 15. um 8 Uhr 8 Min. Nachmittags. Letztes Viertel am 24. um 12 Uhr 53 Min. Nachts. Neumond am 31. um 2 Uhr 23 Min. Vormittags.

☾ Mond geht abwärts am 13.
☾ Mond geht aufwärts am 27.

Planetenlauf.

Merkur ist noch kurze Zeit Morgenstern, durchwandert den Schützen rechtläufig und wird unsichtbar. **Venus** durchwandert den Steinbock rechtläufig und geht gegen 6¹/₂ Uhr Abends unter. **Mars** kommt am 16. in Konjunktion zur Sonne u. ist unsichtbar im Schützen. **Jupiter** geht schon nach 4 Uhr Morgens auf und ist rechtläufig im Scorpion. **Saturn** ist in Folge seiner tiefen Stellung am südöstl. Himmel noch ganz ungünstig zur Beobachtung u. rechtl. im Schützen.

Der Mond ist am 3. um 6 Uhr Nachmittags in der Erdnähe, am 5. und 19. im Aequator und am 19. um 6 Uhr Nachmittags in der Erdferne.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.

Der Januar ist vom 1. bis 15 sehr kalt, vom 15. bis 23. gibt es Schnee und Regen, von da ab bis zum 30. ist es gelinde und am 31. wird es wieder kälter.

Bauernregeln.

Ein schöner Januar bringt ein gutes Jahr. Morgenröthe im Jan. deutet auf viel Gewitter im Sommer; viel Schnee, viel Heu, aber wenig Korn. Lanzen im Januar dem Muden, muß der Bauer nach dem Futter gucken. - Vinzenzen (22.) Sonnenschein, bringt viel Korn und Wein. Wie das Wetter am Mararius (2.) war, so wirds im September trüb oder klar. - Fabian Sebastian (20.) läßt den East in die Bäume gahn. - Sankt Paulus klar (25.) bringt gutes Jahr; hat er Wind, regnets geschwind; ist Nebel stark, fällt Krankheit den Sarg; wenns regnet und schneit, wird theuer 's Getreid; doch Gott allein wend't alle Pein. Winternebel bringt bei Ostwind Thau, der Westwind treibt ihn aus der Au - Bleibt der Winter ferne, es nachwintert gerne. - Bei Donner im Winter ist Kält' dahinter.

1. Obilo, Fulgentius. 6. Kasper Melchior und Bathasar. 7. Valentin, Raimund. 14. Felix. 21. Agnes, J. M. 27. Joh. Chrys. B. 28. Karl der Gr., Manfired.

Februar oder Chaumonat.

Wochentage	protest.	Katholisch	Mondlauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Donnst.	Ignatius	Ignatius B.	☾	8 0	5 ²⁶	8 ¹⁵	7 ⁴⁶	32/334
2 Freitag	Mar. N.	Mar. Lichtm.	☾	7 ⁵⁸	5 ²⁸	8 ⁴¹	9 ⁸	33/333
3 Samst.	Blasius	Blasius	☾	7 ⁵⁸	5 ³⁰	9 ⁷	10 ²⁸	34/332
5. Proteft.	I: D. Geistesverwandtsch. Matth. 12, 46-50. U: Wer den Sohn bekennt. 1. Joh. 2, 21-25.			Tageslänge:		9 Stund. 30 M.		
Kathol.:	Vom guten Samen. Matth. 13, 24-30.							
4 Sonnt.	5. n. Epiph.	5. n. Epiph.	☾	7 ⁵⁵	5 ³¹	9 ³⁴	11 ⁴⁶	35/331
5 Mont.	Agatha	Agatha, Ab.	☾	7 ⁵¹	5 ³³	10 ³	Ncht	36/330
6 Dienst.	Amanda	Dorothea	☾	7 ⁵²	5 ³⁵	10 ³⁶	1 ²	37/329
7 Mittw.	Komuald	Adaucus	☾	7 ⁵⁰	5 ³⁶	11 ¹⁵	2 ¹³	38/328
8 Donnst.	Salomon	Joh. v. M.	☾	7 ⁴⁹	5 ³⁸	12 ⁰	3 ¹⁷	39/327
9 Freitag	Apollonia	Alto A.	☾	7 ⁴⁸	5 ⁴⁰	12 ⁵¹	4 ¹⁴	40/326
10 Samst.	Wilhelm	Scholastika	☾	7 ⁴⁷	5 ⁴¹	1 ⁵⁰	5 ²	41/325
6. Proteft.	I: Die Heilung des Blindgeb. Joh. 9, 1-7. U: Siehe, das ist mein Knecht. Jes. 42, 1-8.			Tageslänge:		9 Stund. 55 M.		
Kathol.:	Von den Arbeitern im Weinb. Matth. 20, 1-16.							
11 Sonnt.	Septuages.	Septuages.	☾	7 ⁴⁵	5 ⁴²	2 ⁵¹	5 ⁴¹	42/324
12 Mont.	Eulalia	Eulalia	☾	7 ⁴⁴	5 ⁴⁴	3 ⁵⁶	6 ¹⁴	43/323
13 Dienst.	Jordan	Gregor II. P.	☾	7 ⁴²	5 ⁴⁵	4 ⁵⁹	6 ⁴¹	44/322
14 Mittw.	Valentin	Valentin	☾	7 ⁴⁰	5 ⁴⁷	6 ³	7 ⁴	45/321
15 Donnst.	Siegfried	Faustinu3	☾	7 ³⁸	5 ⁴⁹	7 ⁶	7 ²⁵	46/320
16 Freitag	Zuliana	Zuliana J.	☾	7 ³⁷	5 ⁵¹	8 ¹⁰	7 ⁴⁶	47/319
17 Samst.	Konstant.	Donatus B.	☾	7 ³⁵	5 ⁵²	9 ¹³	8 ⁵	48/318
7. Proteft.	I: Ich bin die Auferstehung. Joh. 11, 20-27. U: In Christus werden alle. 1. Kor. 15, 12-19.			Tageslänge:		10 Stund. 21 M.		
Kathol.:	Vom Sämann u. guten Samen. Luk. 8, 4-15.							
18 Sonnt.	Serages.	Seragesimä	☾	7 ²³	5 ⁵⁴	10 ¹⁶	8 ²⁵	49/317
19 Mont.	Konrad	Konrad	☾	7 ³¹	5 ⁵⁶	11 ²¹	8 ⁴⁷	50/316
20 Dienst.	Eucharis	Dioba lebt.	☾	7 ²⁹	5 ⁵⁷	Ncht	9 ¹³	51/31
21 Mittw.	Gleonore	Gleonora	☾	7 ²⁸	5 ⁵⁹	12 ²⁶	9 ⁴⁴	52/31
22 Donnst.	German.	Petri Stf.	☾	7 ²⁶	6 ⁰	1 ³⁰	10 ²¹	53/31
23 Freitag	Reinhard	Milburg	☾	7 ²⁵	6 ²	2 ³²	11 ⁸	54/31
24 Samst.	Matthias	Matthias	☾	7 ²⁴	6 ³	3 ²⁹	12 ⁵	55/31
8. Proteft.	I: Jesus bei Zachäus. Luk. 19, 1-10. U: Was muß ich thun. Ap. Gesch. 16, 25-34.			Tageslänge:		10 St. 43 Min.		
Kathol.:	Jesus heilt einen Blinden. Luk. 18, 31-42.							
25 Sonnt.	Estomibi	Quinquages.	☾	7 ²²	6 ⁴	4 ²⁰	11 ²	56/31
26 Mont.	Nataris	Rechtildis	☾	7 ²⁰	6 ⁵	5 ²	2 ²⁶	57/30
27 Dienst.	Rechtild	Faschnacht	☾	7 ¹⁸	6 ⁷	5 ³⁹	3 ⁴⁹	58/30
28 Mittw.	Leander	† A s c h e r m.	☾	7 ¹⁶	6 ¹	6 ¹	5 ¹³	59/30

2. Adelheid von Rizingen; Marquard. — 4. Andreas; Rabanus. — 11. Euphrosine; Theodor. — 18. Simeon B. — 25. Walburga. — 27. Leander B.; Rechtild. — 28. Roman Abt; Leander.

Mondphasen.

Erstes Viertel am 6. um 5 Uhr 23 Minut. Nachmittags. Vollmond am 14. um 2 Uhr 50 Min. Nachmittags. Letztes Viertel am 22. um 5 Uhr 44 Min. Nachmittags.

☾ Mond geht abwärts am 9.
☽ Mond geht aufwärts am 24.

Planetenlauf.

Merkur kommt am 9. in obere Konjunktion zur Sonne, durchwandert Steinbock und Wassermann und ist unsichtbar. **Venus** durchwandert die Sternbilder Wassermann und Fische und ist in den Abendstunden sehr gut sichtbar. **Mars** ist rechtläufig im Steinbock und der Sonne noch sehr nahe, deshalb unsichtbar. **Jupiter** geht vor 3 Uhr Morgens auf, befindet sich im Skorpion und kommt am 28. in Quadratur zur Sonne. **Saturn** geht um 4¹/₂ Uhr Morgens auf und um Mittag unter und ist rechtläufig im Schützen.

Der Mond ist am 1. um 1 Uhr Vormittags in der Erdnähe, am 2. und 16. im Aequator und am 16. um 2 Uhr Vormittags in der Erdferne.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.

Februar fängt trübe an, am 5. ist es schön, dann unfreundlich bis 8. Der 9. und 10. ist sehr kalt. Die Kälte dauert fort bis 12. Am 13. kommt plötzlich warmer Regen, auf welchen großes Wasser folgt, das bis zum 26. anhält, und von da an ist es bis zum Ende rau und windig mit Schnee.

Bauernregeln.

Wie der Februar, so der August. — Wenn am 2. Hornung die Sonne scheint, gerathen die Erbsen wohl. Matthy. bricht Eis, hat er feins, so macht er eins. Wenn im Hornung die Schnaken geigen, müssen sie im März schweigen. Petri Stuhl kalt, die Kälte noch länger anhält. Je stürmischer um Lichtmeh, je picherer ein schönes Frühjahr. Zu Lichtmeh kommt der Dachs aus seiner Höhle das Wetter anzuschauen; sieht er seinen Schatten, kehrt er noch 4 Wochen in seine Höhle zurück. Heftige Nordwinde am Ende Februar, vermeiden ein fruchtbares Jahr.

März oder Frühlingsmonat.

Wochentage	Protestant.	Katholisch	Mond- Sauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Donnst.	Albinus	Suibert B.		7 14	6 10	6 39	6 37	60/306
2 Freitag	Simplicius	Simplicius		7 12	6 12	7 6	7 59	61/305
3 Samst.	Titian	Kunigund K.		7 10	6 14	7 33	9 21	62/304
9. Proteft. (L: Das Sihen z. Rechten etc. Matth. 20, 17—23. (R: Heiliget ein Fasten. Joel 2, 12—15. •Kathol.: Jesus wird vom Teufel versucht. Matth. 4, 1—11.				Tageslänge: 11 St. 7 Min.				
4 Sonnt.	1. Invoe.	1. Invoeav.		7 7	6 16	8 3	10 41	63/303
5 Mont.	Friedrich	Friedrich		7 5	6 18	8 35	11 56	64/302
6 Dienst.	Felicitas	Frid. v. Saff.		7 3	6 19	9 13	Ncht.	65/301
7 Mittw.	Philemon	† I. Quat.		7 1	6 20	9 58	1 6	66/300
8 Donnst.	40 Ritter	Joh. v. G.		6 59	6 22	10 49	2 6	67/299
9 Freitag	Wieland	† Franziska		6 57	6 24	11 45	2 58	68/298
10 Samst.	Cyrellus	† 40 Märtyr.		6 55	6 25	12 46	3 42	69/297
10. Proteft. (L: D. Sterb. d. Weizenforns. Joh. 12, 20—27. (R: Selig der, den Gott straft. Job 5, 17—27. •Kathol.: Von der Verkürzung Jesu. Matth. 17, 1—9.				Tageslänge: 11 St. 34 Min.				
11 Sonnt.	2. Remin.	2. Remin.		6 53	6 26	1 49	4 16	70/296
12 Mont.	Gabriel	Gregor d. Gr.		6 51	6 27	2 52	4 44	71/295
13 Dienst.	Ernst	Theodora J.		6 49	6 29	3 55	5 9	72/294
14 Mittw.	Wechthild	Mathilde K.		6 47	6 31	4 58	5 31	73/293
15 Donnst.	Christoph	Vonginus		6 45	6 32	6 1	5 51	74/292
16 Freitag	Julian	Heribert		6 43	6 33	7 4	6 11	75/291
17 Samst.	Patricius	Bertrud J.		6 41	6 35	8 7	6 33	76/290
11. Proteft. (L: Verkürzung Jesu. Joh. 17, 1—8. (R: Gebet um Zions Aufbau. Ps. 102, 13—23. •Kathol.: Jesus treibt einen Teufel aus. Luk. 11, 14—28.				Tageslänge: 11 St. 58 Min.				
18 Sonnt.	3. Oculi	3. Oculi		6 39	6 37	9 11	6 54	77/289
19 Mont.	Jos. d. Gr.	Bl. Joseph		6 37	6 38	10 15	7 19	78/288
20 Dienst.	Alexander	Cyrril		6 35	6 39	11 21	7 47	79/287
21 Mittw.	Benedikt	Benedikt A.		6 33	6 41	Ncht.	8 23	80/286
22 Donnst.	Klaus	Nikolaus		6 31	6 43	12 23	9 5	81/285
23 Freitag	Eberhard	Viktorian		6 29	6 44	1 20	9 57	82/284
24 Samst.	Simeon	7 Schm.M.		6 27	6 45	2 12	10 58	83/283
12. Proteft. (L: Heiligung in d. Wahrheit. Joh. 17, 9—19. (R: Gnade Gottes in Christ. 1. Tim. 1, 12—16. •Kathol.: Jesus speiset 5000 Mann. Joh. 6, 1—15.				Tageslänge: 12 St. 27 Min.				
25 Sonnt.	4. Lätare	4. Lät. Werk		6 25	6 46	2 56	12 9	84/282
26 Mont.	Emanuel	Kastulus		6 23	6 48	3 34	1 23	85/281
27 Dienst.	Lydia	Ruppert B.		6 21	6 49	4 7	2 42	86/280
28 Mittw.	Guntram	Gundelinde		6 19	6 51	4 33	4 4	87/279
29 Donnst.	Berthold	Ludolf B.		6 17	6 52	5 4	5 26	88/278
30 Freitag	Guido	Quirin		6 15	6 54	5 31	6 49	89/277
31 Samst.	Detlev	Balbina		6 13	6 55	5 59	8 10	90/276

4. Kasimir; Adrian. — 7. Thomas v. Aq. — 11. Rosine. — 18. Gabriel, Erz.; Anselm, Epla.

Mondphasen.

Neumond am 1. um 12 Uhr 25 Min. Mittags. Erstes Viertel am 8. um 6 Uhr 34 Min. Vormittags. Vollmond am 16. um 9 Uhr 12 Minuten Vormittags. Letztes Viertel am 24. um 6 Uhr 37 Min. Vormittags. Neumond am 30. um 9 Uhr 31 Min. Nachmittags.

- ☾ Mond geht abwärts am 8.
- ☽ Mond geht aufwärts am 23.

Planetenauf.

Merkur wird am 15. rückläufig in den Fischen, erreicht am 8. seine größte östliche Elongation (18°) zur Sonne, deshalb kurze Zeit in der Abenddämmerung sichtbar; kommt am 25. in untere Konjunktion und ist unsichtbar. **Venus** kann bis gegen 10 Uhr Abends im Widder sehr gut beobachtet werden. **Mars** ist rückläufig im Wassermann, kommt am 18. ins Perihel und ist immer noch unsichtbar in Folge seiner Sonnennähe. **Jupiter** wird stationär im Skorpion und am 27. rückläufig daselbst und geht um 1 Uhr Morgens auf. **Saturn** geht um 3 Uhr Morgens auf und ist rückläufig im Schützen.

Der Mond ist am 1. um 1 Uhr Nachm. und am 30. um 12 Uhr Nachts in der Erdnähe, am 1., 15. und 29. im Äquator und am 15. um 2 Uhr Vorm. in der Erdsferne.

Wetterber. nach dem 100f. Kalender.

März ist vom Anfang bis zum 21. meist kalt und rauh, am 22. fällt warmer Regen, am 26. hellt es sich wieder auf und wird schön warm, am 31. wird es wieder kühl und regnerisch.

Bauernregeln.

Viel und langer Schnee, viel Heu, aber mager Korn und dicke Spreu. — Märzschnee thut Frucht und Weinstock weh; Märzstaub bringt Gras und Laub. — Donnerst im März, schneits im Mai. — Wie's im März regnet, wirbs im Juni wieder regnen. — Märzdonner bedeutet ein fruchtbares Jahr. — Kasser März, trockner April, das Futter nicht gerathen will, kommt dazu ein kalter Mai, giebt es wenig Frucht, Wein und Heu. — So viel im März Regen, so viel Gewitter nach 100 Tagen. — Ist es an Vonginus (15.) feucht, so bleiben die Kornbdden leicht. — Ist's an Josefstag (19.) klar, so folgt ein fruchtbares Jahr. — Ist an Ruprecht (27.) der Himmel rein, so wird es auch im Juni sein. — Karfreitag Regen, bringt ein fruchtbares Jahr zuwegen.

April oder Ostermonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnens-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
13. Protest. <i>(L: Gemeinschaft mit Gott zc. Joh. 17, 20-26. U: Herr, errette meine Seele. Ps. 116.</i> Kathol.: Die Juden wollten Jesum zc. Joh. 8, 46-59. Tageslänge: 12 St. 50 Min.								
1 Sonnt.	5. Judica	5. Judica		6 11	6 56	6 30	9 31	91/275
2 Mont.	Theodosia	Franz v. Paul		6 9	6 58	7 7	10 46	92/274
3 Dienst.	Darius	Richard B.		6 7	6 59	7 50	11 53	93/273
4 Mittw.	Ambros	Fridor B.		6 5	7 0	8 40	Ncht	94/272
5 Donnst.	Vinzenz	7 Schm. Mar.		6 3	7 2	9 35	12 50	95/271
6 Freitag	Trenäus	Sixtus P.		6 1	7 4	10 37	1 36	96/270
7 Samst.	Elvira	Petrus Can.		5 59	7 5	11 40	2 15	97/269
14. Protest. <i>(L: Einzug Jesu in Jerus. Joh. 12, 12-19. U: Der Herr ist König. Ps. 99.</i> Kathol.: Vom Einzuge Jesu zc. Matth. 21, 1-9. Tageslänge: 13 St. 17 Min.								
8 Sonnt.	6. Palmf.	6. Palmfont.		5 57	7 6	12 43	2 46	98/268
9 Mont.	Demetrius	Mar. Cleophä		5 55	7 8	1 46	3 12	99/267
10 Dienst.	Daniel	Pompejus		5 53	7 9	2 50	3 35	100/266
11 Mittw.	Julius	Leo P.		5 51	7 11	3 53	3 58	101/265
12 Donnst.	Gründonn.	† Gründonn.		5 49	7 12	4 55	4 17	102/264
13 Freitag	Karsfreitag	† Karsfreitag		5 47	7 14	5 58	4 37	103/263
14 Samst.	Lidwina	† Karsams.		5 45	7 15	7 2	4 59	104/262
15. Protest. <i>(L: Was suchet ihr den zc. Luf. 24, 1-12. U: Christus ist auferstand. 1. Kor. 15, 20-26.</i> Kathol.: Von der Auferstehung Jesu. Mar. 16, 1-7. Tageslänge: 13 St. 43 Min.								
15 Sonnt.	I. Osterfest	Bl. Osterf.		5 43	7 17	8 8	5 22	105/261
16 Mont.	II. Osterfest	Ostermontag		5 41	7 18	9 13	5 51	106/260
17 Dienst.	Anicetus	Rudolf A.		5 39	7 19	10 16	6 25	107/259
18 Mittw.	Ulmann	Wictery B.		5 37	7 21	11 15	7 5	108/258
19 Donnst.	Hermog.	Emma		5 36	7 22	Ncht	7 54	109/257
20 Freitag	Abdolar	Sulpitius		5 34	7 23	12 8	8 52	110/256
21 Samst.	Anselm	Anselm Archl.		5 32	7 25	12 56	9 58	111/255
16. Protest. <i>(L: Es ist der Herr. Joh. 21, 1-14. U: Ich vermag alles zc. Phil. 4, 8-13.</i> Kathol.: Jes. kommt b. verschlossenen zc. Joh. 20, 19-31. Tageslänge: 14 St. 6 Min.								
22 Sonnt.	1. Quasim.	Weiß. S.		5 30	7 27	1 32	11 19	112/254
23 Mont.	Georg	Adalbert		5 29	7 28	2 6	12 25	113/253
24 Dienst.	Albert	Fidelis v. Sig.		5 27	7 29	2 35	1 42	114/252
25 Mittw.	Ermin	Markus G.		5 25	7 31	3 3	3 1	115/251
26 Donnst.	Kletus	Maria v. g. R.		5 23	7 32	3 29	4 21	116/250
27 Freitag	Anastasius	Trudpert		5 21	7 33	3 56	5 41	117/249
28 Samst.	Theodor	Bal., Vital.		5 19	7 35	4 26	7 1	118/248
17. Protest. <i>(L: Simon Jona, hast zc. Joh. 21, 15-19. U: Friede nach d. Leidtrag. Jes. 57, 13-21.</i> Kathol.: Vom guten Hirten. Joh. 10, 2-16. Tageslänge: 14 St. 29 Min.								
29 Sonnt.	2. Misere	2. Misere		5 17	7 36	5 0	8 19	119/247
30 Mont.	Alixtus	Hildegard		5 16	7 37	5 40	9 31	120/246

Mondphasen.
 Erstes Viertel am 6. um 9 Uhr 55 Min. Nachmittags. Vollmond am 15. um 2 Uhr 2 Min. Vormittags. Letztes Viertel am 22. um 3 Uhr 33 Minuten Nachmittags. Neumond am 29. um 6 Uhr 23 Min. Vormittags.

() Mond geht abwärts am 4.
 () Mond geht aufwärts am 19.

Planeteneauf.
Mercur wird am 6. wieder rückläufig im Wassermann und erreicht am 22. seine größte westliche Elongation (27°) zur Sonne; kann in der Morgendämmerung kurze Zeit beobachtet werden. **Venus** erreicht am 29. seine größte östliche Elongation zur Sonne und ist so im Stier bis 11 Uhr Nachts schön zu sehen. **Mars** geht erst 1/2 Stunde vor der Sonne auf deshalb unsichtbar. **Jupiter** ist rückläufig im Skorpion und geht um 11 Uhr Nachts auf. **Saturn** wird stationär und am 15. rückläufig im Schützen und geht um 1 Uhr Früh auf.

Der Mond ist am 11. um 11 Uhr Vormittags in der Erdferne am 11. und 25. im Aequator und am 27. um 6 Uhr Vorm. in d. Erdnähe.

Wetterher. nach dem 100j. Kalender
 April ist kalt und trocken bis 15., so daß am 16. und 17. Rosmarin und Nessel erfrieren, worauf wieder gelindes Wetter folgt; v. 25. bis ans Ende ist es warm, u. am 28. donnert es und bleibt warm.

Bauernregeln.
 Der April ist nicht zu gut, er schneit dem Bauern auf den Gut.
 — Dürrer April ist nicht des Bauern Will; Aprilregen ist ihm gelegen. — Märzgen trocken, Aprilgen naß, füllt des Bauern Scheuer und Faß. — Tiburtius (14.) der Kinder Freud', weil erstmals heut' der Kuckuck schreit. — Wenn die Rebem um Georgi sind noch blutt und blind, so soll sich freuen, Mann, Weib und Kind. — Auf nassen April folgt trockener Juni. — Aprilenschnee dünget, Märzenschnee frißt. — Bringt Rosamunde (2.) Sturm und Wind, so ist Sibylle (29.) uns gelind. — Ist Mar-tus (25.) kalt, so bleibt die Bitt-woche kalt. — So lange die Frösche vor Georgi quaken, so lange müssen sie nach Georgi schweigen.

1. Hugo B.; Theodor. — 8. Dionisius; Albrecht. — 12. Zeno; Gufstorgius. — 13. Hermenegild; Patric. — 15. Anastasia; Simon. — 16. Lambert; Aron. — 22. Lothar. — 29. Robert; Sybilla.

Mai oder Wonnemonat.

Spätag	Protest.	Katholisch	Mond- Sonn-	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.	
				Mg.	Utg.	Aufg.	Utg.		
1	Dienst.	Walburga	Phil. u. Jak.	☉☽	5 14	7 39	6 27	10 34	121/245
2	Mittw.	Sigism.	Athanasius	☉☽	5 12	7 41	7 22	11 27	122/244
3	Donnst.	Alexander	Hl. + Auffind.	☉☽	5 11	7 42	8 22	Nächt.	123/243
4	Freitag	Frühl.-M.	Monika W.	☉☽	5 9	7 43	9 26	12 10	124/242
5	Samst.	Frdr. d W.	Pius V P.	☉☽	5 7	7 45	10 31	12 45	125/241
18. Protest. <i>I:</i> Meine Schafe hören u. Joh. 10, 22—30. <i>R:</i> Der Gerechte wird u. Hebr. 10, 32—39.				Tageslänge: 14 St. 52 Min.					
Kathol.: Ueber ein Kleines werdet u. Joh. 16, 16—22.									
6	Sonnt.	3. Jubilate	3. Jubil.	☉☽	5 5	7 46	11 35	1 14	126/240
7	Mont.	Gottfried	Stanislaus	☉☽	5 4	7 48	12 39	1 39	127/239
8	Dienst.	Wiron	Mich. Ersh.	☉☽	5 3	7 49	1 42	2 0	128/238
9	Mittw.	Gregor	Gregor	☉☽	5 1	7 51	2 45	2 21	129/237
10	Donnst.	Gordian	Gordian	☉☽	5 0	7 52	3 48	2 41	130/236
11	Freitag	Mamertus	Gangolf	☉☽	4 59	7 53	4 51	3 2	131/235
12	Samst.	Pankraz	Pankraz	☉☽	4 57	7 55	5 56	3 26	132/234
19. Protest. <i>I:</i> Jesus das Brod u. Joh. 6, 35—40. <i>R:</i> Gott die Quelle des Lebens. Pf 36, 6—11.				Tageslänge: 15 St. 12 Min.					
Kathol.: Ich geh zu dem, der mich u. Joh. 16, 5—15.									
13	Sonnt.	4. Cantate	4. Cantate	☉☽	4 56	7 56	7 2	3 53	133/233
14	Mont.	Bonifaz.	Bonifazius	☉☽	4 54	7 57	8 7	4 25	134/232
15	Dienst.	Torquatus	Sophia	☉☽	4 53	7 58	9 8	5 2	135/231
16	Mittw.	Beregr.	Joh. v. N.	☉☽	4 52	8 0	10 6	5 50	136/230
17	Donnst.	Torpet.	Paschalis	☉☽	4 50	8 1	10 53	6 47	137/229
18	Freitag	Viborius	Benanz M.	☉☽	4 49	8 2	11 34	7 50	138/228
19	Samst.	Athanasius	Dunstan, Jvo.	☉☽	4 48	8 3	Nächt.	9 0	139/227
20. Protest. <i>I:</i> Bittet, so wird euch u. Matth. 7, 7—14. <i>R:</i> Der gute Weg. Jerem. 6, 16—20.				Tageslänge: 15 St. 19 Min.					
Kathol.: Was ihr in meinem u. Joh. 16, 23—30.									
20	Sonnt.	5. Rogate	5. Rogate	☉☽	4 47	8 4	12 9	10 14	140/226
21	Mont.	Konstant.	Rogate Konst.	☉☽	4 46	8 6	12 39	11 31	141/225
22	Dienst.	Helene	Rogate Julia	☉☽	4 45	8 7	1 5	12 18	142/224
23	Mittw.	Savanarol.	Rogate Renata	☉☽	4 43	8 8	1 31	2 4	143/223
24	Donnst.	Christi	Himmelfahrt	☉☽	4 42	8 10	1 57	3 21	144/222
25	Freitag	Urban	Gregor P.	☉☽	4 41	8 11	2 25	4 39	145/221
26	Samst.	Veda	Philipp	☉☽	4 40	8 12	2 55	5 57	146/220
21. Protest. <i>I:</i> Ich will euch nicht u. Joh. 14, 14—20. <i>R:</i> Sie waren stets u. Apostgesch. 1, 12—14.				Tageslänge: 15 St. 44 Min.					
Kathol.: Wann aber der Tröster u. Joh. 15, 16—27.									
27	Sonnt.	6. Exaudi	6. Exaudi	☉☽	4 38	8 13	3 32	7 10	147/219
28	Mont.	Wilhelm	Germanus	☉☽	4 38	8 14	4 15	8 13	148/218
29	Dienst.	Theodosia	Theodos. J.	☉☽	4 37	8 15	5 6	9 16	149/217
30	Mittw.	Ferdinand	Ferdinand	☉☽	4 37	8 16	6 5	10 3	150/216
31	Donnst.	Wigand	Petronilla	☉☽	3 36	8 17	7 8	10 42	151/215

Mondphasen.

Erstes Viertel am 6. um 2 Uhr 39 Minuten Nachmittags. Vollmond am 14. um 4 Uhr 37 Min. Nachmittags. Letztes Viertel am 21. um 9 Uhr 31 Min. Nachmittags. Neumond am 28. um 3 Uhr 50 Min. Nachmittags.

☾ Mond geht abwärts am 2.
☽ Mond geht aufwärts am 16.
☾ Mond geht abwärts am 29.

Planetenlauf.

Merkur durchwandert die Sternbilder Fische und Widder und kommt am 30. in obere Konjunktion zur Sonne und ist sehr ungünstig zur Beobachtung. **Venus** ist immer noch bis 11 1/2 Uhr Nachts in den Zwillingen sehr gut zu beobachten. **Mars** ist rückläufig im Widder, geht jedoch erst eine Stunde vor der Sonne auf. **Jupiter** kommt am 27. in Opposition zur Sonne, ist rückläufig im Skorpion und geht gegen 9 Uhr Abends auf. **Saturn** ist rückläufig im Schützen und geht um 11 Uhr Nachts auf. Der Mond ist am 8. und 22. im Aequator, am 9. um 3 Uhr Vormittags in der Erdferne und am 24. um 7 Uhr Nachmittags in der Erdnähe.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.
Mai ist schön bis zum 6., dann einige Tage windig und rauh, vom 8. bis 18. ist es so trocken und warm, daß alle Gewässer von der Dürre leiden, vom 25. bis 29. kommt endlich warmer Regen, und von da fruchtbar bis ans Ende.

Bauernregeln.

Abendthau und kühl im Mai, bringt Wein und vieles Heu. — Schöne Eichenblüt im Mai, bringt ein gutes Jahr herbei. — Servaz, Pankraz, Bonifaz. Seht die 3 Gispatronen an: Sollten dem Winzer nicht im Kalender stan. — Trockener Mai, dürres Jahr. — Viel Gewitter im Mai, singt der Bauer Juchheil. Auf trockenem Mai, kommt nasser Juni herbei. — Wenn am 1. Mai Reif fällt, so geräth die Frucht wohl. — Pankraz (12.) und Urban (25.) ohne Regen, folgt großer Weinsegen. — Vor Servaz (13.) kein Sommer, nach Servaz kein Frost. — Maifäserjahr ein gutes Jahr. — Sae Rettig im wässrigten Zeichen des wachsenden Monds. — Regen am Himmelfahrtstag, zeigt schlechte Heuernte an. — Nasse Pflingsten, grüne Weihnachten. — Grünt die Eiche vor der Esche, dann hält der Sommer Wäsche; die Esche vor der Eiche, dann hält d. Sommer Bleiche.

Juni oder Brachmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Hg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Freitag	Olmo	Grasmus		436	818	814	1114	152/214
2 Samst.	Paula	Klotilde K.		435	819	920	1141	153/213
22.	Protest. { Kathol. {	I: Nehmet hin d. h. Geist Joh. 20, 19-23. II: Der Geist macht lebend. 2 Kor. 3, 4-6. Wer mich liebt, wird zc. Joh. 14, 23-31.		Tageslänge: 15 Stb. 56 Min.				
3 Sonnt.	I. Pfingstf.	Bl. Pfingstf.		434	819	1025	Ncht	154/212
4 Mont.	II. Pfingstf.	Pfingstmont.		433	820	1129	12 4	155/211
5 Dienst.	Valerie	Bonifaz B.		433	821	1232	1224	156/210
6 Mittw.	Benigna	† II. Quat.		432	822	134	1245	157/209
7 Donnst.	Gottlieb	Robert Abt		432	823	237	1 6	158/208
8 Freitag	Medardus	† Robert		431	824	342	127	159/207
9 Samst.	Primus	† Medardus		431	824	447	153	160/206
23.	Protest. { Kathol. {	I: Der Taufbefehl. Matth. 28, 16-20. II: Der Segen des Herrn. 4. Mos. 6, 22-27. Mir ist alle Gewalt gegeben. Matth. 28, 18-20.		Tageslänge: 16 St. 4 Min.				
10 Sonnt.	Trinitatis	1. n. Pfingstf.		431	825	552	223	161/205
11 Mont.	Jduna	Barnabas		431	825	656	258	162/204
12 Dienst.	Barnabas	Johannes		431	826	756	343	163/203
13 Mittw.	Tobias	Anton		430	827	848	436	164/202
14 Donnst.	Elisabeth	Kronlechnf.		430	827	932	533	165/201
15 Freitag	Veit	Vitus (14N.)		430	828	1010	649	166/200
16 Samst.	Justina	Benno B.		430	828	1043	8 4	167/199
24.	Protest. { Kathol. {	I: Die Seligpreisungen. Matth. 5, 1-12. II: Die zehn Gebote. 2. Mos. 20, 1-17. Vom großen Abendmahle. Luk. 14, 16-24.		Tageslänge: 16 Stund. 8 M.				
17 Sonnt.	1. n. Trin.	2. n. Pfingstf.		430	829	1111	920	168/198
18 Mont.	Arnulph	Markus		430	829	1126	1037	169/197
19 Dienst.	Gerhard	Juliana J.		430	830	Ncht	1153	170/196
20 Mittw.	Silverius	Silver. P.		430	830	12 2	110	171/195
21 Donnst.	Alban	Mois		430	830	1228	226	172/194
22 Freitag	Paulus	Herz Jesuf.		430	831	1257	343	173/193
23 Samst.	Basilius	Alban		430	831	130	456	174/192
25.	Protest. { Kathol. {	I: Senforn u. Sauerteig. Matth. 13, 31-33. II: Das Evgl. eine Kraft. Rom. 1, 8-17. Vom verlorenen Schafe. Luk. 15, 1-10.		Tageslänge: 16 St. 8 Min.				
24 Sonnt.	2. n. Trin.	3. n. Pfingstf.		430	831	210	6 3	175/191
25 Mont.	Augsb. K.	Wilh., Abt		431	831	257	7 4	176/190
26 Dienst.	Jeremias	Joh. u. Paul		431	831	352	755	177/189
27 Mittw.	7 Schläf.	Ladislauß		432	831	453	833	178/188
28 Donnst.	Benjamin	† Leo P.		432	831	557	914	179/187
29 Freitag	Pet. u. Paul	Peter u. Paul		432	831	7 4	942	180/186
30 Samst.	Pauli G.	Pauli Ged.		433	830	810	10 7	181/185

Mondphasen.

Erstes Viertel am 5. um 7 Uhr 59 Min. Vormittags. Vollmond am 13. um 4 Uhr 39 Min. Vormittags. Letztes Viertel am 20. um 1 Uhr 57 Min. Vormittags. Neumond am 27. um 2 Uhr 27 Min. Vormittags.

- ☾ Mond geht aufwärts am 13.
- ☾ Mond geht abwärts am 25.

Planetenlauf.

Merkur durchwandert den Stier und die Zwillinge und wird in der zweiten Hälfte des Monats in der Abenddämmerung kurze Zeit sichtbar. **Venus** erreicht am 1. ihren größten Glanz als Abendstern und wird am 16. rückläufig in den Zwillingen. **Mars** ist rückläufig im Stier und geht bereits 2 Stunden vor der Sonne auf. **Jupiter** geht vor Sonnenuntergang auf und um 2 1/2 Uhr Morgens unter und ist noch rückläufig in Skorpion. **Saturn** geht um 9 Uhr Abends auf, ist rückläufig im Schützen und kommt am 23. in Opposition zur Sonne.

Der Mond ist am 5. und 18. im Aequator, am 5. in der Erdferne, am 19. um 3 Uhr Vormittags in der Erdnähe.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.

Juni ist schön bis zum 8., am 9. und 10. Regen, darauf folgt Früh-Nebel bis zum 13., Johann Regenwetter bis zum 23. und hierauf schönes Wetter bis ans Ende.

Bauernregeln.

Juni feucht u. warm, macht den Bauern nicht arm. — Donnerst's im Juni, so geräth das Korn. — Wenn im Juni Nordwind weht, das Korn zur Ernte trefflich steht. — O heiliger Veit (15.) o regne nicht, daß es uns nicht an Gerst' gebriecht. — Vor Johannis-tag keine Gerst man loben mag. — Verblüht d. Weinstock i. Vollmondlicht, er vollen feisten Traub' verspricht. — Wie's wittert auf Medardustag (8), so bleibt's 6 Wochen lang darnach.

- 3. Klotildis; Erasmus, P. —
- 4. Franc. Car.; Karpasius. — 10. Margar. K.; Friedrich. — 14. Basilius. — 17. Adolf; Volkmar. — 24. Joh. der Täufer.

Juli oder Heumonat.

Wochentage	protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
26	I: V. d. köfil. Perle. Matth. 13, 44-46. II: Gottes Erbarmen. Röm. 9, 14-21. Kathol.: Vom Fischzuge Petri. Luk. 5, 1-11.			Tageslänge: 16 St. 4 Min.				
1 Sonnt.	3. n. Trin	4. n. Pfingst	☾	434	830	915	1029	182/184
2 Mont.	M. Heimsf.	Mar. Heimsf.	☾	436	830	1018	1049	183/183
3 Dienst.	Betram	Eulogius	☾	435	830	1121	1110	184/182
4 Mittw.	Ulrich v. S.	Ulrich B.	☾	435	830	1223	1131	185/181
5 Donnst.	Demetr.	Philomena	☾	436	829	127	1155	186/180
6 Freitag	Gaias	Gaias, G.	☾	437	829	231	Ncht.	187/189
7 Samst.	Willibald	Willibald	☾	438	828	335	1223	188/178
27	I: Im Kindesinn zc. Matth. 18, 1-5. II: Der Herr ist hoch. Pf. 138. Kathol.: Wenn ihr nicht gerechter seid. Matth. 5, 20-26.			Tageslänge: 15 St. 57 Min.				
8 Sonnt.	4. n. Trin	5. n. Pfingst	☾	439	828	440	1254	189/177
9 Mont.	Primus	Elisabeth, K.	☾	440	827	541	133	190/176
10 Dienst.	7 Brüder	Amal., 7B. ☾	☾	441	826	637	233	191/175
11 Mittw.	Cleonore	Pius P.	☾	441	826	726	321	192/174
12 Donnst.	Heinrich	Joh. Gual. ☾	☾	442	826	8 8	430	193/173
13 Freitag	Margareth	Eugen B.	☾	443	825	843	543	194/172
14 Samst.	Bonavent.	Bonaventura	☾	444	824	914	7 2	195/171
28	I: Der verlorene Sohn. Luk. 15, 11-32. II: Die Befehung. Jerem. 3, 11-19. Kathol.: Jesus speiset 4000 Mann. Mark. 8, 1-9.			Tageslänge: 15 St. 47 Min.				
15 Sonnt.	5. n. Trin	Gerichtsf.-Auf.	☾	445	823	941	821	196/170
16 Mont.	Ruth, Anna	Mar. v. B. K.	☾	446	823	10 9	941	197/169
17 Dienst.	Faustus	Alexius	☾	447	822	1033	1058	198/168
18 Mittw.	Rosina	Camillus	☾	448	821	11 2	1215	199/167
19 Donnst.	Arsenius	Binz. v. P. ☾	☾	449	820	1134	133	200/166
20 Freitag	Meta, Gl.	Margareth	☾	450	819	1210	246	201/165
21 Samst.	Praxedis	Arbogast	☾	451	818	Ncht.	355	202/164
29	I: Der reiche Jüngling. Mark. 10, 17-22. II: Unser Glaube ist der zc. 1. Joh. 5, 1-5. Kathol.: V. d. falschen Propheten. Matth. 7, 15-23.			Tageslänge: 15 St. 31 Min.				
22 Sonnt.	6. n. Trin	7. n. Pfingst	☾	453	817	1253	457	203/163
23 Mont.	Albert.	Apollinar. ☾	☾	454	816	144	551	204/162
24 Dienst.	Bernhard	Bernhard	☾	455	815	242	636	205/161
25 Mittw.	Jakob	Jakob Ap.	☾	456	813	345	713	206/160
26 Donnst.	Anna	Anna	☾	457	812	450	744	207/159
27 Freitag	Martha	Pantal. (14N.)	☾	458	811	556	811	208/158
28 Samst.	Pantaleon	Kazarius	☾	459	810	7 2	833	209/157
30	I: D. Aergernis d. Welt. Matth. 18, 6-11. II: Der Weg zum Leben. Pf. 34, 12-23. Kathol.: Vom ungerechten Haushalter. Luk. 16, 1-9.			Tageslänge: 15 St. 14 Min.				
29 Sonnt.	7. n. Trin	8. n. Pfingst	☾	5 1	8 8	8 6	855	210/156
30 Mont.	Adon u. S.	Wiltrudis	☾	5 2	8 7	9 10	915	211/155
31 Dienst.	Thrasylbul	Ignatius	☾	5 4	8 5	10 12	936	212/154

Mondphasen.

Erstes Viertel am 5. um 1 Uhr 14 Minuten Vormittags. Vollmond am 12. Juli um 2 Uhr 22 Minuten Nachmittags. Letztes Viertel am 19. Juli um 6 Uhr 31 Minuten Vormittags. Neumond am 26. um 2 Uhr 43 Min. Nachmittags.

- ☾ Mond geht aufwärts am 10.
- ☾ Mond geht abwärts am 23.

Planetenauf.

Merkur erreicht am 4. seine größte östliche Elongation (26°) zur Sonne und wird am 17. rückläufig im Krebs; in der Abenddämmerung sichtbar. **Venus** kommt am 8. in untere Konjunktion zur Sonne, ist noch rückläufig und wird am 30. wieder rechtläufig in den Zwillingen, verschwindet als Abendstern und wird in der zweiten Hälfte des Monats schon Morgenstern. **Mars** ist rechtläufig im Stier und geht nach 1 Uhr Morgens auf. **Jupiter** wird stationär und am 30. wieder rechtläufig im Skorpion. Aufgang um 4 Uhr Nachmittags, Untergang nach 12 Uhr Nachts. **Saturn** ist noch rückläufig im Schützen, geht um 6 1/2 Uhr Nachmittags auf und um 2 1/2 Uhr Früh unter.

Der Mond ist am 2., 16. und 30. im Aequator, am 3. um 4 Uhr Nachmittags in der Erdbferne, am 15. um 2 Uhr Nachmittags in der Erdnähe, am 31. in der Erdbferne.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.

Juli beginnt mit großer Hitze, welche ungefähr bis zum 15. anhalten wird, vom 15. bis 21. gibt es Regenwetter und dann folgen wieder schöne Tage bis zum Schluss.

Bauernregeln.

Baut Ameis' große Haufen auf, folgt lang und strenger Winter drauf. — Dampf Strohbach nach Gewitterregen, kommt Wetter dann auf andern Wegen. — Was der Juli nicht tocht, kann der September nicht braten. — Wie der Juli, so der nächste Januar. — Wenn Maria im Regen übers Gebirge geht (Maria Heimsuchung), so kehrt sie im Regen wieder (es regnet 40 Tage). — Am Margarethentage (20.) ist Regen eine Plage. — Binzenzen (19.) Sonnenschein, füllt die Fässer mit Wein. — Warme helle Jakobi, kalte Weihnachten. — Hundstage hell und klar, deuten auf ein gutes Jahr. — Auf 3 Tage Sonnenschein 1 Tag Regen, gereicht Berg u. Thal zum Segen.

Tag

August oder Erntemonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Mittw.	Salome	Petri Kettf.	☾	5 58 4	1114	9 ⁵⁸	213/153	
2 Donnst.	Gustav	Alfons v. L.	☾	5 68 3	1217	10 ²⁴	214/152	
3 Freitag	August	India P.	☾	5 88 1	120	10 ⁵³	215/151	
4 Samst.	Perpetua	Dominik D.	☾	5 98 0	224	11 ²⁸	216/150	

31. Protest. ☾: Weß Geistes Kinder zc. Luf. 9, 51-62. Tageslänge:
 ☾: Die Laubheit. Offenb. 3, 14-22. 14 St. 53 Min.
 Kathol.: Jesus weint über Jerusalem. Luf. 19, 41-48.

5 Sonnt.	8. n. Trin.	9. n. Pängst.	☾	510 759	328	Ncht	217/149
6 Mont.	Oswald	Verkl. Chr. G.	☾	511 757	423	12 ¹¹	218/148
7 Dienst.	Donatus	Afra J. M.	☾	512 753	515	1 5	219/147
8 Mittw.	Cyriacus	Cyriacus M.	☾	514 751	558	2 8	220/146
9 Donnst.	Griech	Kajetan B.	☾	515 752	6 ⁹	3 ²⁰	221/145
10 Freitag	Lorenz	Laurent.	☾	517 750	715	4 ³⁶	222/144
11 Samst.	Hermann	Bianka, Eu.	☾	518 749	742	5 ⁵⁷	223/143

32. Protest. ☾: Der neue Lappen zc. Luf. 5 27-38. Tageslänge:
 ☾: Christus das Ende zc. Rom. 10, 1-8. 14 St. 31 Min.
 Kathol.: Vom Pharisäer u. Zöllner. Luf. 18, 9-14.

12 Sonnt.	9. n. Trin.	10. n. Pängst.	☾	519 747	810	7 ¹⁸	224/142
13 Mont.	Kassian	Hippol., Kas.	☾	521 745	826	8 ³⁹	225/141
14 Dienst.	Samuel	Gusebius	☾	523 743	9 5	9 ⁵⁹	226/140
15 Mittw.	Napoleon	Mar. Bimf.	☾	524 742	937	11 ¹⁷	227/139
16 Donnst.	Agapit.	Rochus	☾	525 741	1012	12 ³⁴	228/138
17 Freitag	Augusta	Liberatus	☾	527 738	1054	14 ⁶	229/137
18 Samst.	Rochus	Helena Kf.	☾	528 737	1143	2 ⁵¹	230/136

33. Protest. ☾: Die große Sünderin. Luf. 7, 36-50. Tageslänge:
 ☾: Der Bund des Friedens. Jes. 54, 7-10. 14 St. 8 Min.
 Kathol.: Jesus heilt einen Taubst. Mark. 7, 31-47.

19 Sonnt.	10. n. Trin.	11. n. Pängst.	☾	529 735	Ncht	347	231/135
20 Mont.	Bernhard	Bernhard	☾	531 733	12 ³³	4 ³⁴	232/134
21 Dienst.	Hartwig	Johanna	☾	532 731	1 ³⁸	5 ¹⁴	233/133
22 Mittw.	Timotheus	Timotheus	☾	533 729	2 ¹¹	5 ⁴⁷	234/132
23 Donnst.	Hundstag-Ende.	Zachäus	☾	535 727	347	6 ¹⁴	235/131
24 Freitag	Barthol.	Barthol.	☾	536 625	451	6 ³⁸	236/130
25 Samst.	Ludwig	Ludwig K.	☾	537 624	557	7 0	237/129

34. Protest. ☾: Die Ernte ist groß. Matth. 9, 35-38. Tageslänge:
 ☾: D. rechth. Arbeiter. 2. Tim. 2, 15-19. 13 St. 44 Min.
 Kathol.: Vom barmh. Samariter. Luf. 10, 23-37.

26 Sonnt.	11. n. Tr.	12. n. Pängst.	☾	539 622	659	7 ²¹	238/128
27 Mont.	Gebhard	Gebhard	☾	540 620	8 1	7 ¹²	239/127
28 Dienst.	Augustin	Augustin	☾	542 618	9 3	8 3	240/126
29 Mittw.	Joh. G.	Sabina J.	☾	543 616	10 6	8 ²⁸	241/125
30 Donnst.	Fiakrius	Rosa v. Lima	☾	544 614	11 8	8 ⁵⁰	242/124
31 Freitag	Pauline	Raymund	☾	545 613	12 ¹¹	9 ²	243/123

Mondphasen.

Erstes Viertel am 3. um 5 Uhr 46 Min. Nachmittags. Vollmond am 10. um 10 Uhr 30 Min. Nachmittags. Letztes Viertel am 17. um 12 Uhr 46 Min. Mittags. Neumond am 25. um 4 Uhr 53 Min. Vormittags.

- ☾ Mond geht aufwärts am 6.
- ☾ Mond geht abwärts am 19.

Planetenlauf.

Merkur kommt am 1. in untere Konjunktion und am 19. in größte westl. Elongation (18°) zur Sonne, wird am 11. wieder rechtläufig im Krebs und kann in der zweiten Hälfte des Monats als Morgenstern kurze Zeit gesehen werden. **Venus** ist rechtläufig in den Zwillingen und erreicht am 14. ihren größten Glanz als Morgenstern. **Mars** ist in den Zwillingen rechtläufig und geht um Mitternacht auf. **Jupiter** kommt am 25. in Quadratur zur Sonne, geht um 10^{1/2} Uhr Nachts unter und ist wieder rechtläufig im Skorpion. **Saturn** wird stationär im Schützen und geht um 12 Uhr Nachts unter.

Der Mond ist am 12. und 26. im Aequator, am 12. um 12 Uhr Mittags in der Erdnähe und am 27. um 11 Uhr Nachmittags in der Erdferne.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.

August fängt auch mit großer Hitze an, vom 5. bis 19. folgt dann Regenwetter, am 20. ist es schön, worauf wieder veränderliches Wetter bis ans Ende folgt.

Sauernregeln.

Starke Thauere im August veründen gutes Wetter. — Nach Laurenzi (10.) ist's nicht gut, wenn's Rebholz jetzt noch treiben thut. — Nordwind im Augustmond bringt gut Wetter in das Land. — Sind Laurenzi (10.) u. Bartholomäi (24.) schön, ist guter Herbst vorherzuseh'n. — Ist's in der ersten Augustwoche heiß, so bleibt der Winter lange weiß. — Hitze am St Dominikus (4.), ein strenger Winter kommer muß. Wie das Wetter an Kassian (13.), so hält es mehrere Tage an.

5. Oswald. — 12. Klara. — 19. Joachim, Seb.; Sebald. — 26. Zepherinus; Samuel.

September oder Herbstmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- Sauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Samst.	Adrian	Egid, Berena	☾	547	710	112	10 7	244/122
35.	Protest. (I: D. chr. Vollkommenh. Matth. 5, 43-48. (II: Nicht, daß ichs schon zc. Phil. 3, 12-16. Kathol.: Jesus heilt zehn Aussätzige. Luf. 17, 11-19.					Tageslänge:		
						13 St. 21 Min.		
2 Sonnt.	12. n. Tr.	Schutz. ☾	☾	548	7 8	211	10 ⁵⁴	245/121
3 Mont.	Manjuet.	Seraphia	☾	549	7 8	3 3	11 ⁵⁰	246/120
4 Dienst.	Esther	Rosalia J.	☾	551	7 4	3 ⁵⁰	Ncht.	247/119
5 Mittw.	Justinia	Justinian	☾	552	7 2	4 ³¹	12 ⁵⁶	248/118
6 Donnst.	Nachf.-Anf.	Magnus Abt.	☾	553	7 0	5 7	2 9	249/117
7 Freitag	Regina	Regina M.	☾	555	6 ⁵⁸	5 ³⁸	3 ²⁷	250/116
8 Samst.	Mar. G.	Maria Geb.	☾	556	6 ⁵⁶	6 7	4 ⁴⁸	251/115
36.	Protest. (I: Ein ^{ig} ist noth! Luf. 10, 38-42. (II: Nur in Christus zc. Apostgesch. 4, 5-12. Kathol.: Niemand kann zwei zc. Matth. 6, 24-34.					Tageslänge:		
						12 St. 56 Min.		
9 Sonnt.	Geburtsf. d. Großherz.	☾	☾	558	6 ⁵⁴	6 ³⁵	6 ¹⁰	252/114
10 Mont.	Zodokus	Nikol. v. Tol.	☾	559	6 ⁵²	7 4	7 ³³	253/113
11 Dienst.	Prot. u. S.	Felix u. Reg.	☾	6 0	6 ⁵⁰	7 ³⁶	8 ⁵⁴	254/112
12 Mittw.	Guido	Guido	☾	6 2	6 ⁴⁸	8 ¹²	10 ¹⁴	255/111
13 Donnst.	Matern.	Nothburga J.	☾	6 3	6 ⁴⁶	8 ⁵²	11 ³¹	256/110
14 Freitag	† Erheb.	† Erhöhung	☾	6 4	6 ⁴⁴	9 ⁴⁰	12 ⁴⁰	257/109
15 Samst.	Entr.	Gerf. ☾	☾	6 6	6 ⁴²	10 ³⁴	14 ¹	258/108
37.	Protest. (I: Die Wittve am zc. Matth. 12, 38-44. (II: Lieben mit der That. 1. Joh. 3, 13-18. Kathol.: Vom Jünglinge zu Naim. Luf. 7, 11-17.					Tageslänge:		
						12 St. 31 Min.		
16 Sonnt.	14. n. Tr.	15. n. Pfingst.	☾	6 7	6 ⁴⁰	11 ³³	2 ³²	259/107
17 Mont.	Hildegard	Lampert	☾	6 8	6 ³⁸	Ncht.	3 ¹⁴	260/106
18 Dienst.	Richard	Cornelius P.	☾	6 ¹⁰	6 ³⁵	12 ³⁷	3 ⁴⁸	261/105
19 Mittw.	Markolf	† III. Quat.	☾	6 ¹¹	6 ³³	14 ⁰	4 ¹⁷	262/104
20 Donnst.	Faufa	Gustachius	☾	6 ¹²	6 ³¹	244	4 ⁴³	263/103
21 Freitag	Matthäus	† Matthäus	☾	6 ¹⁴	6 ²⁸	347	5 5	264/102
22 Samst.	Landolin	† Landolin	☾	6 ¹⁶	6 ²⁷	451	5 ²⁷	265/101
38.	Protest. (I: Die Demut. Luf. 17, 7-10. (II: Ein Weiser rühme sich zc. Jer. 9, 23, 24. Kathol.: Jesus heilt einen Wassersücht. Luf. 14, 1-11.					Tageslänge:		
						12 St. 5 Min.		
23 Sonnt.	15. n. Tr.	16. n. Pf.	☾	6 ¹⁷	6 ²⁵	553	547	266/100
24 Mont.	Gerhard	Gerhard	☾	6 ¹⁸	6 ²³	656	6 9	267/99
25 Dienst.	Kleophas	5 Wund. v. Af.	☾	6 ²⁰	6 ²¹	758	6 ³³	268/98
26 Mittw.	Cyprian	Cyprian	☾	6 ²²	6 ¹⁹	9 0	7 0	269/97
27 Donnst.	Rosmas	Rosm. u. Dam.	☾	6 ²³	6 ¹⁷	10 2	7 ³¹	270/96
28 Freitag	Benzel	Lioba i. T. B.	☾	6 ²⁴	6 ¹⁵	11 2	8 7	271/95
29 Samst.	Michael	Michael, Erz.	☾	6 ²⁶	6 ¹³	12 2	8 ⁵¹	272/94
39.	Protest. (I: Die Treue. Matth. 25, 14-30. (II: Treue bis in den Tod. Offenb. 2, 8-11. Kathol.: Vom größten Gebote. Matth. 22, 34-46.					Tageslänge:		
						11 St. 39 Min.		
30 Sonnt.	16. n. Tr.	17. n. Pf.	☾	6 ²⁷	6 ¹¹	12 ⁵⁵	9 ⁴²	273/93

Mondphasen.

Erstes Viertel am 2. um 8 Uhr 56 Minuten Vormittags. Vollmond am 9. um 6 Uhr 6 Minuten Vormittags. Letztes Viertel am 15. um 9 Uhr 57 Minuten Nachmittags. Neumond am 23. um 8 Uhr 57 Minuten Nachmittags.

- ☾ Mond geht aufwärts am 2.
- ☾ Mond geht abwärts am 15.
- ☾ Mond geht aufwärts am 30.

Planetenauf.

Merkur kommt am 13. in obere Konjunktion zur Sonne, ist rechtläufig im Löwen und noch kurze Zeit Morgenstern. **Venus** erreicht bei ihrer rechtläufigen Bewegung im Krebs am 17. ihre größte westliche Elongation (46°) und geht schon gegen 1¹/₂ Uhr Morgens auf. **Mars** ist im Krebs und während der zweiten Nachthälfte gut zu beobachten. **Jupiter** geht schon nach Mittag auf und um 8¹/₂ Uhr Abends unter; rechtläufig im Skorpion. **Saturn** wird am 4. wieder rechtläufig im Schützen, geht um 10 Uhr Abends unter und kommt am 22. in Quadratur zur Sonne.

Der Mond ist am 8. und 22. im Aequator, am 9. um 7 Uhr Nachmittags in der Erdnähe und am 24. in der Erdferne.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.

September ist bis zum 4. schön warm, dann kommt starker Regen, hierauf folgt Donner, darauf tritt schönes Wetter ein bis zum 20. und am 30. giebt es wieder Regenwetter.

Bauernregeln.

Wenn im September Donner und Blitz dir dräuen, magst nächstes Jahr an Obst und Wein dich freuen. — Wie der Hirsch an Egidi (1.) in die Brunst wohl geht, so das Wetter nach vier Wochen noch steht. — So viel Tage vor Michaeli (29.) Reif, so viel Tage nach Georgi Eis. — St. Michel-Wein ist Herren-Wein, St. Gallus-Wein ist Bauernwein. — Nach Septemberegwitter wird man im Hornung vor Schnee und Kälte zittern. — An September-Regen ist dem Bauer viel gelegen. — Auf warmen Herbst folgt meist langer Winter. — Ist Egidi (1.) ein heller Tag, ich dir schönen Herbst ansag'. — Wie sich's Wetter an Maria Geburt (8.) thut verhalten, so soll sich's weiter vier Wochen noch gestalten. — So viel Reif und Schnee vor Michaelis, so viel nach Walburgis.

Oktober oder Weinmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mondlauf	Sonnen-		Mond-		Tage des Jahres.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Mont.	Remigius	Remigius ☾	☾	6 ²⁸	6 ⁹	1 ⁴³	10 ⁴³	274/92
2 Dienst.	Leodegar	Amand ☽	☽	6 ³⁰	6 ⁷	2 ²⁵	11 ⁵⁰	275/91
3 Mittw.	Erwald	Uto Abt ☽	☽	6 ³¹	6 ⁵	3 ¹	Nächt.	276/90
4 Donnst.	Franz	Frz. v. A. ☽	☽	6 ³²	6 ³	3 ³⁴	1 ³	277/89
5 Freitag	Placidus	Placidus ☽	☽	6 ³⁴	6 ¹	4 ³	2 ¹⁹	278/88
6 Samst.	Fides	Bruno, Ordft ☽	☽	6 ³⁵	5 ⁵⁹	4 ³²	3 ³⁸	279/87

Mondphasen.
 Erstes Viertel am 1. um 10 Uhr 11 Minuten Nachmittags.
 Vollmond am 8. um 2 Uhr 18 Min. Nachmittags. Letztes Viertel am 15. um 10 Uhr 51 Min. Vormittags. Neumond am 23. um 2 Uhr 27 Min. Nachmittags. Erstes Viertel am 31. um 9 Uhr 18 Min. Vormittags.

☾ Mond geht abwärts am 13.
 ☽ Mond geht aufwärts am 27.

40. Protest. ☽: Das Ueber schlagen u. Lut. 14, 25-33. Tageslänge: 11 St. 14 Min.
 ☽: D. Kampf um d. Krone. 1 Kor. 9, 24-27.
 Kathol.: Jesus heilt einen Sichtbr. Matth. 9, 1-18.

7 Sonnt.	17. n. Tr.	18. Rosentz. ☽	☽	6 ³⁶	5 ⁵⁷	5 ⁰	5 ⁰	280/86
8 Mont.	Belagius	Brigitta ☽	☽	6 ³⁸	5 ⁵⁵	5 ³¹	6 ²³	281/85
9 Dienst.	Dionys	Dionys B. ☽	☽	6 ³⁹	5 ⁵³	6 ⁶	7 ⁴⁴	282/84
10 Mittw.	Justus	Franz B. ☽	☽	6 ⁴¹	5 ⁵¹	6 ⁴⁵	9 ⁵	283/83
11 Donnst.	Burkhard	Belagius M. ☽	☽	6 ⁴²	5 ⁴⁹	7 ³¹	10 ³⁰	284/82
12 Freitag	Max	Magimil. ☽	☽	6 ⁴³	5 ⁴⁷	8 ²⁵	11 ²⁷	285/81
13 Samst.	Kolom.	Eduard K. ☽	☽	6 ⁴⁵	5 ⁴⁵	9 ²³	12 ²⁴	286/80

Planetenauf.
Merkur erreicht am 30. seine größte östliche Elongation (24°) zur Sonne; in Folge seiner tiefen Stellung und Sonnennähe unsichtbar in der Jungfrau. **Venus** ist noch Morgenstern und rechtsläufig im Löwen. Aufgang gegen 2 Uhr Morgens. **Mars** geht um 11^{1/2} Uhr Nachts auf und ist rechtsläufig im Krebs. **Jupiter** geht um 7 Uhr Abends unter, kommt am 19. in Konjunktion mit Uranus, ist rechtsläufig im Skorpion und in Folge seiner tiefen Stellung ganz ungünstig zur Beobachtung. **Saturn** geht nach Mittag auf und nach 8 Uhr Abends unter und in Folge seiner tiefen Stellung im Schützen sehr ungünstig zur Beobachtung.

41. Protest. ☽: Das Gebet des Herrn. Matth. 6, 9-13. Tageslänge: 10 St. 50 Min.
 ☽: Bitte, Gebet u. Fürbitte. 1. Tim. 2, 1-6.
 Kathol.: Von der königl. Hochzeit. Matth. 22, 1-14.

14 Sonnt.	18. n. Tr.	19. n. Pfingst. ☽	☽	6 ⁴⁷	5 ⁴³	10 ²⁷	11 ¹	287/79
15 Mont.	Theresia	Theresia ☽	☽	6 ⁴⁸	5 ⁴¹	11 ³¹	1 ⁴⁹	288/78
16 Dienst.	Gallus	Gallus Abt ☽	☽	6 ⁴⁹	5 ³⁹	12 ³⁶	2 ²⁰	289/77
17 Mittw.	Eduard	Hedwig K. W. ☽	☽	6 ⁵¹	5 ³⁷	Nächt.	2 ⁴⁷	290/76
18 Donnst.	Lukas	Lukas Ev. ☽	☽	6 ⁵³	5 ³⁵	1 ⁴¹	3 ¹⁰	291/75
19 Freitag	Ferdin.	Ferdinand ☽	☽	6 ⁵⁴	5 ³⁴	2 ⁴³	3 ³²	292/74
20 Samst.	Arthur	Wendelin A. ☽	☽	6 ⁵⁶	5 ³²	3 ⁴⁶	3 ⁵³	293/73

Der Mond ist am 6. und 19. im Aequator, am 8. um 7 Uhr Vormittags in der Erdnähe und am 21. um 7 Uhr Vormittags in der Erdferne.

42. Protest. ☽: Kommet her zu mir u. Matth. 11, 25-30. Tageslänge: 10 St. 25 Min.
 ☽: Die Gotteskindschaft. Gal. 3, 23-29.
 Kathol.: Von des Königs trauem u. Joh. 4, 47-54.

21 Sonnt.	19. n. Tr.	Allg. Kirchw. ☽	☽	6 ⁵⁷	5 ³⁰	4 ⁴⁸	4 ¹⁵	294/72
22 Mont.	Kordula	Kordula ☽	☽	6 ⁵⁹	5 ²⁸	5 ⁵⁰	4 ³⁸	295/71
23 Dienst.	Severin	Severin B. ☽	☽	7 ⁰	5 ²⁶	6 ⁵²	5 ³	296/70
24 Mittw.	Raphael	Raphael Grz. ☽	☽	7 ²	5 ²⁴	7 ⁵⁵	5 ³⁴	297/69
25 Donnst.	Krispin	Krispinus ☽	☽	7 ⁴	5 ²²	8 ⁵⁶	6 ⁹	298/68
26 Freitag	Amanda	Bernward ☽	☽	7 ⁶	5 ²¹	9 ⁵⁵	6 ⁵¹	299/67
27 Samst.	Frument	Sabina ☽	☽	7 ⁶	5 ¹⁹	10 ⁵⁰	7 ⁴	300/66

Wetterber. nach dem 100j. Kalender.
 Oktober fängt mit Regen an, am 15. und 16. schön, dann Regen bis zum 24., worauf wieder schönes Wetter folgt, und vom 29. bis zum Schluß neblig und kühl.

43. Protest. ☽: Jesus der Weinstock. Joh. 15, 1-8. Tageslänge: 9 St. 59 Min.
 ☽: D. Weinberg des Herrn. Jes. 5, 1-7.
 Kathol.: V. d. Königs Rechnung. Matth. 18, 23-35.

28 Sonnt.	20. n. Tr.	21. n. Pfingst. ☽	☽	7 ⁸	5 ¹⁷	11 ³⁹	8 ³⁶	301/65
29 Mont.	Ermelin.	Narzizus ☽	☽	7 ⁹	5 ¹⁶	12 ²³	9 ⁴⁰	302/64
30 Dienst.	Hartmann	Fest d. Reliqu. ☽	☽	7 ¹¹	5 ¹⁴	1 ⁰	10 ⁴⁸	303/63
31 Mittw.	Wolfgang	† Wolfgang ☽	☽	7 ¹³	5 ¹²	1 ³³	Nächt.	304/62

Bauernregeln.
 Warmer Oktober, kalter Febr. — Bringt der Oktober viel Frost und Wind, so sind der Januar und Hornung gelind. — Viel Regen im Oktober, viel Wind im Dezember. — Wenn St. Gallus (16.) die Bittern trägt, für den Wein ein schlechtes Zeichen schlägt. — Mit St. Gall bleibt die Kuh im Stall. — Regen zu Ende Oktober verkündet ein fruchtbares Jahr. — Am St. Lukasstag (18.) soll das Winterkorn schon in die Stoppeln gesät sein. — Wie die Witterung hier wird sein, schlägt sie nächsten März ein.
 7. Amalia. 14. Burkhard: Kalixtus. 21. Ursula. 28. Simon und Juda.

Tag

November oder Windmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond- lauf	Sonnen-		Mond-		Tag: des Jahr: s.
				Aufg.	Utg.	Aufg.	Utg.	
1 Donnst.	Quitpold	Allerheilig.		714	510	2 1	12 1	305/61
2 Freitag	Viktorine	Allerseelen		716	5 9	2 ³⁰	11 ⁵	306/60
3 Samst.	Jda, G.	Pirmin, G.		717	5 7	2 ⁵⁸	2 ³⁴	307/59
44. Protest. (I: Das Licht in der 2c. Matth. 4, 12—17. (II: Wir haben ein 2c. Petr. 1, 19—21. Tage slänge: 9 St. 39 Min. Kathol.: Vom Zinsgroschen. Matth. 22, 15—27.								
4 Sonnt.	Reformat.	22. n. Pfingst.		719	5 5	3 ²⁶	3 ⁵³	308/58
5 Mont.	Emerich	Zach. u. Elis.		720	5 4	3 ⁵⁸	5 ¹³	309/57
6 Dienst.	Leonhard	Leonhard		722	5 3	4 ³⁴	6 ³⁴	310/56
7 Mittw.	Willibrord	Engelbert B.		724	5 1	5 ¹⁸	7 ⁵³	311/55
8 Donnst.	Gottfried	4 gef. Mart.		725	5 0	6 9	9 5	312/54
9 Freitag	Theodor	Theod. M.		727	4 ⁵⁹	7 7	10 8	313/53
10 Samst.	M. Luth.	Iustus B.		728	4 ⁵⁷	8 ¹¹	11 2	314/52
45. Protest. (I: Unser täglich Brod. Matth. 6, 11. (II: Der Herr 2c. Apostgesch. 17, 24—28. Tage slänge: 9 St. 16 Min. Kathol.: B. des Obersten Tochter. Matth. 9, 18—26.								
11 Sonnt.	22. n. Tr.	23. n. Pfingst.		730	4 ⁵⁶	9 ¹⁷	11 ⁴⁴	315/51
12 Mont.	Zonas	Martin P.		731	4 ⁵⁵	10 ²⁴	12 ¹⁹	316/50
13 Dienst.	Briccius	Stan. Kostka		733	4 ⁵³	11 ²⁹	12 ⁴⁸	317/49
14 Mittw.	Petrus	Josaphat		735	4 ⁵²	12 ³³	1 13	318/48
15 Donnst.	Gertrud	Leop. Mtgr		736	4 ⁵¹	Nächt.	1 ³⁶	319/47
16 Freitag	Ottmar	Ottmar, G.		737	4 ⁵⁰	1 ³⁶	1 ⁵⁷	320/46
17 Samst.	Hilda	Hilda, A.		739	4 ⁴⁹	2 ³⁸	2 ¹⁹	321/45
46. Protest. (I: Der irdische Sinn. Luf. 12, 13—21. (II: Gott des Herzens 2c. Pf. 73, 23—26. Tage slänge: 8 St. 56 Min. Kathol.: Vom Senfförlein. Matth. 13, 31—35.								
18 Sonnt.	23. n. Tr.	24. n. Pfingst.		741	4 ⁴⁸	3 ⁴⁰	2 ⁴¹	322/44
19 Mont.	Elisabeth	Elisabeth		742	4 ⁴⁷	4 ⁴³	3 6	323/43
20 Dienst.	Felix	Emilie, Amos		743	4 ⁴⁶	5 ⁴⁵	3 ³⁵	324/42
21 Mittw.	Columban.	Mar. Opf.		745	4 ⁴⁵	6 ⁴⁸	4 8	325/41
22 Donnst.	Cäcilia	Cäcilia J.		746	4 ⁴⁴	7 ⁴⁸	4 ⁴⁸	326/40
23 Freitag	Klemens	Klemens		747	4 ⁴³	8 ⁴⁵	5 ³⁵	327/39
24 Samst.	J. Knor	Johann v. R.		749	4 ⁴²	9 ³⁷	6 ³⁰	328/38
47. Protest. (I: D. böf. Weingärt. Matth. 21, 33—34. (II: Aus der Tiefe rufe ich. Pf. 130. Tage slänge: 8 St. 38 Min. Kathol.: B. Gräuel d. Verwüst. Matth. 24, 15—28.								
25 Sonnt.	24. n. Tr.	25. n. Pfingst.		751	4 ⁴¹	10 ²³	7 ³³	329/37
26 Mont.	Konrad	Konrad		752	4 ⁴⁰	11 2	8 ⁴⁰	330/36
27 Dienst.	Bilhildis	Klodwig		753	4 ³⁹	11 ³⁶	9 ⁵⁰	331/35
28 Mittw.	Sosthenes	Albert d. Gr.		755	4 ³⁹	12 6	11 3	332/34
29 Donnst.	Noe	Elisab. B.		756	4 ³⁸	12 ³³	Nächt.	333/33
30 Freitag	Andreas	Andreas Ap.		758	4 ³⁷	1 0	12 ¹⁸	334/32

Mondphasen.
 Vollmond am 6. um 12 Uhr Nachts. Letztes Viertel am 14. um 3 Uhr 38 Min. Vormittags. Neumond am 22. um 8 Uhr 17 Min. Vorm. Erstes Viertel am 29. um 6 Uhr 35 Min. Nachm.
 ☾ Mond geht abwärts am 9.
 ☽ Mond geht aufwärts am 23.

Planetenauf.
Merkur wird am 10. rückläufig im Skorpion und am 30. wieder rechtläufig in der Waage und kommt am 20. in untere Konjunktion zur Sonne; bleibt unsichtbar in Folge seiner Sonnennähe. **Venus** ist immer noch Morgenstern; Aufgang um 3 1/2 Uhr Morgens. **Mars** kommt am 22. in Quadratur zur Sonne und kann im Löwen gut beobachtet werden. **Jupiter** ist noch im Skorpion rechtläufig und in Folge seiner tiefen Stellung und Sonnennähe unsichtbar. **Saturn** geht schon um 6 1/2 Uhr Abends unter und ist in Folge seiner tiefen Stellung im Schützen ungünstig zur Beobachtung.
 Der Mond ist am 2., 16. und 30. im Aequator, am 5. um 5 Uhr Nachm. in der Erdnähe, am 17. um 7 Uhr Nachm. in der Erdferne.

Wetterber. nach dem 100f. Kalender.
 November beginnt mit schönem Wetter bis zum 4., am 5. und 6. großer Wind, darauf 2 Tage Regen, worauf es wieder schön wird bis zum 16., vom 17.—28. trüb und kalt, alsdann Regen bis ans Ende.

Bauernregeln.
 Ist Martinstag ein trüber Tag, folgt gelinder Winter nach. — St. Martinus (11.) setzt mit Dank schon auf die warme Ofenbank. — Ratharein (25.) stellt Geigen und Pfeifen ein. — Wenn im November die Wasser steigen, so werden sie sich im ganzen Winter zeigen. — Wie der November, so der folgende Mai. — Bringt Allerheiligen einen Winter, so bringt Martini einen Sommer. — Kommt St. Martin mit Winterkält, ifs gut, wenn bald ein Schnee einfällt; man hat ihn lieber dürr als naß, so hält sich auch mit Andreas. — Wie's um Rathrein trüb oder rein, so wird auch der nächste Hornung sein. — Andreaschnee (30.) thut dem Kornemeh. — Der rechte Bauer weiß es wohl, daß im November man wäsfjern soll. — Fällt vor Martini das Laub nicht ab, folgt gar ein schwerer Winter nach. — Am Allerheiligentag einen Span aus einer Buche gehauen; ist er trocken, bedeutet er einen warmen, ist er naß, einen kalten Winter.

Tag

Dezember oder Christmonat.

Wochentage	Protest.	Katholisch	Mond Sonn	Sonnen-		Mond		Tage des Jahres
				Ufg.	Utg.	a	u	
1 Samst.	Longinus	Natalie Gl.		7 ⁵⁹	4 ³⁷	1 ²⁷	1 ³	335/31
48. Protest. <i>I:</i> Der Rathschluß zc. Eph. 1, 3-11. Tageslänge: <i>B:</i> Der Eingang zum Herrn. Ps. 100. 8 St. 26 Min. Kathol.: Es werden Zeichen geschehen. Luf. 21, 25-33.								
2 Sonnt.	1. Advent	1. Advent		3 ⁰	4 ³⁷	1 ⁵⁶	2 ⁵⁰	336/30
3 Mont.	Kassian	Franz Xaver		8 ¹	4 ³⁶	2 ²⁸	4 ⁸	337/29
4 Dienst.	Barbara	Barbara		8 ²	4 ³⁶	3 ⁷	5 ²⁷	338/28
5 Mittw.	Abigail	Petrus Chr.		8 ³	4 ³⁵	3 ⁵³	6 ⁴¹	339/27
6 Donnst.	Klaus	Nikol.		8 ⁴	4 ³⁵	4 ⁴⁸	7 ⁴⁸	340/26
7 Freitag	Agathon	Ambrosius R.		8 ⁵	4 ³⁵	5 ⁴⁹	8 ⁴⁸	341/25
8 Samst.	Martin R.	Mar. Empf.		8 ⁶	4 ³⁴	6 ⁵⁸	9 ³⁸	342/24
49. Protest. <i>I:</i> Sie sind allzumal zc. Rom. 3, 21-26. Tageslänge: <i>B:</i> D. Gesund. bedürf. zc. Mark. 2, 13-17. 8 St. 17 Min. Kathol.: B. d. Geschlechtsregister. Matth. 11, 1-10.								
9 Sonnt.	2. Advent	2. Advent		8 ⁸	4 ³⁵	8 ⁴	10 ¹⁰	343/23
10 Mont.	Eulalia	Melchiades		8 ⁹	4 ³⁴	9 ¹²	10 ⁴⁸	344/22
11 Dienst.	Damafus	Waldemar		8 ¹⁰	4 ³⁴	10 ¹⁹	11 ¹⁶	345/21
12 Mittw.	Gangolf	Adelheid R.		8 ¹¹	4 ³⁴	11 ²³	11 ³⁹	346/20
13 Donnst.	Lucia	Lucia J.		8 ¹²	4 ³⁴	Ncht.	12 ¹	347/19
14 Freitag	Nikafius	Nikafius		8 ¹³	4 ³⁴	12 ²⁵	12 ²²	348/18
15 Samst.	Christine	Christine J.		8 ¹⁴	4 ³⁴	1 ²⁸	12 ⁴⁵	349/17
50. Protest. <i>I:</i> Die Offenbar. Gottes zc. Röm. 2, 9-16. Tageslänge: <i>B:</i> Der Mensch Herr über zc. Ps. 8, 2-10. 8 St. 12 Min. Kathol.: D. Juden sandten Priester zc. Joh. 1, 19-28.								
16 Sonnt.	3. Advent	3. Advent		8 ¹⁴	4 ³³	2 ³	1 ⁹	350/16
17 Mont.	Lazarus	Lazarus		8 ¹⁵	4 ³⁵	3 ³²	1 ³⁵	351/15
18 Dienst.	Bunibald	Mar. Erwart		8 ¹⁶	4 ³⁶	4 ³⁵	2 ⁷	352/14
19 Mittw.	Klemens	† IV. Quat.		8 ¹⁶	4 ³⁶	5 ³⁷	2 ⁴³	353/13
20 Donnst.	Christ.	Christian		8 ¹⁷	4 ³⁶	6 ³⁸	3 ²⁸	354/12
21 Freitag	Winter-A.	† Thomas		8 ¹⁸	4 ³⁷	7 ³¹	4 ²¹	355/11
22 Samst.	Beatrix	† Servul.		8 ¹⁸	4 ³⁷	8 ²⁰	5 ²²	356/10
51. Protest. <i>I:</i> Die Zeit der Erquick. Apstgesch. 3, 19-26. Tageslänge: <i>B:</i> D. Herr unserer Gerechtig. Jer. 33, 14-16. 8 St. 11 Min. Kathol.: Im 15. Jahre der Regierung. Luf. 3, 1-15.								
23 Sonnt.	4. Advent	4. Advent		8 ¹⁹	4 ³³	9 ²	6 ²⁹	357/9
24 Mont.	Ad. u. Ev.	Adam u. Eva		8 ¹⁹	4 ³⁹	9 ³⁸	7 ⁴⁰	358/8
25 Dienst.	I. Weib.-S.	I. Weibn.-S.		8 ¹⁹	4 ³⁹	10 ¹⁰	8 ⁵³	359/7
26 Mittw.	II. Weibn.	Stephan		8 ²⁰	4 ³⁹	10 ³⁹	10 ⁸	360/6
27 Donnst.	Joh. Ev.	Joh. Ap. u. G		8 ²⁰	4 ⁴⁰	11 ⁵	11 ²³	361/5
28 Freitag	Unsch. R.	Unsch. R.		8 ²¹	4 ⁴¹	11 ³¹	Ncht.	362/4
29 Samst.	Jonath.	Thomas		8 ²¹	4 ⁴²	12 ⁸	12 ³⁸	363/3
52. Protest. <i>I:</i> Der Gottheit Fülle zc. Kol. 2, 1-9. Tageslänge: <i>B:</i> Aus seiner Fülle. Joh. 1, 15-18. 8 St. 14 Min. Kathol.: Joseph und Maria zc. Luf. 2, 33-40.								
30 Sonnt.	1. n. Weib.	1. n. Weib.		8 ²¹	4 ⁴²	12 ²⁹	1 ⁶⁴	364/2
31 Mont.	Sylvester	Sylvester		8 ²¹	4 ⁴³	1 ⁴	3 ⁹	365/1

Mondphasen.
 Vollmond am 6. um 11 Uhr
 38 Minuten Vormittags. Letztes
 Viertel am 13. um 11 Uhr 42 Min
 Nachmittags. Neumond am 22
 um 1 Uhr 1 Min. Vormittags.
 Erstes Viertel am 29. um 2 Uhr
 48 Minuten Vormittags.

☾ Mond geht abwärts am 6.
 ☽ Mond geht aufwärts am 20.

Planetenauf.
Merkur erreicht am 8. seine
 größte westliche Elongation (21°)
 zur Sonne und ist im Skorpion
 in der Morgendämmerung leicht
 aufzufinden. **Venus** erreicht zwar
 eine tiefe Stellung zum Aequator,
 ist aber in der Waage immer noch
 als Morgenstern 2 Stunden lang
 vor Sonnenaufgang sichtbar. **Mars**
 wird stationär im Löwen, geht um
 10 Uhr Nachts auf. **Jupiter**
 kommt am 14. in Konjunktion zur
 Sonne, geht also mit derselben auf
 und unter, deshalb unsichtbar im
 Schützen. **Saturn** kommt am 29.
 in Konjunktion zur Sonne, des-
 halb unsichtbar.

Der Mond ist am 3. um 9 Uhr
 Nachmittags in der Erdnähe, am
 13. und 27. im Aequator, am 15.
 um 2 Uhr Nachmittags in der
 Erdferne und am 30. um 5 Uhr
 Nachmittags in der Erdnähe.

Wetterber. nach dem 100j. Kalender
 Dezember ist am 1. schön, darauf
 unfreundlich bis zum 15., vom 16.
 bis 20. kalt, vom 21. bis zum 29.
 trüb mit Schnee, hierauf kalt bis
 zum Schluß.

Bauernregeln.
 Kalter Dez., fruchtbares Jahr
 sind Genossen immerdar. — Kalter
 Christmond mit viel Schnee, bringt
 viel Korn auf Berg u. Hdh. — Je
 trüber das Wetter bei Dezember-
 schnee, je besseres Jahr in Aussicht
 steht. — Mehr Kälte als der Fichten-
 baum, erträgt der Rebstock lobesam,
 wenn im Christmond trocken er ein-
 gefriert. — Stärmet es zur Weib-
 nachtszeit, gibt es viel Obst. — Grüne
 Weihnachten, weiße Ostern. —
 Dez. veränderlich u. lind, ist der
 ganze Winter ein Kind. — Don-
 ner im Winterquartal, bringt uns
 Kälte ohne Zahl.

2. Bibiana, J. M.; Aurelia. —
 9. Valerie J.; Benjamin. — 16.
 Eusebius B.; Ananias. — 19. Ne-
 mestius. — 23. Viktoria; Dagobert.
 — 30. David; Rainer.

Tag

Sau

Genealogie.

A. Deutsches Reich.

540,657 qkm, 52,279,901 Einwohner.
Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen, geb. den 27. Jan. 1859, succ. 15. Juni 1888; vermählt am 27. Febr. 1881 mit **Anguste Viktoria**, Prinzessin von Schleswig-Holstein, geb. den 22. Okt. 1858. Kronprinz **Friedrich Wilhelm**, geboren den 6. Mai 1882.

B. Des großherzoglichen Hauses Baden.

Friedrich August Kronprinz, Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen u. c., geboren zu Karlsruhe am 9. September 1836, folgt seinem Vater als „Regent“, an Stelle seines Bruders des Großherzogs Ludwig II. (geb. am 15. August 1824, gest. am 22. Jan. 1858) am 24. April 1852 an; nimmt den Titel „Großherzog von Baden“ am 6. September 1856 an; General-Inspekteur der V. Armee-Inspektion (Baden und Elsaß-Lothringen), General-Oberst der Kavallerie, Chef des 1. Badischen Leib-Granadier-Reg. Nr. 109, des 1. Bad. Leib-Dragoon-Regiments Nr. 20 und des 1. Badischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 14, Chef des preuss. Rheinischen Alanen-Regiments Nr. 7, des württ. Inf.-Reg. Nr. 126 und des 2. L. Österreich. Infanterie-Regiments Nr. 60, Rgl. Schwed. General, R. d. Schw. Adler-O., des span. O. v. O. v. O., vermählt am 20. September 1856 mit **Friedrichen** Tochter der Prinzessin **Marie Elisabeth**, geboren den 3. Dezember 1838, Tochter weiland Seiner Majestät des deutschen Kaisers, Königs **Wilhelm I.** von Preußen.

Index:

Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold August, Erbgroßherzog von Baden und Herzog von Zähringen (Rgl. Hoheit), geb. zu Karlsruhe den 9. Juli 1857; Chef des 5. Bad. Inf.-Regts. Nr. 113 u. à la suite des 1. Bad. Leib-Granadier-Regts. Nr. 109, des 1. preuss. Garde-Regiments zu Fuß, des 1. preuss. Garde-Alanen-Regiments; Ritter des Schw. A.O., vermählt in Heidenburg (Oberbaden) am 20. Sept. 1885 mit **Silva Charlotte Wilhelmine** Herzogin Prinz. von Nassau und Luxemburg, geb. 5. Nov. 1864 zu Biederich. **Sophie Marie Viktoria**, Großherzogin Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren zu Karlsruhe den 7. August 1862, vermählt am 20. Sept. 1881 mit dem Kronprinzen **Oskar Gustav Adolf** von Schweden, Herzog von Westmännland, geb. zu Schloss Drottningholm 16. Juni 1858.

Geschwister

- Alexandrine Marie Amalie Friederike Elisabeth Sophie**, großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 6. Dezember 1820, vermählt den 3. Mai 1842 mit weiland Seiner Hoheit dem Herzog **Ernst II.** von Sachsen-Coburg-Gotha.
- Ludwig Wilhelm August**, großherzoglicher Prinz und Markgraf von Baden, Herzog v. Zähringen, geb. 18. Dez. 1829, gest. 27. April 1897, Rgl. preuss. General d. Infanterie, à la suite des 1. G.-Feld-Art.-Reg., Chef des 4. Bad. Infanterie-Reg. Nr. 112, Ritter d. Schw. A.O., vermählt zu St. Petersburg am 11. Febr. 1863 mit **Friedrichen** Tochter der Prinzessin **Marie Maximilianovna** Prinz. Romanowskaja geb. 16/4. Okt. 1841; **Index:** 1) **Maria**, geboren zu Baden am 26. Juli 1865, vermählt am 2. Juli 1889 zu Karlsruhe mit **Friedrich**, Erbprinzen v. Anhalt, geb. am 19. August 1856. 2) **Maximilian**, geboren zu Baden am 10. Juli 1867 Dr. utr. jur., Sek.-Lieut. im Garde-Art.-Regiment.
- Karl Friedrich Gustav Wilhelm Maximilian**, großherzoglicher Prinz und Markgraf von Baden, Herzog von Zähringen, geboren den 9. März 1832, Rgl. preussischer General der Kavallerie, Chef des 2. Badischen Dragoner-Regiments „Prinz Karl“ Nr. 22, morgana-tisch vermählt zu Hansloot am 17. Mai 1871 mit **Kosette Marie** Gräfin v. Rhena, geb. Freiin v. Deuß, Sohn: **Friedrich**, Graf von Rhena, geb. am 29. Jan. 1877.
- Marie Amalie**, großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 20. November 1834, vermählt am 11. Sept. 1868 mit Seiner Durchlaucht dem Fürsten **Ernst** von Reiningen.
- Estelle Aug.**, später **Oliga Fedorowna**, großherzogliche Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren den 20. September 1839, verm. 28. August 1857 mit **Großfürst Michail** Nikolajewitsch von Rußland, Bruder des verstorbenen Kaisers von Rußland (griech. Konfession), gest. 13. April 1891 zu Charkow.

Väter's Geschwister:

- Wilhelm**, geb. 8. April 1792, gest. 11. Oktober 1869. **Leopold**, 1. Sophie, geb. 7. August 1824, vermählt 9. November 1856 mit Fürsten **Woldemar** zur Lippe; 2. **Elisabeth**, geb. 18. Dezember 1835, gestorben 15. Mai 1891; 3. **Leopoldine**, geb. 22. Februar 1857, vermählt 24. Sept. 1862 mit Fürst **Hermann** von Hohenlohe-Langenburg.
- Großherzog **Karl**, (Halbruder des Großherzogs **Leopold** aus der ersten Ehe des Großherzogs **Karl Friedrich**), gest. 9. Dezember 1816, vermählt mit **Eleonore**, gest. 29. Jan. 1860; dessen Tochter: **Josephine**, geb. 21. Oktober 1818 (kathol. Konf.), vermählt am 21. Okt. 1844 mit **Karl Anton**, Fürsten von Sodenjollern - Sigmaringen, Wittwe seit 2. Juni 1885.

C. Der übrigen deutschen und außerdeutschen Staaten.

Anhalt: 2294 qkm 293,298 Einwohner. Herzog **Friedrich**, geboren 29. April 1831; seit 22. Mai 1871.

Baden: 15,268 qkm; (mit Badensee-Anteil) 1,725,461 Einwohner.

Bavarn: 75,684 qkm, 5,818,544 Einwohner. König **Otto I.**, geboren 27. April 1848. Weil dauernd verhindert, ist des Königreichs Verweser Prinzregent **Luitpold** von Bayern seit 12. Juni 1886.

Belgien: 29,457 qkm, 6,262,272 Einwohner. König **Leopold II.**, geboren 9. April 1835, seit 1885.

Braunschweig: 3672 qkm, 434,213 Einwohner. Regent **Prinz Albrecht** von Preußen seit 2. November 1855.

Bremen: 256 qkm, 196,404 Einwohner. **Schub** Präsident.

Bulgarien: 63,160 qkm, 2,193,434 Einw. **Fürst Ferdinand I.**, Prinz v. Koburg-Gohary, seit 14. Aug. 1887, geb. zu Wien 26. Febr. 1861.

Dänemark: 332,856 qkm, 2,172,380 Einwohner. König **Christian IX.**, geboren 8. April 1818; seit 15. November 1863.

Elsaß-Lothringen: 14,509 qkm, 1,640,968 Einwohner.

Frankreich: 522,876,12 qkm, 38,343,192 Einwohner. Präsident **Emile Doude**, geb. 31. Dezember 1838, seit 18. Februar 1899.

Großbritannien: 314,628 qkm, 38,928,901 Einwohner. Königin **Victoria**, geboren 24. Mai 1819, seit 20. Juni 1837.

Preußen: 65,119 qkm, 2,187,208 Einwohner. König **Georg** aus dem Hause **Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg-Sonderburg**, geboren 24. Dezember 1845, seit 5. Juni 1863.

Sachsen: 415 qkm, 681,632 Einw. Dr. **Schmann**, 1. Bürgermeister. **Ossen:** 7882 qkm, 1,039,020 Einw. Großherzog **Ernst Ludwig**, geb. 25. November 1868, seit 13. März 1892.

Sachsen: 286,589 qkm, 30,347,291 Einw. König **Humbert I.**, geb. 14. März 1844, seit 9. Januar 1878.

Sachsen: 159 qkm, 9434 Einw. **Fürst Johann II.**, geb. 5. Oktober 1840, seit 12. November 1858.

Sachsen: 1215 qkm, 134,845 Einw. Regent **Graf Ernst** zur Lippe-Biesterfeld, geb. 9. Juni 1842, seit 10. Juli 1897.

Sachsen: 299 qkm, 88,324 Einw. Dr. **Brehmer**, Bürgermeister.

Sachsen: 2587 qkm, 211,088 Einw. Großherzog **Adolf**, Herzog von Nassau, geb. 24. Juli 1817, seit 23. Nov. 1890.

Sachsen-Schweitz: 18,162 qkm, 597,436 Einwohner. Großherzog **Friedrich Franz IV.**, geb. 9. April 1852.

Sachsen-Schwarzburg: 2929 qkm, 101,540 Einw. Großherzog **Friedrich Wilhelm**, geb. 17. Oktober 1819, seit 6. September 1860.

Montenegro: 21,6 qkm, 13,304 Einw. **Alberst**, geb. 13. Nov. 1848.

Montenegro: 9080 qkm, 200,000 Einw. **Nikolaus I.**, geb. 7. Okt. 1841.

Niederlande: 4,732,911 qkm, 4,621,744 Einw. **Wilhelmine**, geb. 31. Aug. 1880, seit 23. Nov. 1890.

Oesterreich: 625,557 qkm, 41,384,638 Einw. Kaiser **Franz Joseph I.**, geb. 18. August 1830, regiert seit 2. Dezember 1848.

Oldenburg: 6427 qkm, 373,739 Einw. Großherzog **Peter**, geb. 8. Juli 1827, seit 1853.

Päpstlicher Stuhl: **Pope XIII.**, vorher **Jacquin Pecci**, geb. 2. März 1810. **Papst** seit 20. Februar 1878.

Portugal: 92,575 qkm, 5,082,257 Einwohner. **Don Carlos I.**, geb. 28. Sept. 1863, seit 1889.

Preußen: 348,607 qkm, 31,855,123 Einw. König **Wilhelm II.**, geb. 27. Jan. 1859, seit 15. Juni 1888.

Preußen: **Prinz a. D.**: 316 qkm, 67,468 Einwohner. **Heinrich XXII.**, geb. 23. März 1846, seit 1859.

Preußen: **Prinz a. D.**: 826 qkm, 132,130 Einwohner. **Heinrich XIV.**, geb. 28. Mai 1832, seit 1867.

Rumänien: 131,020 qkm, 5,038,342 Einw. König **Karl I.**, geb. 20. (8.) April 1859, König seit 1881.

Rußland: 19,709,294 qkm, 128,347,000 Einw. Kaiser **Nikolaus II.** **Alexandrowitsch**, geboren den 6. Mai 1868, regiert seit 1. November 1894.

Sachsen: 14,993 qkm, 3,787,688 Einw. König **Albert**, geb. 23. Apr I 1828, seit 1873.

Sachsen-Meiningen: 1394 qkm, 180,330 Einw. Herzog **Ernst**, geb. 16. September 1826, seit 1853.

Sachsen-Nassau u. Gotha: 1,23 qkm 216,603 Einwohner. Herzog **Alfred Ernst Albert** geb. 6. August 1844, seit 23. August 1893.

Sachsen-Weimar-Eisenach: 2468 qkm, 234,005 Einw. Herzog **Georg II.**, geb. 2. April 1836, seit 1868.

Sachsen-Weimar-Eisenach: 2615 qkm, 339,217 Einw. Großherzog **Karl Alexander**, geb. 24. Juni 1816, seit 1853.

San Marino: Republik mit 59 qkm, 8200 Einw. Wird von einem durch das Volk gewählten Rath, **Präsidern**, regiert.

Schwarzburg-Rudolstadt: 340 qkm, 41,224 Einw. **Fürst Georg**, geb. 10. Okt. 1846, seit 8. Mai 1893.

Schweden und Norwegen: 773,168 qkm, 6,813,184 Einw. König **Oskar II.**, geb. 21. Januar 1829, seit 1872.

Schwarzburg-Rudolstadt: 940 qkm, 88,685 Einw. **Fürst Günther**, geb. 21. August 1852, seit 19. Jan. 1890.

Schwarzburg-Sondershausen: 862 qkm, 78,074 Einwohner. **Fürst Karl Günther**, geb. 7. August 1830, seit 1880.

Schweiz: 41,346 qkm, 2,917,754 Einw. Präsident **Oberst Eduard Müller**, geb. 12. November 1848.

Serbien: 62,590 qkm, 2,250,712 Einw. König **Alexander I.**, geb. 14. August 1876, volljährig erklärt am 13. April 1893.

Spanien: 504,552 qkm, 17,565,832 Einwohner. Königin **Alfons XIII.**, geb. 17. Mai 1886; Regentin Königin **Maria Christine**, seit 25. November 1885.

Türkei: 4,129,200 qkm, 33,525,000 Einw. Sultan **Abdul Hamid II.**, geb. 16. Schaban 1258 (22. Sept. 1842), seit 1876.

Walden: 1121 qkm, 57,786 Einw. **Fürst Friedrich**, geb. 20. Januar 1865, seit 14. Mai 1893.

Württemberg: 19,504 qkm., 2,081,151 Einwohner. König **Wilhelm II.**, geboren 25. Febr. 1848, seit 6. Oktober 1891.

zu diesen lassen und ernst den Glück wisse Herz sie g wird ring gleich groß nur mitt ja in Ewi oder Ber men Abf wöh und tige leut hat. ein einm



Glück zum neuen Jahre!

teren Blick und einen erhabeneren Geist. „Ja so“, sagen sie, „die Welt ist schon ein wenig länger da als wir, und allem Anschein nach wird sie auch noch da sein, wenn wir schon lang unter dem Boden liegen.“

So denkt jetzt auch der Hausfreund und fragt deswegen: „Was ist gewesen?“ und: „Was wird sein?“

Diesmal ist der Hausfreund besonders feierlich gestimmt, wenn er den Lesern Glück zum neuen Jahre wünscht. Ein Jahrhundert nimmt von uns Abschied und wir wenden uns voll Hoffnung einem neuen zu. Wahrscheinlich haben viele die Wichtigkeit dieses Ereignisses mit um so größerer Ausgelassenheit in der Neujahrsnacht hervorgehoben und als die Glocken über Dorf und Stadt ihren ernstesten Gruß dahin riefen, um so lauter mit den Gläsern geläutet und ihren Nebenmenschen Glück gewünscht. Den andern aber, die besser wissen, was sich gehört, hat um so kräftiger das Herz geschlagen, es ist eine heilige Andacht über sie gekommen und sie haben sich gefragt: Was wird aus der Zukunft nun heraussteigen für diese ringende Menschenwelt?

Es ist eben doch noch etwas anderes, wenn gleich ein ganzes Jahrhundert uns mit seinen großen, tiefen Augen anschaut, als wenn wir nur ein einziges junges Jahr begrüßen. Zwar mitten im rastlosen Gang der Zeit stehen wir ja immer, und die geheimnisvolle, unergründliche Ewigkeit redet zu uns, ob wir 1867 schreiben oder 1900. Aber wir, die Kleinen, sterblichen Bewohner dieser Erde, überlegen gründlicher, wenn in der Zeitrechnung ein solcher scharfer Abschnitt gemacht wird. Sonst, an einem gewöhnlichen Sylvesterabend, denkt der Better Hinz und Kunz hauptsächlich nur an seine eigene wichtige Persönlichkeit und an die paar Nachbarnleute, die ihm das Leben gelegentlich vorgestellt hat. Wenn es aber heißt: „Soeben hat man ein Jahrhundert zu Grab getragen!“ haben auf einmal auch Better Hinz und Kunz einen wei-

ter Blick und einen erhabeneren Geist. „Ja so“, sagen sie, „die Welt ist schon ein wenig länger da als wir, und allem Anschein nach wird sie auch noch da sein, wenn wir schon lang unter dem Boden liegen.“

So denkt jetzt auch der Hausfreund und fragt deswegen: „Was ist gewesen?“ und: „Was wird sein?“

Nun, die erste Frage ist schließlich nicht so schwer zu beantworten. Am besten können's allerdings die Herren Geschichtsprofessoren. Die haben ja über alles, was im 19. Jahrhundert geschehen ist, die dicksten Bücher geschrieben. Aber man braucht deswegen kein Geschichtsprofessor zu sein, um auch einigermaßen ein Urtheil zu haben. Jeder hat's vom Vater oder Großvater erzählt bekommen oder in der Schule gelernt oder selber zum Theil miterlebt, was seit anno 1800 Wichtiges sich zugetragen hat. Da hat zuerst der große Napoleon gemeint, er könne die ganze Welt gewinnen. Aber da hat ihm ein noch Größerer einen dicken Strich durch die Rechnung gemacht und hat ihn in der Einsamkeit der Verbannung darüber nachdenken heißen, was das Sprichwort bedeutet: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“ — Aber bei uns in Deutschland ist seitdem die Erinnerung daran nicht mehr eingeschlafen, daß eine große Kraft in unserm Volke steckt, die Wunder ausrichten kann, wenn sie einmal lebendig wird und zu einer einzigen großen That sich zusammenschließt. Deswegen haben dann auch unsre Väter nicht aufgehört zu singen und zu sagen von dem einen Reiche, zu dem eigentlich alles Land gehört, soweit die deutsche Zunge klingt. Und weil nichts in der Welt von selber kommt, sondern gemacht werden muß, und das mit opferwilliger Selbstverleugnung, so haben sie es damals anno 1848 probiert, ob es nicht möglich wäre, dieses eine große Reich zuweg zu bringen. Aber es war doch nicht die Zeit dazu. Es ist nur viel Schönes gehofft, geredet und beschlossen worden. Aber durchgesetzt hat's Niemand. Deswegen war das doch nicht umsonst. Der droben hat's wie ein Samentorn in den Schooß der Zukunft hineingelegt, denn er hat gewußt, daß es im rechten Augenblick schon aufgehen und Früchte bringen wird. Er hat auch noch gewartet,

bis die rechten Männer herangewachsen waren, die er brauchte, um die riesenhafte Ernte heimzubringen. Wie diese Männer dann bereit waren, haben sie zuerst noch müssen auf dem deutschen Ackerfeld einige Ordnung machen und einige Grenzsteine besser stellen. Das haben sie anno 1866 gemacht. Dann wollten anno 1870 die Franzosen mit einem bösen Hagelwetter die so schöne Saat zu Grunde richten. Da ist es aber auf ihre eigenen Köpfe herunter geprasselt, daß ihnen Hören und Sehen vergangen ist, und wir haben gerade in derselben Zeit dann unsere Schnitter mit ihren scharfen Sensen ausgeschiedt und auf geschmückten Wagen die vollen Garben heimgebracht in die ganz neugebaute Scheune unseres großen schönen Vaterlandes. Alle, die konnten, haben mitgeholfen und alle haben ihre helle Freude daran gehabt. Jetzt aber zehren wir von der Frucht, die damals schön geraten ist. Und wenn wir unseres Daseins froh sind und den damaligen Gewinn umsetzen in der Welt und hochgeachtet sind, wohin wir kommen, oder wenn auch da oder dort jemand mit Neid wahrnimmt, daß unsre Söhne was Rechtes leisten und sich von Niemand in den Schatten stellen lassen, oder wenn wir daran glauben, daß die Kraft unseres Volkes noch weit hinaus über Länder und Meere sich ergießen muß in Werken des Friedens, ob auch die scharfe Waffe jeden Augenblick zu Schutz und Trutz bereit liegt — dann sehen wir, daß das vergangene Jahrhundert viel Großes erlebt hat, von dem man noch mit Bewunderung reden wird, wenn die längst gestorben sind, die am Ende des neuen Jahrhunderts auf die Welt gekommen sind.

Der Hausfreund hat damit nun freilich nichts Neues erzählt. Aber er hat es mit einer besondern Absicht erzählt. Nämlich weil er auch eine Antwort sucht auf die Frage: „Was wird sein?“

Es gibt immer Leute, die ein besonders gescheides Gesicht machen, wenn sie behaupten: „Es geht abwärts mit der Welt! Die Zeiten werden immer schlimmer und die Menschen immer schlechter!“ Einen Haufen Gläubige finden solche Propheten ja auch jedesmal; denn es steckt ein halbes Körnchen Wahrheit in ihren Worten. Zu allen Zeiten hat es Bösewichter gegeben, die sich breit gemacht und das Gute so kräftig zu verpfuschen sich angestrengt haben, daß den Uebrigen ein ganzer Schrecken in die Glieder gefahren ist. — Deswegen ist aber der Himmel noch lange nicht eingestürzt und die Menschheit ist nicht an einer tödlichen Krankheit gestorben. Die Zeit bleibt nicht stehen, und wenns auch eine Zeit lang rückwärts geht, so ist das doch nicht

anders gewesen, als wenn an einem Berg die Fahrstraße sich rückwärts biegt, damit sie nachher an einem andern Ort um so bequemer zur Höhe hinaufsteigen kann. Die Wanderer und Fahrer aber hören nicht auf emporzustreben, bis sie droben sind. Die Kraft reicht schon so lange aus, und wenn sie unterwegs auch einmal schwach wird, so sind schon Stationen da, an denen sie sich wieder erfrischt und aufrichtet.

Ist es denn nicht im verflossenen Jahrhundert ganz wacker aufwärts gegangen? Mit unserem eigenen Volk doch ganz sicher! In Todesgefahr ist es erhalten geblieben, und der Herrgott hat dafür gesorgt, daß in den Thaten der Geschichte Recht und Gerechtigkeit das Feld behalten haben und daß aus allem klaren oder unklaren Streben, aus ahnungsvollem Träumen und zielbewußtem Schaffen etwas Ordentliches herausgekommen ist. Und wie es bisher sich noch jedesmal, wenn auch oft nach Hängen und Bangen und wenn auch oft trotz mancher Dummheiten der Leute, zum Guten gewendet hat, so wird's auch künftighin sein und bleiben. „Der alte Gott lebt noch“, hat der berühmte Schlachtenmeister gesagt, als sein König bis an den Rand der Verzweiflung gekommen war. Und „er schläft und schlummert nicht“, heißt es in dem Buch, das besser und weiser ist als alle anderen Bücher zusammen.

Es ist aber gut, wenn wir an all das denken auch jetzt, wo ein neues Jahrhundert angefangen hat. Es schlummert so vieles, was erwachen will, und vieles andere ist bereits erwacht und erhebt sich langsam dem Tage zu. Und doch weiß auch der Gelehrte und der Allerweltskundige nicht, was schließlich daraus werden soll. Ganze große Mäßen verlangen, daß die gegenwärtige Ordnung der Dinge umgestürzt werde, weil sie nichts tauge. Wohl sagen einige unter ihnen, das komme ganz von selber und sei auf einmal ohne Schrecken da. Aber andere ballen heimlich die Faust, wenn sie das hören und wollen mit Gewalt helfen, weil es ihnen so zu langsam geht. Da kommen dann auch Gutmeinende, die aber ein ängstliches Gemüth haben, und machen uns gruseln, indem sie das Schreckensgespenst von Aufruhr und Blutvergießen an die Wand malen. Dazu sind dann wieder andere da, die dem guten Willen der Bessergestellten Nichts zutrauen und deren Einsicht erst dann erwarten, wenn ihnen einmal mit dem Zaupfahl gewinkt wird. — Aber außen, an den Grenzen unsres Reiches, ist auch nicht alles ganz in Ordnung. Zwar hat der Herrscher aller

Russen den Palmenzweig des Friedens in die Hand genommen und mit ihm alle Staaten zu sich und zum ewigen Völkfriede eingeladen. Aber er selber und alle anderen, die es angeht, vergrößern ihre Heere und bauen Kriegsschiffe auf Moir und Brand. Die Welt ist eben noch nicht ganz verteilt! Jeder will einen Brocken haben, womöglich den größten. Da werden sie sich am Ende eines schönen, oder eigentlich eines schlimmen Tages an den Haaren kriegen und auf einander los schlagen, stechen und schießen. Wer kann's wissen, ob und wann?

Aber der Hausfreund hat einen großen Glauben an den, der alle Leitseile der Welt in seiner starken Hand vereinigt und so mächtig an ihnen reißen kann, daß auch die Eigensinnigen aufhören, sich auf die Hinterfüße zu stellen, und schon wieder ruhig und fromm auf der rechten Straße nach dem rechten Ziele ziehen. Es wird dabei allerdings ohne Seitensprünge nicht abgehen, und der oder jener Wagen wird auch einmal in den Graben fliegen und einige Insassen werden Löcher und Beulen bekommen. Aber daran sind sie dann meistens selber Schuld, wenn sie nicht gerade als unschuldige Opfer in Mitleidenschaft gezogen werden. Am Ende aber wird doch mit Freuden festzustellen sein, daß es vorwärts gegangen ist mit der Welt, daß das Vernünftige und Heilsame gesiegt hat über das Thörichte und Schädliche. Und wenn der Hausfreund dem zwanzigsten Jahrhundert die Grabrede hält — der jetzige Hausfreund wird das wahrscheinlich nicht mehr thun können —, wird er sagen: „Der Verstorbene hat Schlimmes und Gutes erfahren. Manchmal hat man nicht gewußt, wie es mit ihm weitergehen soll. Da hat aber immer der droben wieder eingegriffen und geheime Kräfte und geheime Thüren aufgeschlossen. Gott selber hat ihn getragen bis ins Alter und bis er grau geworden ist und hat ihm Alles, Alles zum Segen gewendet! Wir wollen ihn mit Dank für Alles, was er uns geworden ist, im Frieden zu seinen Vorfahren betten und ihn in einem treuen, liebevollen Andenken behalten!“

Das ist gesagt vom Großen und Ganzen. Aber jene Grabrede werden wir alle miteinander nicht hören. Bis dorthin haben wir längst andern Leuten Platz gemacht. Und doch möchten wir alle, Better Hinz und Better Kunz und alle andern Leute und der Hausfreund dazu, von dem neuen Jahrhundert, so lange uns Zeit dazu gegeben ist, auch noch etwas möglichst Angenehmes erleben. Nun, da ist's, wie's bisher auch gewesen ist. Keiner hat sein Schicksal in der Hand, und

Niemand kann es von sich aus bestimmen, wie stark bei ihm der Wechsel zwischen Freud und Leid sein wird. So großartig und glatt, wie es in den Neujahrswünschen steht, pflegt's nicht auszufallen. Es redet eben noch ein anderer mit, der andere Gedanken hat als wir. — Aber gleichwohl ist doch auch wieder bis zu einem bestimmten Grad jeder selber seines Glückes Schmied. Auch wenn die Menschen in einem Paradies wohnen, kann es ihnen widerfahren, daß sie hinausgejagt werden, wenn sie nämlich nichts Besseres verdienen. Und wieder bei anderen hätte man, von außen angesehen und berechnet, meinen sollen, sie müßten eigentlich in einem rechten Jammer drin sitzen. Und doch hat's aus ihren Augen recht fröhlich heraus gelacht. Warum? Weil sie inwendig Ordnung gehalten haben und Paradies und Sonnenschein gehabt haben in der kleinen Welt des eigenen Herzens! Dort hinein haben die Schatten des Unglücks keinen rechten Zugang finden können. Es war ihnen drin zu schön, zu feierlich, und deswegen sind sie immer in ehrfürchtiger Entfernung geblieben.

Der Hausfreund wünscht allen, die das ihnen bestimmte Stück des neuen Jahrhunderts recht in Fried und Freud genießen wollen, die nöthige Menge von dem inneren Paradiesessonnenscheine, die Leser wissen schon, wo er herkommt. Aus allen möglichen sündigen Leidenschaften, aus Eigensinn, Selbstsucht, Rechthaberei, Zorn, Ungeduld und Lieblosigkeit ganz gewiß nicht. Wenn aber von dem allem jeder genau das gerade Gegentheil mit sich herumträgt, dann wird's schon auszuhalten sein. Das ist eigentlich viel zu wenig gesagt! Dann wird jeder vielmehr so eine wahre Lust am Leben haben. Er wird seinem Schöpfer danken, daß er überhaupt leben darf und etwas ausrichten in der Welt, andern ein Segen sein und von andern geachtet und geliebt werden.

Ein neu heraufsteigendes Jahr und ein neu heraufsteigendes Jahrhundert bringt vieles, was wir jetzt nicht wissen und was wir von uns aus auch nicht rufen. Wir bringen aber selber auch vieles mit, was dem Ganzen Farbe und Gestalt verleiht. Wenn das dann nur gut und löblich ist, daß es schöne Farbe und eine liebliche Gestalt hervorbringen kann, dann haben wir das Unsrige zum Ganzen gethan. Dann können wir mit uns und ihm zufrieden sein. So möge es kommen für Alle!

Der Lochhofbauer.

Eine Geschichte aus dem Schwarzwalde von M. Parod.



Der Josephstag — der 19. März — wurde wie alljährlich und überall im Schwarzwalde, so auch im Jahre 1852 im Gasthof „zur Seebrugg“, dem reizend am unteren Ende des Schluchsees, nahe beim Ausfluß der Schwarza gelegenen ehemaligen St. Blasianischen Zehenthause, mit festlichem Tanze gefeiert. Die gesammte „tanzbare“ Jugend der benachbarten Höfe und insbesondere der Dörfer Schluchsee und Blaswald war dazu herbeigekommen, denn so flott wie in dem großen Saale der einstigen Zehentscheune ging es nirgends in der Umgegend zu und besseren Wein und schönere Fische aus dem See, der Schwarza und der Mettma, bekam man in keinem anderen Wirthshause. Kein Wunder war es deshalb, daß sowohl der Tanzsaal, als auch die Wirthschaftsräume gleich nach Schluß des Nachmittagsgottesdienstes schon dicht besetzt waren, denn alles, was der Bauer thut, das thut er gründlich, auch das Tanzen und — das Trinken. Zum Tanze selbst waren hauptsächlich die jungen Mädchen der großen Gemeinde Blaswald mit „ihren“ Burschen herbeigekommen, denn fast jedes Tanzpaar war zugleich ein Liebespaar. Es ist nämlich im ganzen Schwarzwald Sitte, daß die Burschen ihre Mädchen „zum Tanze führen“, doch darf dies nur mit Einwilligung der beiderseitigen Eltern geschehen. Wird diese Erlaubnis ertheilt, so kommt dies dem in den Städten üblichen Herumsenden von Verlobungsarten gleich. Wird sie von einer Seite versagt, so darf der Bursch das Mädchen eben einfach nicht „zum Tanzboden führen“, denn nur hierin ist die Sitte streng. Dort tanzen dürfen die beiden dessen ungeachtet miteinander, denn die Kontrolle, mit wem eine Tänzerin zum Reigen antritt, pflegt nicht allzugroß zu sein, schon deshalb nicht, weil die Alten — wenn sie überhaupt mit zum Tanzboden gegangen sind — ohne sich um die Jungen viel zu kümmern, in den benachbarten Wirthschaftsräumen sitzen und sich's wohl sein lassen bei Speise und Trank, denn am Josephstag muß „Debbis (Etwas) drufgeh“. Viele von den Alten jedoch, die aus irgend einem Grunde sich an der Festfeier nicht betheiligen können oder wollen, vertrauen ihr „Maibli“ unbeforgt deren Viehstern an und lassen sie mit diesem allein zum Tanzboden gehen, während sie selbst zu Hause bleiben; sie machen hiebei dem Viehhaber ihrer Tochter nur zur Bedingung, daß er sie zu einer vorher mit ihm vereinbarten Zeit wieder heimzubringen hat und diese Zeit muß genau eingehalten werden.

Dieser allgemein üblichen Sitte gemäß waren auch bei der diesmaligen Festfeier fast alle anwesenden Tanzpaare zugleich Liebespaare und fröhlich schwangen sich dieselben nach den schrillen Klängen einer Klarinette, zweier Geigen, einer Trompete, eines Horns und einer Bassgeige im Kreise umher. So waren schon einige Nachmittagsstunden vergangen und Niemand erwartete mehr den Zuzug neuer Festgäste. Plötzlich aber trat noch ein neues Paar in den Saal, bei dessen Anblick alle Anwesenden — besonders aber die Mädchen — Zeichen der Verwunderung von sich gaben.

„s Eveli und der Kaveri!“ sagte Eines zum Andern. „Was denkt au des Maibli, aß (daß) es mit dem lieberige Nähnuz zum Tanz geh! Whüetis (behüte uns) Gott, der Herr — den möcht' i nit ha as (haben als) Ma, nei, lieber kein as den!“

So zischelten die Mädchen unter einander und wohl hatten sie Grund zu solchen Aeußerungen ihres

Mißfallens, denn das Paar schien nichts weniger als zusammenzupassen. Das Mädchen war eine auffallend schöne Erscheinung, groß und schlant gewachsen, mit prächtigem kastanienbraunem Haar und einem Paar dunkler Rehagen in dem lieblichen Antlitz, der Bursche aber eine knochige, berbe Gestalt, rothhaarig und sommersprossig, mit verschleimten und verlebten Gesichtszügen — das unverkennbare Bild eines Trunkenbolz. Darum erschien es allen unbegreiflich, daß das bildhübsche Eveli, das einzige Kind des reichen Lochhofbauern Jakob Benz, sich diesen „Schaz“ ausgesucht hatte, der zudem als Sübrian galt und ganze Nächte hindurch mit anderen lieberlichen Burschen bei den Karten saß, ob schon Niemand wußte, woher er das Geld zu solchem Leben hatte, denn sein Vater, der Thalmüller Peter Strittmatter, hielt den Tagdieb — dies wußte man allgemein — so knapp wie nur möglich. Wie also kam das Eveli, das reichste und schönste Mädchen der ganzen Umgegend, dazu, sich diesen allgemein mißachteten — um nicht zu sagen verachteten — Burschen als künftigen Gemann auszusuchen?

Diese Annahme, daß die Weiden ein Liebespaar seien, erschien — da der Kaveri das Eveli „zum Tanze geführt hatte“ — allerdings vollkommen berechtigt und sie war es auch insofern, als die beiderseitigen Väter, der Lochhofbauer und der Thalmüller, als Freunde und Nachbarn eine Verehelichung ihrer beiden einzigen Kinder geplant und darum ihre Zustimmung zu dem gemeinschaftlichen Gang derselben zum Tanze gegeben hatten. Aber dennoch war die Voraussetzung, daß die beiden nothwendig „ein Liebespaar“ sein müßten, falsch, denn Eveli hatte sich mit aller Entschiedenheit geweigert, mit dem ihr widerlichen Burschen zum Tanze zu gehen, und hatte schließlich dem Drängen und selbst den Drohungen ihres Vaters nur nachgegeben in der festen Absicht, keinen Schritt mit dem Sübrian zu tanzen. Dieses ihr Vorhaben hatte sie dem wie gewöhnlich bereits angetrunkenen Kaveri unterwegs auch völlig unumwunden ausgesprochen, und obwohl dieser hierüber gelacht hatte und auf dem Tanzboden selbst die verschiedensten Versuche machte, sie umzustimmen, so blieb sie doch fest bei ihrem Entschluß. Sie setzte sich neben eine Kameradin, die Bisbeth vom Schwarzbachhof, und schlug dem Kaveri, so oft er auch kam und sie aufforderte, konsequent jeden Tanz ab, so daß „der Tänzer ohne Tänzerin“ und „der Briggem ohne Brütli“ (Bräutigam ohne Braut) im Zorn nochmals ein Glas Wein nach dem andern hinunterstürzte und endlich hinausging und Eveli allein ließ. Dies aber war dem Mädchen gerade recht, denn als bald nachher der Forstgehilfe Robert Markstahler in den Tanzsaal trat und sich zu der Verlassenen gesellte, überließ sie sich mit ihm ganz den Freuden des Festes und des Tanzes, denn — ihm, dem wackeren, männlich-schönen jungen Forstmann gehörte ihr ganzes Herz, wie auch das seinige in inniger, treuer Liebe ihr eigen war.

Eveli hatte den erst einen Monat zuvor von St. Blasien ins Dorf gekommenen Forstgehilfen oben auf den an den Wald grenzenden Matten ihres Vaters bisweilen gesehen und gesprochen und erst wenige Tage vor dem Josephsfest und ihrem erzwungenen Gang zum Tanze mit Kaveri hatten sich beide ihre gegenseitige Liebe gestanden. Man kann sich deshalb leicht denken, mit welcher Freude Eveli das unverhoffte Erscheinen des heimlich Geliebten begrüßte und mit welcher Glückseligkeit Beide sich den Freuden des Festes und des Tanzes überließen. Nicht allzulange freilich — denn plötzlich stürzte der von seinen Kameraden gehänselte Kaveri wie ein gereizter Eber in den Tanzsaal zurück

und in auflodernder Eifersucht auf Eveli zu, der er in grobem Tone zurief: „I sag' Dr, jeh het die Sichtsicht e End' und Du tanzesch mit mir — und numme (nur) no mit mir! Verschtohsch mi?!“

Dabei faßte er Eveli herb am Arme und suchte sie gewaltsam von dem Forstgehilfen wegzuzerren. Der aber erhob sich in der ganzen Größe seiner kraftvollen Gestalt. „Weg von ihr!“ donnerte er den Betrunknen an, indem er ihn mit zornfunkelnden Augen maß. „So lang es Eveli gefällt, bleibt sie an meiner Seite und merke Dir's: ich werde sie gegen jede weitere Brutalität zu schützen wissen!“ „Was witt (willst) denn Du?!“ brüllte Kaveri jetzt, indem er auf Markstahler losstürzte. „Du herglossener Kerli, Du! Dich will i lehre —“

Aber er war nicht einmal im Stande, weiterzufagen, was er seinen Gegner lehren wollte, denn ein gewaltiger Faustschlag des ihm an Kraft weit überlegenen Forstmannes schmetterte ihn zu Boden, daß er für eine Weile das Wiederaufstehen vergaß. Mühsam und fluchend erhob er sich endlich und wendete sich Hilfe suchend an seine im Saale anwesenden Kameraden. Und diese waren sofort bereit, ihm Beistand zu leisten, denn wenn einem Burschen des Dorfes von einem Fremden — und das war der Forstgehilfe natürlich — Unbill widerfährt, so fühlen sich alle anderen gewissermaßen verpflichtet, die Niederlage des Einheimischen zu rächen. Blik-schnell waren ein Dutzend Arme mit Bierkrügen, Beuchtern und selbst mit abgetretenen Stuhlfüßen bewaffnet und gegen den Forstgehilfen drohend erhoben. Der aber hatte ebenso schnell den Hirschfänger blank gezogen und — „Zurück, wer sein Leben liebt!“ donnerte er den Anrüdenden entgegen.

Für einen Moment stuzten und standen auch die streitsüchtigen Burschen in unwillkürlichem Respekt vor der blinkenden Waffe, aber im nächsten Augenblick schon machten sie Miene, auf den unerschrocken vor dem zitternden Eveli stehenden Forstmann einzudringen und — ohne Blutvergießen wäre es dann sicher nicht abgegangen. Doch zum Glück für beide Parteien war der Wirth „zur Seebrugg“, ein besonnener und baumstarker Mann, im Tanzsaale gerade anwesend und erkannte mit raschem Blicke die für den Verlauf des Festes drohende Gefahr. Ein Josephstag ohne Prügelei wäre zwar gar kein richtiges Fest gewesen, aber für diese war es noch viel zu früh: erst beim Schlusse des Tanzes um Mitternacht, wenn das letzte Faß ausgetrunken und Alles baar bezahlt war, durften die Burschen sich das Vergnügen des Prügelns gestatten, jetzt aber war die Zeit hiefür noch nicht gekommen. Wie ein Felsblock wälzte der Wirth sich deshalb zwischen die Streitenden, ergriff den vordersten der Angreifer am Kragen und schleuderte ihn mit solcher Wucht auf zwei seiner ebenfalls vordringenden Kameraden, daß alle drei wie „hingemäht“ am Boden lagen. Zugleich brüllte er mit einer wahren Stentorstimme; „Ruh'

sag' i: bi Gott, wer nit Fried' git (giebt), kliegt uff (hinaus)!“

Und die Mahnung und mehr noch die kräftige Beweisführung, die der Wirth mit den drei am Boden liegenden und die Ausführbarkeit dessen, was er gebroht, gegeben hatte, kühlte die erhitzten Gemüther einigermaßen ab; murrend wichen die Burschen zurück — aber der Wirth kannte seine Deute: er wußte, daß ihre einmal erregte Kampflust sich für die Dauer nicht in Fesseln schlagen lassen, vielmehr bald neuerdings losbrechen würde, wenn der Gegenstand des allgemeinen Hasses im Saale anwesend verblieb. Darum benützte er einen Augenblick, in welchem noch andere ältere und besonnene Männer zur Ruhe mahnend einschritten, um den Forstgehilfen und das angstgefüllte Eveli zu-



„Was willst denn Du?“ brüllte Kaveri.

nächst in die „Einschenke“ zu führen und beide sodann von hier durch eine ins Freie führende Thüre zu entlassen. Als kluger Rechner dachte er dabei zugleich, es sei zur Wiederherstellung des Friedens besser, nur zwei Gäste zu verlieren, als deren zehn oder zwanzig, die er beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten aus dem Tanzsaal unfehlbar hätte hinauswerfen müssen.

Der Forstgehilfe und Eveli mochten auch die Triebfeder, welche den Wirth bei seiner Friedensstiftung leitete, recht wohl erkennen und machten gegen das Verlassen des Tanzlokals und des Wirthshauses um so weniger Einwendungen, als dies mit ihren eigenen Wünschen völlig im Einklang stand. Sie sehnten sich hinweg aus dem wüsten Lärm, um ganz mit sich allein das stille Glück ihrer Diebe in die Einsamkeit des angrenzenden Waldes tragen zu können. Hand in Hand stiegen sie miteinander den blumigen Rain empor und waren bald im Schatten der riesigen Tannen, welche schon mehrmals Zeugen ihres Diebesglüdes gewesen, gegen jede Verfolgung der streitsüchtigen Burschen gesichert.

Inzwischen hatten sich die Gemüther im Tanzlokal wieder einigermaßen beruhigt; nur der trunkene Kaveri allein harrte wuthschraubend an der Thüre der Wiederkehr Evelis und ihres Begleiters. Als diese aber nach Verlauf einer halben Stunde noch immer nicht erfolgt war, merkte er endlich, daß beide miteinander das Wirthshaus verlassen hatten. Schäumend vor Wuth über die ihm zugefügte Schmach stürzte er nun gleichfalls hinaus aus dem Tanzsaal, um in der Umgebung nach den Verschwundenen zu suchen, und da es ihm nicht gelang, sie zu finden, kam er auf die Vermuthung, daß Eveli sich in Begleitung des Forstgehilfen auf den Heimweg gemacht habe. Schleunigst machte er sich deshalb ebenfalls auf den Weg nach dem Reihof und zwar auf dem nächsten dahin führenden Pfade über die Wiesen, hoffend, daß er solcherweise noch vor den Weiden, die — wie er annahm — den beträchtlich weiteren Weg auf der Landstraße durch den Wald eingeschlagen hatten, daselbst ankommen

werde. Und seine Hoffnung trog ihn nicht; die beiden Liebenden beeilten sich eben nicht allzusehr, heimzukommen, sie hatten sich gar Vieles zu sagen, zu versprechen und — durch Küsse zu bekräftigen. So kam es, daß Kaveri plötzlich in die Stube zu dem Kochhofbauern trat und hier ohne jegliche vorausgegangene Einleitung oder Erklärung seinem verhaltenen Zorn mittelst einiger gewaltiger Flüche Luft machte.

Erstaunt blickte der Bauer, der mit seiner „Alten“ gerade beim Abendbrot saß, auf: es fehlten ja mindestens noch zwei Stunden an der von ihm zur Heimkehr Evelis bestimmten Zeit und — Kaveri kam ohne sie. Was war also da passiert?

„Hoho!“ rief er aus. „Was isch denn los? Warum chummisch denn jeh scho — und allei?“

Mit einem neuen Fluch schleuderte der betrunkene Kaveri seine Pelzmütze zu Boden. „Des froget Gueer Eveli, wenn's heimkummt mit — sim Jäger!“ gab er zur Antwort.

Der Alte zog die Augenbrauen in die Höhe; er verstand den zum Sidam ausersehenen Burschen nicht. „Jeh redd' emol, aß mer 's versätoht“, sagte er unwirsch. „Mit sim Jäger, saisch (sagst Du)? — Was soll des heiße?“

„Aß se vum Tanzbode uf und furt isch mit'm Forschtg'hilf“, schrie Kaveri, „und — aß se jeh, Gott weiß wo, umenand lauft mit'm!“

Der Alte ließ die Gabel mit dem aufgespießten Stück Fleisch, das er gerade hatte zum Munde führen wollen, sinken und starrte Kaveri mit dem Ausdruck zorniger Verwunderung ins Gesicht. „Was?!“ schrie er. „Redd' obbe (etwa) nit der Wi us D'r? 's Eveli, saisch, mit'm Forschtg'hilf?!“

„Dunderschiek (zum Donnerwetter) jo, wie' i gait ha“ — knirschte Kaveri — „mi het 's siße lo (lassen) und mit'm Forschtg'hilf isch 's furt — 's Mensch, 's lieberig!“

Dies war dem Bauern denn doch zu viel: beschimpfen ließ er sein Kind nicht. Mit strengen Worten verwies er dem trunkenen Burschen solche Reden und schloß endlich: „Gang jeh und schloof' bin Ruusch us — wenn 's Eveli heimkummt, werd i jo erfahre, warum 's furt isch vum D'r!“

Zornig griff Kaveri nach seiner Mütze und war gerade im Begriff wegzugehen, als plötzlich — Eveli unter der geöffneten Thüre erschien und beim Anblick des Burschen mit einem kläglichem „Guten Obed binand' (beisammen)“ direkt nach ihrer Kammer gehen wollte. Aber „halt“ herrschte sie der Bauer grimmig an. „P'erscht saisch (sagst Du), was 's gä het (gegeben hat) dim Tanz — un wo D' jeh her chummisch!“

Trozig erhob Eveli den Kopf. „Was 's gä het?“ sagte sie mit einem Blick tiefster Verachtung auf den trunkenen Kaveri. „Händel het's gä!“

„Warum hesch nit mit m'r tanzt!“ grollte der Bursche.

„Wiil i mit — keim B'soffene tanz!“ gab Eveli zur Antwort.

„Nit wob'r isch es“ — schrie Kaveri — „wiil D' mit'm Forschtg'hilf hesch tanze wolle!“

Eveli schob das Blut ins Antlitz, aber sie gab zunächst keine Antwort auf diesen ihr gemachten Vorwurf. Erst als ihr Vater mit gerunzelter Stirne Lustlust hierüber von ihr verlangte, erklärte sie ihm, wie alles gekommen war: daß der betrunkene Kaveri — nachdem sie sich geweigert, mit ihm zu tanzen — hinweggelaufen und erst wieder gekommen sei, als sie mit dem Forstgehilfen „emol rum“ tanzte. Daraufhin habe er sie grob angefahren, und als ihr Tänzer sich ihrer

annahm, mit diesem Handel anzufangen, die nach des Kaveri Niederlage durch Betheiligung anderer Burschen in eine allgemeine Prügelei auszuarten drohten. Nur des Wirtes Einschreiten habe dies verhindert und dem Forstgehilfen und ihr selbst ermdlich, das Haus heimlich zu verlassen und ungefährdet zu entkommen; unter dem Schutz und Geleite Marktählers sei sie dann auf der Landstrak direkt heimgegangen.

Der Kochhofbauer ließ seine Tochter ruhig zu Ende reden, ohne sie zu unterbrechen: Die Sache war so, wie er sich's gedacht hatte, ein einfacher Zwist der künftigen Brautleute, veranlaßt durch Eifersucht, eine Geschichte, wie sie täglich vorkam und wie er sie einst in seiner Jugendzeit, als er um das Vreneli, seine jehige Frau freite, selbst mit- und durchgemacht hatte. Nur war der Erfolg bei den damals ausbrochenen Streithändeln ein anderer gewesen, denn während jetzt Kaveri unterlegen war, so hatte er selbst damals seinen Nebenbuhler braun und blau geschlagen und ihn schließlich aus dem Tanzsaal hinausgeworfen. Der Alte lächelte beim Gedenken an diese Episode seiner Jugendzeit, mit welcher das Vorkommniß zwischen Kaveri und dem Forstgehilfen so große Ähnlichkeit hatte. Was lag daran, daß dies sich mit Umkehrung der Rollen abgepielt hatte, daß Kaveri der Geprügelte und Unterlegene war? Deßhalb sollte dieser doch als Sieger aus dem Wettbewerb um Eveli hervorgehen, er der Sohn des reichen Müllers — wenn er zur Zeit auch ein wenig leichtfertig war — er sollte die Braut heimführen.

„Ganget“ (geht) — sagte deßhalb der Kochhofbauer, als Eveli mit ihrem Bericht zu Ende gekommen war — „loffet die Narrtheie und machet Fried' miteinand': gant' (geht) enand b' Händ!“

Aber während Kaveri geneigt schien, dieser Anforderung gerne Folge zu leisten, zeigte Eveli nicht die mindeste Lust hinzu. Mit keineswegs verhehltem Ekel wendete sie sich von dem Betrunkenen ab und sprach: „Nei, Netti (Vater) — i mag und i will nit mit'm z'thue ha — mit dem b'soffene Kerli — i will nit und i thue 's nit!“

Mit diesen Worten öffnete sie die Thüre und enteilte trotz des Zurufs ihres Vaters, der ihr zu bleiben gebot. Zornig wollte der heftige Mann ihr folgen, um sie mit Gewalt zurückzubringen, aber seine Frau — die sich alle die Zeit schweigend verhalten hatte — beschwichtigte ihn. „Loß' es sy für hät, de machsch nit quet d'rmit“, sagte sie zu ihm: „'s Eveli cha emol kein Betrunkene usstob' und — des sieh'sch jo selber — der Kaveri cha jo uf keim Bei meh schto!“

Das war nun allerdings unleugbar der Fall und so tolerant der Kochhofbauer auch in dieser Beziehung dachte, so mußte er sich doch gestehen, daß Kaveris jehiger Zustand nicht geeignet sei, seine Tochter verständig zu stimmen. Er beschloß deßhalb, die Sache für heute auf sich beruhen zu lassen und die Ausöhnung der Beiden auf den folgenden Tag zu verschieben. „Weisch was, Kaveri“, sagte er deßhalb zu diesem, „gang jeh heim und schloof' dim Ruusch ordt us; morn (morgen) aber chumm mit dim Netti zum Jimmis (Mittagessen). Derno wird's Eveli nümme so unwirsch sy wie hät und — derno wellest mer glich der B'spruch halte!“

Mit diesen Worten verabschiedete er den Burschen, der jetzt ganz zufrieden sich auf den Heimweg machte. Er hatte ja erreicht, was er mit seinem Besuch auf dem Kochhof beabsichtigt hatte: er hatte seinem Zorn über Eveli Luft gemacht und ihr Vater hatte ihm recht gegeben — wenigstens kam ihm dies in seiner sinnlosen

Trunkenheit so vor. „Morn“ — sagte er sich beßhalb mit den Worten des Kochhofbauern — „morn wird's Eveli nümme unwirsch sy — morn wird se manierli sy und der Verbruch mit mir igoß (eingehen)!“

Am Morgen nach diesem Auftritt, als der Kochhofbauer, ein leidenschaftlicher Jäger, früh schon auf die Jagd gegangen war, saß Eveli mit verweinten Augen bei ihrer Mutter in der großen Wohn- und Eßstube des Hauses im „Herrgottswinkel“ — wie in jedem Schwarzwaldbhause der Raum in der Ecke zwischen den Fenstern wegen des darin angebrachten Kreuzifixes genannt wird — und klagte ihr das schwere Leid, welches sie bedrückte. Das gute, treue Mutterherz allein, das einstmals auch gelitten, was das ihrige jetzt litt — die Mutter, die einem geliebten Manne entzogen und einem ungeliebten hatte zum Altare folgen müssen: sie allein konnte sie verstehen, ihr raten und helfen.

Und Mutter Breneli hörte, Evelis Hand in der ihrigen haltend, mit bekümmertester Miene die Weichte ihres geliebten einzigen Kindes. Die alten Zeiten kehrten ihr wieder dabei und alles, was sie selbst vor Jahren gefühlt und gelitten hatte, das fühlte und litt sie jetzt abermals mit ihrer Tochter. So auch hatte sie dereinst bei ihrer guten, nun lange schon in Gott ruhenden Mutter gesehen, hatte geweint und geklagt, sie des elenden Geldes wegen nicht unglücklich zu machen, sie nicht von ihrem Hans zu trennen und in ein ihr verhaßtes Ehejoch zu zwingen — so auch hatte sie die mit ihr fühlende Mutter um Vermitteluna bei ihrem harten Vater, um Rath und Hilfe bestürmt und — so auch war ihre Mutter, wie sie selbst jetzt den Bitten und Thränen Evelis gegenüber, „Nei, Mütterli,“ rief sie mit blühenden Augen, „das thu i nit!“

„Du armi, armi Ghind — do cha i nit viel rotze und helfe: was die Manne emol usqmacht hent (ausgemacht haben), bod'rbi blibt's und vum Verbruch schloht der Müller sicher nit ab: der wär' der letscht d'zue. Mir Wibervölker müenis (müssen uns) halt in üser (unser) Schicksal süege, isch's au no so härt. Drum cha i numme sage: süeg' au Du Di, wie so manchi Andri au!“

Aber Eveli wollte nichts von solchem Troste wissen und hören. „Nei, Mütterli,“ rief sie mit blühenden Augen, das thu' i nit: i süeg mi nit freiwillig in mi Unglück, i wehr' mi, so lang i cha und — wenn mer mi zwingen will, mit'm Kaveri zum Altar z'trete, so sag' i dort no Nei und Nei in alle Ewigkeit!“

Mit diesen Worten stürzte sie aus der Stube und seufzend und mit einem leise gesprochenen „Gott

stoh' D'r bi, mi liebi, armi Ghind, und helf' D'r in diner Noth!“ begab sich die Bäuerin in die Küche, an ihre Arbeit. —

Es wurde Mittag und der Bauer kam von der Jagd zurück. Er war verdrießlich, denn er war nicht zu Schuß auf einen Kapitalbock gekommen. Mißmuthig hing er Büchse und Waidtasche in den Schrank und rief seiner Frau in mürrischem Tone zu: „Dost jeh der Tisch, Breneli — der Müller und der Kaveri werde alich do sy und — sag' au 'm Eveli, sie soll 'n quete Trunk us'm Keller hole und derno ihr Sünbigshäs alege — verschtösch mi?“

Schweigend nickte Frau Breneli mit dem Kopfe und ging, nachdem sie mit Herrichten des Tisches fertig geworden war, hinaus, um Eveli den Willen ihres

Vaters kundzugeben. Aber diese weigerte sich, demselben — wenigstens bezüglich des Ansehens des sonntäglichen Gewandes — nachzukommen. Sie erklärte vielmehr, gar nicht zu Tische zu kommen, sondern in ihrer Kammer verbleiben zu wollen, da sie sich krank fühle. Mit diesem Bescheid kehrte die Bäuerin zu ihrem Manne zurück, der sich bereits, des Weines harrend, an den Tisch gesetzt hatte. Zornig vernahm er ihren Bericht. Einen derben Fluch ausstößend, schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß Teller und Gläser klirrten. „Was wär' m'r des?“ schrie er. „Krank will se sy? Fu-le Fisch sind's: gang und sag'r, se soll thue, wie i g'sait ha — oder i hol sel!“

Aber dessen weigerte sich nun auch die sonst so sanfte und gefügige Frau Breneli mit aller Entschiedenheit. „Nei, sell thueni (thue ich) nit — und Du thuesch au nit, wie de faisch, Jobbi (Jakob)“, gab sie ihm zur Antwort. Wenn's Eveli seit, se wär' krank, so isch se's au — und do wär's

besser, mer thät der Dokter hole. —

„A was, Dokter!“ unterbrach sie der Bauer unwirsch, wengleich in minder heftigem Tone als seither. „'s Eveli isch doch lust (sonst) alliwil g'sund gfi wie der Fisch im Wasser — was soll se denn jeh uf einol krank sy?“

„Ja was weiß i — se isch es halt!“ log die Bäuerin festen Muthes, in der Absicht, ihrer Tochter durch Zeitgewinn wenigstens einigermaßen Beistand zu leisten. „'s Fieber het se un — i förch', i förch' (ich fürchte) —“

„Was?“ fragte der Bauer mit emporggezogenen Augenbrauen.

„'s Nervefieber!“ pläzte Breneli jetzt heraus.

„Hm!“ — machte der Alte nun doch etwas erschreckt — „'s Nervefieber — so? — Hm! So g'fährli wird's grad nit sy!“

„Aber 's cha so g'fährli werde!“

Der Bauer hatte keine Zeit, darauf zu antworten, denn Peitschenknallen vor dem Hause verkündete die



„Nei, Mütterli,“ rief sie mit blühenden Augen, „das thu i nit!“

eben erfolgte Ankunft der erwarteten Gäste. Rasch erhob er sich, eilte aus der Stube vor das Haus und begrüßte Vater und Sohn mit derbem Handschlag zum „Gottwilsche“ (Gottwillkommen). „He — wie isch es hüt?“ fragte er leßteren lachend. „Gsch sei Chate im Chopf und bisch hüt besser usa'legt as geschtern?“

„I weiß no nit“, entgegnete Xaveri, indem er des Bauern Blick vermeidend mit unerkennbarer Aengstlichkeit rückwärts, die Straße entlang nach dem Dorfe schaute, von dem sie soeben hergekommen waren. „I cha 's no nit sage“ — fügte er dann bei — „s chummt druf a, wie 's Eveli hüt isch zu m'r!“

„Um, wie soll's sy?“ rief der Hochhofbauer etwas gezwungen lachend. „Chumm' nummen äni — 's wird scho recht werde!“

Mit diesen Worten faßte er den verdrießlich dreinschauenden Müller unterm Arm und führte ihn, während ein Knecht die beiden kräftigen Pferde der angekommenen Gäste ausspannte, ins Haus. Xaveri folgte, nachdem er unter der Thüre nochmals einen ängstlichen Blick nach dem Dorfe geworfen hatte, als besorge er von dorthier das Erscheinen einer Person, deren Anblick ihm unliebsam gewesen wäre. Dann erst, nachdem er sich überzeugt zu haben glaubte, daß Niemand ihm gefolgt sei, trat auch er in die Stube, um die darin der Gäste harrenden „Wibervölker“ — worunter er die Bäuerin und Eveli verstand — zu begrüßen. Aber zornig biß er sich auf die Lippen, als er mit raschem Blick sich umschauend, gewahr wurde, daß die Bäuerin allein darin weilte.

„Wo isch's Eveli?“ fragte er mürrisch. „Het se äbbe (etwa) nit der Zit zume Gottwilsche für mi?“

„Sell scho“ — erwiderte die Bäuerin mit kaum verhehltem Unmuth — „aber se mag halt nit — oder besser g'soit, se cha holt nit“ — fügte sie, den zornigen Blick in Xaveris Augen gewährend, sich verbessernd bei — „denn se isch krank!“

„Krank — so?“ rief der Bursche spöttisch lachend. „So — so — krank? Ei du Lebtag! Gwiß het se geschtern z'viel tanzt oder — se het sich bim Heimgoß mit'm Forschtg'hilf z'lang Zit glo (gelassen) im Wald — denn im Wald isch es gar viel schön, wenn's nächtet (Nacht wird): des wisse jo alli Liebeslüt!“

Die Bäuerin runzelte die Stirne. Wollte der Sabinian gar ihr frommes, züchtiges Kind verdächtigen? „Nagisch Du's vielliecht wisse“, sagte sie kurz, „'s Eveli weiß nüt d'rvo!“

„Wer 's glaubt — wird selig!“ entgegnete Xaveri frech.

Das war zu viel für Evelis Mutter. Eine strenge Zurechtweisung des in seiner Eifersucht zu weit gegangenen Freiern ihrer Tochter lag ihr auf der Zunge, aber sie unterdrückte sie, denn der Müller, der bisher noch kein Wort gesprochen, sondern nur mißmuthig dreingeschaut hatte, rief zornig: „Recht het er bi Gott, der Xaveri, denn sell goht doch z' wit, aß e Maidli mit Ein zum Tanz goht und d'rno thuet, as ob er gar nit do wär“ —

„He, warum het er sich 'ne Ruusch atrunke!“ unterbrach ihn die Bäuerin heftig.

— und nit e einzagsmel mit'm tanzt!“ fuhr der Müller mehr und mehr sich in seinem Zorn steigend fort.

„Loffet 's guet sy!“ suchte jetzt der Hochhofbauer die beiden streitenden Parteien zu beschwichtigen.

„Nei — i loß 's nit guet sy!“ entgegnete der Müller grob, „denn des isch emol nit in der Ordnung und — no viel weniger cha i 's lobe, as 's Eveli

d'rno mit eme Andere furtgangen isch dum Tanzbode: Dunderschieß — sußt sag' i nüt!“

Sell isch wöhr und i cha 's au nit lobe“, stimmte ihm der Hochhofbauer jetzt bei: „Aber denk' nummen au, dem Maidle isch es wind und weh gfi, wie 's Händel gä het und — do het se halt denkt: „jeht numme furt“. Und wil der Xaveri in sim Ruusch se nit het heimföhre chönne, se isch se halt mit'm Forschtg'hilf gange. Aber eineweg“ — fuhr er dann fort — „isch es unrecht gfi, des ban i 'r au glich g'sait und — bim Bluck, i bi der Ma d'rfür, aß 's nit wieder vordummt! So — und jeß segenüch (seht euch)! Und Du, Breneli“ — wandte er sich an seine Frau — „gang und hol 's Eveli: sag 'r, se soll kei Umständ' mache — sußt gäb's Verdruß!“

Die Bäuerin wollte Einwendungen machen und wiederholte, Eveli könne nicht zu Tisch kommen, denn sie sei krank. Aber der Bauer ließ dieß nicht gelten. „Und wenn au“ — schrie er und schlug dabei wieder zornig mit der Faust auf den Tisch — „wenn se au krank isch, so soll se doch abicho, denn i will's emol ha — und was i ha will, des mueß g'scheh' in mim Huus, sell weisch und 's Eveli weiß es au: derntweg' gang und hol' se!“

Seufzend schickte die Bäuerin sich an, zu gehorchen, aber sie kam nur bis zur Thüre, denn im Augenblick, als sie die Hand auf die Klinke legte, ward sie von außen geöffnet und — Eveli, die sie hatte rufen wollen, erschien auf der Schwelle, begleitet von einem zwar ärmlich und verhärtet aussehenden, aber trotzdem schönen jungen Weibe, das ein etwa halbjähriges Kind auf dem Arme trug.

Mit weit aufgerissenen Augen, als säßen sie ein Gespenst, starrten Alle die schüchtern hinter Eveli Eintretende an. Sie alle kannten sie recht wohl: es war „das Fischbacher Meili“, die Tochter eines armen Wirthschreibers aus dem Nachbarorte, eine — wie allgemein bekannt war — von Xaveri Bethörte, Gefallene. Aber was wollte sie jeht im Hochhof?

Der Xaveri selbst aber sprang erschreckt bei ihrem Anblick auf — sie war es ja, deren stöhrendes Kommen er befürchtet hatte. „Was soll des?“ schrie er sie an. „Was suchsch Du do?“

„Des will i D'r sage an ibrerstatt“, gab ihm Eveli, entschlossen vortretend zur Antwort. „Sie suchet der Ma, der sich mit falsche gleichnerische Rede in ihr Herz g'schtohle, ihr Lieb und Treu' g'schwore und sie d'rno im Unglück und Esend het siße lo — sie suchet der Vater zu ihrem Ghind — mit eim Wort: Di suchet se, Xaveri!“

Ein Fluch entfloß dem Munde des Burschen bei diesen mit zermalmender Gewalt ihn treffenden Worten. Wie ein armer Sünder vor seinem Richter, so stand er zitternd, keiner Antwort fähig vor Eveli, die hochaufgerichtet ihn mit verdächtigem Blick ansah.

Da gedachte der Müller seinem Sohn zu Hilfe zu kommen. Dröhnend schlug er auf den Tisch und schrie Meili an: „Was soll jeht die Chummedie (Komödie) do?! Wenn d' was witt vum Xaveri und vo mir, se chumm' zu is (zu uns) in d' Mähle: do aber loß i mi nit abettle!“

Meili wurde roth bis unter die Haarwurzeln. „Gott, der Herr soll mi b'hüete und biwahre, aß i von üch oder 'm Xaveri was wott“, sprach sie ruhig aber nachdrücklich. „Nüt will i von üch, denn i weiß jo scho lang, aß ihr kei Herz hent!“

„Dunderschieß!“ — unterbrach sie der Müller noch gröber im Ton, als zuvor — „so gang wieder, wenn d' nüt von is witt!“

Da blühte es zornig in Meili's Augen auf. „I dent, Ihr hent no nit z' kummendiere uf'm Hochhof, ah Ihr mi chönnet heiße goh!“ sprach sie mit zitternder Stimme.

„Se heiß' i 's Di“ — rief jetzt auch der Hochhofbauer heftig — „und i mein' i ha z' kummendiere do!“ „I bi zum Eveli cho, nit zu üch, Hochhofbauer“, entgegnete Meili ruhig, „denn i ha m'r sage lo, ah hüt der Verspruch zwischen ihr und 'm Xaveri soll statt habe. Aber dob'r vor han i se biwabre und ha se warne welle, denn — wie er mi Unglück isch gfi, so wär' er au 's ihrig!“

„Und i dank's 'r au vo Herze!“ ergriff nunmehr auch Eveli das Wort. „Zwar han i nie nit vun 'm wisse welle, jeh aber, woni (wo ich) weiß, ah er 'm Meili Wort und Treu broche het, scho gar nit. Drum sag' i jeh laut und offe vor üch alle: nie gang i der Verspruch i mit 'm Xaveri — nie nehm' i ne zum Ma!“

Dem Hochhofbauer schwall die Zornader auf der Stirne. „Sell wellest mer seh“, schrie er, „i will 's eso und was i will, des g'schieht in mim Huus!“

„Und i thue 's nit und i nimam 'ne nit“ — entgegnete Eveli entschieden — „den Nütznug!“ fügte sie verächtlich bei.

Bis dahin hatte Xaveri an sich gehalten, jetzt aber, nach dieser Erklärung brach sein Zorn in seiner ganzen Heftigkeit los. Mit geballten Fäusten stürzte er auf Meili los, die — seiner Ansicht nach — schuld an dem ganzen peinlichen Vorfall war. „Zumpemensch, Lieberigs!“ schrie er sinnlos vor Wuth und erhob die Faust zum Schläge.

Aber schützend stellte sich Eveli vor die Bedrohte. „Voh' ab von'r!“ donnerte sie ihn an.

„Schmach und Schand über den Ma, der Wibervöcker schläht (schlägt)!“

Und der Wütthende biß sich auf die Lippen und — ließ die erhobene Faust sinken.

Meili aber brach in bittere Thränen aus. Fester drückte sie ihr Kind an sich und rief schluchzend. „Kosesch au (hörst Du auch). Vüebli — mi lieb's arm's Vüebli: Di Aetti heißt di Mütterli Zumpemensch und lieberig — o Du lieber Herrgott!“

Da gedachte der Hochhofbauer der Scene ein Ende zu machen. „Jeh han i 's gnue!“ schrie er: „Pact Di jeh, Meili — 's isch hochi Zit!“

Schweigend wandte sich die Arme zum Gehen. Gleichzeitig mit ihr aber schickte sich auch Eveli an, die Stube zu verlassen.

„Du bliebsch do, Eveli — zum Verspruch!“ herrschte sie ihr Vater an.

„Vieher gang i uf und furt!“ entgegnete Eveli hocherregt.

„Sooo?!“ rief jetzt der Hochhofbauer zitternd vor Zorn. „He nu, so gang — i heb Di nit, aber merk Dr: wenn d' us 'm Huus gohsch im Trop. se — hummisch au nümme ri und — mit keim Aug' meh will i Di wiederseh! Jeh b'finn Di, was d' thue witt: entweder Du folgsch und haltsch der Verspruch

— oder Du machsch goh, woane (wohin) d' witt — 's ei oder 's ander!“

Einen Moment lang schien Eveli zu schwanken. Dann schlug sie aufschluchzend die Hände vor 's Antlitz — und eilte aus der Stube.

Baut auf schrie die Bäuerin und sie sowohl, als Xaveri machten Miene, Eveli zu folgen und sie zurückzuhalten.

Aber der Bauer wehrte es ihnen. „Loffet se laufe“, sagte er. „Se wird nit wit goh und scho vo selber wieder cho!“

Ein halbes Jahr war vergangen und — entgegen der Meinung des Hochhofbauern, daß Eveli wieder heimkehren werde — war dies nicht geschehen: das



„Was soll des?“ schrie er sie an, „was suchsch Du do?“

Mädchen war und blieb verschwunden.

In den ersten Tagen nach ihrem Weggang war die Bäuerin geradezu trostlos, denn sie glaubte nicht anders, als Eveli habe sich ein Leid angethan — sei in den See gegangen. Tag und Nacht weinte sie, der Bauer aber verwies ihr solches Klagen, „um das mißrothe Meidli“ und meinte, er hätte lieber gar kein Kind, als eines, das sich unterstehe, ihm Trost zu bieten. Uebrigens — fügte er dann, mehr zu seinem eigenen Troste bei — glaube er nicht, daß sie sich ein Leid angethan habe, eher halte er für möglich, daß Xaveri beim Tanz, ungeachtet seiner Trunkenheit, recht gesehen habe: daß Eveli nämlich in Wahrheit eine Liebschaft mit dem Forstgehilfen habe und dieser sie irgendwo versteckt halte. „Jich des aber eso“ — schloß er seine geballten Fäuste schüttelnd — „d'rno soll se sich nit unterstoh, mir nomol 's Huus z' betrete; i chenn se nümme und will se mit keim Aug meh seh!“

In diesem seinem Verdachte wurde der Hochhofbauer einige Tage nach Evelis Entfernung noch mehr bestärkt, als die Bäuerin Morgens einen Brief Evelis in der Stube fand, der offenbar durchs Fenster heringeworfen worden war und den besorgten Eltern endlich die schwere Angst um ihr Kind vom Herzen nahm, denn der Brief war doch ein Beweis dafür, daß Eveli

noch am Leben war. Hastig setzte Frau Breneli ihre Brille auf die Nase und begann nun dem eil'igst herbeigerufenen, gesponnt lauschenden Bauern mühsam, — denn das Lesen war gerade nicht ihre stärkste Seite — den Brief vorzulesen. Er lautet folgendermaßen: „Liebste Eltern!“

„Ich greife zur Feder, um Euch mit heißen Thränen um Verzeihung zu bitten, daß ich Euch unghorsam bin gsi und ohne Abschied von Euch furtgegangen. Aber o was hab' ich kämpft mit mir, was hab' ich betet und briegget (gebetet und geweint) und het doch nichts battet (geholfen), denn lueget, derbeim zu bleiben und der Verspruch mit dem Xaveri eingehn — das habe ich nicht übers Herz bringen können — verzeib' mir's Gott, der Herr, ich hab's nit könn't, denn ich hab' lei Vieb in meim Herze für der Xaveri g'bett — für der wortbrüchig und ehrvergesse G'sell — und es wär mein Unglück für mi Lebtag gsi, wenn i ihn hätt' müesse hirothe. Nein, Atti — nei mi liebs quets Mütterli, ich ha 's nit könn't, denn — Mütterli, Du weis es jo — i trag' jo schon e Vieb in meim Herze, e Vieb zume andre brave und rebliche Ma, e Vieb, die Gott der Herr, selber het äiniglegt und der i will treu sy bis zum Tod. Drum han i nit könne derheimbliebe und drum bin i furt unter fremde Vüt. Aber sorget Euch nit um mi, liebste Eltern, i bin in Gottes Hand und gueter Huet, denn er het mi zu ner brave Frau g'führt und do will i, wenn 's si heiliger Wille isch, so lang bliebe, bis mi lieber Atti mich dem Ma will gä, dem i hold*) bin und der mir hold ist. Es grüßt und küßt Euch

Eure Euch liebende Tochter
Eveli.

So lautete der in einem Mitschmach von Hochdeutsch und alemannischer Mundart geschriebene Brief und — „Danbergott — Danbergott in alli Ewigkeit, daß mi Eveli lebt und gesund isch“, jubelte Frau Breneli. „O wie bin i jek so froh — Danbergott, Danbergott!“

Der Bauer aber athmete tief auf; auch er fühlte sich wie von einem drückenden Alp befreit, denn so sorglos er sich auch gestellt hatte, im Geheimen hatte er doch befürchtet, daß er mit seiner Hartherzigkeit sein Kind in den Tod getrieben habe. Nun er aber wußte, daß dies nicht geschehen war, lehrte sein ganzer früherer Zorn wieder und dieser richtete sich nicht sowohl gegen Eveli, als vielmehr hauptsächlich gegen seine Frau, denn diese hatte ja — Evelis Brief zufolge — um deren geheime Liebenschaft gewußt und ihm nichts davon gesagt. Sie hatte also „unter einer Decke gespielt“ mit Eveli, hatte deren Liebchaft wohl gar begünstigt und — darüber zürnte er ihr schwer.

„So?“ rief er, nachdem er seinem Zorn mittelst einiger kräftiger Flüche Luft gemacht hatte, „Du hest es also gwüßt, daß 's Eveli e Liebchaft het — hest 's gwüßt und — nit g'schnuust dervo?“

Die Bäuerin erschrak über diesen unerwarteten gegen sie sich lehrenden Zornesausbruch ihres Eheherrn. „I ha nit d'rvo gwüßt“ — erklärte sie der Wahrheit gemäß — „bis zum Morge, wo der Verspruch mit'm Xaveri hätt' solle sy; do erscht het se m'r 's biichtet (gebeichtet) unter Briegge (Weinen) und Schluzge (Schluchzen)!“

„Und wer isch es? Debbe (etwa) gar der Grünrod?“ — schnauzte sie der Bauer an.

Die Bäuerin nickte. „Justement (gerade) der!“ erwiderte sie.

*) Der Ausdruck „hold sein“ ist nur von der gegenseitigen Liebe zwischen Jüngling und Jungfrau gebräuchlich.

Jetzt brach der Zorn des Bauern in seiner ganzen Heftigkeit los. „Und warum hest m'r nit d'rvo g'sait?“ schrie er wütend.

„Han i denn der Zit g'ha?“ entgegnete Frau Breneli zitternd. „Wie de heim bisch cho von der Jagd, do hest mi g'heike, der Tisch dede und glich d'rno isch der Müller mit'm Xaveri ao'fahre cho: also wenn hätt' i d'r 's solle sage? Wim Bluest*) — i ha nit d'rfür!“

Der Bauer besänftigte sich etwas; er sah ein, daß seine Frau die Wahrheit sprach und eine Mittheilung des ihr von Eveli anvertrauten Herzensgeheimnisses ihr unmöglich war. Er schimpfte und weiterte zwar noch eine Zeit lang fort, dann aber griff er — wie gewöhnlich, wenn er lange genug getobt hatte, — zu Bäche und Waidtäsche und ging auf die Jagd, um in dem ihm über Alles lieben Vergnügen seinen Zorn vollends „verrauche z'lo“.

Seit jenem Tage, da dies geschehen war, war — wie bereits erwähnt — ein halbes Jahr vergangen und es war zwischen dem Bauern und seiner Frau, Evelis mit keinem Worte wehr Erwähnung geschehen, denn der Bauer wollte von der „Verkläufene“ nichts mehr gesprochen haben und deshalb schwieg die Bäuerin von ihr. Sogar so weit ging sie „in der Furcht des Herrn“ und der Einhaltung seines Gebotes, daß sie ihm nicht einmal Mittheilung machte, als sie noch zweimal Morgens in der Stube Briefe von Eveli gefunden hatte, die auf dieselbe geheimnißvolle Weise hereinbefördert worden waren. Sie verschwieg dies ihrem Manne vollständig und — mit einer gewissen Schadenfreude darüber, daß der hartberzige Bauer nicht erfuhr, was sie aus diesen Briefen wußte: daß Eveli bei der Mutter ihres Liebsten in Zell im Wiesenthal sich befand, bei Frau Margreth, der Wittwe des Försters Markstahler, zu der Robert sie verbrocht und die sie liebevoll gleich einer Tochter bei sich aufgenommen hatte. Dies also und daß es ihrem Eveli gut gehe, wußte Frau Breneli und — sie freute sich, daß sie es allein wußte.

Inzwischen hatte sich in den Beziehungen des Thalhällers und Xaveris zu dem Vochhofbauer gar vieles geändert, denn ihre seitherige Freundschaft hatte sich in das gerade Gegenteil verwandelt. Der Müller und sein Sohn gaben Evelis Vater die alleinige Schuld daß aus dem Verspruch der beiden jungen Leute nichts geworden sei, weil er Eveli „freigestellt“ habe, diesen einzugehen oder aber aus dem Hause zu gehen. Hätte er dies nicht gethan — behaupteten sie, — sondern Eveli gegenüber einfach erklärt, daß er keinen Widerspruch dulde, so hätte „die dumme Gans“ sich wohl noch gefügt. Der Vochhofbauer dagegen hatte einmal, als in der „Seebrugg“ wider seinen Wunsch die Rede hievon war, vor zahlreichen Zuhörern erklärt, der Xaveri einzig und allein trage die Schuld an dem Nichtzustandekommen des Verspruchs, denn die Lieberlichkeit, Tagdieberei und ständige Trunkenheit desselben habe seine Tochter abgescreckt und — fügte er bei — „'s isch Wigott lei Wunder: hätt' i vorher gwüßt, was i jek weiß, daß er e Meidli mit eme Ghind het, nit schafft und alliwil h'offen isch, i hätt' der Nühnuß ehnder (eher) d' Stiege abiteit (hinabgeworfen) als 'm mi Ghind gä!“

Dieser Ausspruch des Vochhofbauern — der allerdings nicht völlig der Wahrheit entsprach, denn alles, was er damals nicht gewußt zu haben vorgab, war ihm recht wohl bekannt gewesen, — kam natürlich dem Müller und seinem Sohn zu Obren und jetzt richtete

*) Weihenungsformel, eigentlich „rei dem Blute“ (Christi).

sich Be-
gene C-
würden
Water“

De
zünftig
oenfelv
blütig
zumal

sauer,
sah die
einziges
Herzen,
Er emp-
— inn-

daß E-
von ih-
und —

ner bel-
darum
Einer
das M-
habe u-
mehr

einen f-
dies o-
mitthe-
sagte e-
genug,
oen jü-
ter je-

Lieblich-
ter an-
wollte
schem

fragen
gehehr
Verstä-
verhäß-
dahner

licher
selbst
lungen

den er-
zahlen
und —
seiner
heimt

und d-
mit ei-
für de-
schaft

ihn n-
Locht-
ausge-
Grun-

das J-
und f-
befan-
Thier-
war

ihm r-
untri-
berwi-
ständig
und

*)
bde,

sich Weiber ganzer Zorn und Haß gegen den „verlogene Ghaib“, der — nach ihrer Ansicht — ihnen aufbürden wollte, was er „durch seine Schwäche als Vater“ allein verschuldet hatte.

Der Hochhofbauer blieb den Weibern übrigens bezüglich ihres Hasses nichts schuldig, denn er erwiderte denselben von ganzen Herzen. Er hätte sie beide kaltblütig ermorden können, denn wenn ein Bauer, zumal eine so leidenschaftliche Natur wie der Hochhofbauer, einmal haßt, so haßt er gleich tödlich: er sah die Weiden als die Ursache des Verlustes seines einzigen Kindes an und — dies ging ihm schwerer zu Herzen, als er seiner Frau oder sonst jemand zugestand. Er empfand es — wenn er auch niemals davon sprach — innerlich doch als ein schweres häusliches Unglück,

daß Eveli sich im Troß von ihm gewendet hatte, und — zehn Morgen seiner besten Weiden hätte er darum gegeben, wenn ihm Einer gejagt hätte, wohin das Mädchen sich gewandt habe und wo es sich nunmehr aufhielt. Daß es einen solchen gab, der ihm dies ohne Zweifel hätte mittheilen können, dies sagte er sich freilich oft genug, aber gerade ihn den Vorstehenden, der hinter seinem Rücken eine Diebstahlschast mit seiner Tochter angefangen hatte, ihn wollte er in acht bauerlichem Eigensinn nicht befragen: es hätte ja ausgesehen, als ob er eine Verständigung mit dem verhassten Gränrod anbahnen wolle und — möglicher Weise hätte dieser selbst auf seine Mittheilungen einen Preis gesetzt, den er nie und nimmer zu zahlen beabsichtigte. Deshalb fragte er lieber nicht und — hoffte weiter, daß Eveli ohne ein Zutun seinerseits als „reine Sündlerin“ demnächst von selbst heimkommen werde.

So war der Sommer und der Herbst vergangen und der Winter — die Ferienzeit der Bauern — hatte mit einem leichten Schneefall begonnen. Das war nun für den Hochhofbauern so die richtige Zeit, seiner Leidenschaft als Jäger zu fröhnen*) und dabei sich seiner, ihn noch immer quälenden Gedanken um die entlaufene Tochter zu entschlagen. Tagelang streifte er in den ausgedehnten, zum Theil zu seinem eigenen großen Grundbesitz gehörigen Waldungen umher, in denen er das Recht zur Ausübung der Jagd gepachtet hatte, und stellte Hirschen und Rehen nach an den ihm wohlbekannten „Wechselln“ oder an den Plätzen, wo die Thiere erfahrungsgemäß „sich zu äsen“ pflegten. Dies war des reichen Bauern größte Lust, aber sie wurde ihm in letzter Zeit häufig vergällt durch die Auffindung untrüglicher Spuren von Wilderern, die seine Jagd verwüsteten, die „stärksten“ kurz zuvor von ihm „bestätigten“ Hirsche, Rehe und anderes Wild weggeschossen und frech genug waren, sogar „den Aufbruch“ unver-

schartt liegen zu lassen. Natürlich war der leidenschaftliche Bauer während hierüber. Er hatte mehr oder weniger begründeten Verdacht auf verschiedene im Dorfe und der Umgegend wohnende Personen, die der Volksmund als „Jagdliebhaber ohne Jagdfarte“ bezeichnete, aber es war ihm bisher nie gelungen, eine derselben auf dem Wilbern zu betreffen. Sollte dies aber einmal geschehen, dann — dies erklärte der bestige Mann wiederholt in der „Seebrugg“ und andern Wirthshäusern, die er zu besuchen pflegte, — sollte der Betreffende „s leischt uf'm Räf ha“).

Von jetzt ab ging der Hochhofbauer täglich und bei jedem Wetter schon vor Tagesanbruch mit der Doppelbüchse auf dem Rücken hinaus in den Wald, weniger in der Absicht zu jagen, als womöglich einen der Wilderer auf frischer That zu ertappen. Aber obgleich er sich keine Mühe verdrießen ließ und oft bis zum Abenddunkel im Walde blieb, wollte es ihm doch nicht gelingen, einen der freyen Burschen zu erwischen: die Wilderer waren offenbar gewarnt und in Folge dessen zu größter Vorsicht bestimmt worden. Daß sie dessen ungeachtet jedoch ihr geheimes Treiben nicht aufgegeben hatten, dafür hatte er nach wie vor die untrüglichen Beweise. Er vernahm wohl auch bisweilen, wenn er im Waldesdickicht lauerte, einen Schuß, aber — stets fiel dieser weit entfernt von seinem jeweiligen Standpunkte, so daß mit Sicherheit anzunehmen war, daß der oder die Wilddiebe genaue Kenntniß davon hatten, nach welchem Distrikt er sich gewendet habe.



„Ergib Di, dunderschießiger Ghaib“, schrie er.

Der Bauer beschloß deshalb, der Frechheit die List entgegenzusetzen, um die Wilddiebe endlich zu erwischen.

Seine Jagd erstreckte sich über den ganzen Distrikt der am südwestlichen Ufer des Schluchsee aufsteigenden Bergänge zwischen dem Kruppenbach einerseits und der Schwarzza andererseits, nördlich begrenzt vom See und südlich von der längs der sogenannten „Sommerseite“ führenden Straße von Blaspwald nach Muchenland. Sie umfaßte somit ein Quadrat, dessen ungefähr gleich große Seiten eine Länge von beiläufig einer halben Meile hatten. Der ganze Distrikt war mit hochstämmigen Tannenwald bedeckt und nur spärlich von Wegen durchzogen, besonders auf den steil nach dem See abfallenden Hängen des „Rothensbergs“, des „Grabsteins“ und des „Habsbergs“. Nur eine einzige Straße führte hier von der Straße nach St. Blasien ab über eine im „Kesselbachgrund“ liegende Waldbüße längs dem Seeufer nach Ober- und Unteraha. Wenn der Hochhofbauer nun von seinem Hofe kommend, diesen Weg einschlug, so mußte Jeder, der ihn beobachtete, glauben, daß er am oberen Ende des Sees in der Nähe

*) Räf ist das Reiterwerk, hinter welchem in den Ställen dem Vieh Heu aufgedeckt wird. „Das Rehte auf dem Räf haben“, eine im Schwarzwald übliche Redensart, heißt so viel als „dem Tode nahe sein“.

*) Im Großherzogthum Baden gab es damals für Hirsche, Rehe, Auer- und Birkhähne keine Schonzeit.

des Krummenbachs zu jagen beabsichtige, so daß der am unteren Ende gelegene Rothenberg für Wildddiebe sicher sei. So that deshalb der Bauer. Er stieg beim Tagesgrauen die Steige herab, wendete sich unweit der Sägmühle links nach der „Eisenbreche“ und verschwand jenseits derselben im Walde. Nach kaum hundert Schritten aber verließ er den eingeschlagenen Weg, stieg den steilen Hang empor und wendete sich quer durch den Wald in ungefähr parallel mit dem im Thale laufenden Wege, auf dem er hergekommen war, wieder zurück dem Rothenberg zu, hoffend, daß, wenn er von einem Wildddieb beobachtet worden war, dieser in dem ihm gesichert erscheinenden Distrikt jagen werde.

Und hierin täuschte sich der schlaue Bauer wirklich nicht. Nach kaum halbständigem Harren hinter einem mächtigen Felsblock fiel in kurzer Entfernung unterhalb seines Standpunktes ein Schuß. Vorsichtig, die nie fehlende Büchse schußfertig in der Hand, machte er sich auf und schlich sich hin nach dem Orte, wo der Schuß gefallen war, und — nach kurzer Frist erblickte er den Wildddieb, der gerade im Begriff war, den eben erlegten Vock aufzubrechen. Wüthend stürzte er vorwärts und — „Ergib Di, dunderschießiger Sbaib!“ schrie er den entsezt Aufgesprungenen an, „ergib Di oder —“

Aber vor Erstaunen erstarb ihm das Wort im Munde, denn der da vor ihm stand, war — Xaveri. „Xaveri, Du? — Du — ne Wildddieb?“ rief er, unwillkürlich die erhobene Büchse sinken lassend.

Da riß der ihm gegenüber Stehende mit einem heftigen Ruck den Stutzen an die Wange. Der Schuß trachte und — getroffen wankte der Bauer. Instinktiv erhob er noch die Büchse und drückte, fast ohne gezielt zu haben, auf den hastig sich zur Flucht wendenden Burtschen ab. Im Feuer brach dieser zusammen.

Der Vochhofbauer sah ihn nicht mehr stürzen. Die Sinne verließen ihn unmittelbar nach Abgabe seines Schusses und schwer fiel er zur Erde nieder.

Sechs Tage waren vergangen. Der Vochhofbauer lag schwer am Kopfe verwundet daheim in seinem Hofe und an seinem Bette sah — Gvelli, die von dem Forstgehilfen Robert Markstahler von dem schrecklichen Vorfall benachrichtigt, alsbald an das Krankentbett des Vaters zu dessen Pflege herbeigeieilt war. Der Verwundete lag, kunstgerecht von dem von St. Blasien herbeigeholten Arzte verbunden, regungslos auf seinem Lager und hatte, obwohl er bisweilen die starrblinden Augen aufschlug, keine Ahnung davon, daß es die „verlaufene“ Tochter war, die ihm mit Eisumschlägen die brennende Stirne kühlte; er war noch immer bewußtlos und gefühllos.

Ein glücklicher Zufall — oder sagen wir besser die Vorsehung — hatte es gefügt, daß der Forstgehilfe Robert Markstahler zur Zeit der Verwundung des Vochhofbauern in dem benachbarten Staatswalde am Hochstaufen beschäftigt war. Hier vernahm er die drei in kurzen Zwischenräumen auf dem gegenüberliegenden Berge gefallenen Schüsse — zu seiner Verwunderung, denn der Vochhofbauer, der allein daselbst zu jagen berechtigt war, war allgemein als vorzüglicher Schütze bekannt, der nur sehr selten sein Ziel fehlte. Daß er dreimal auf ein Stück Wild geschossen haben sollte, war nicht anzunehmen und noch weniger, daß der gewöhnlich ungemein scheue und vorsichtige Rehbock, — es gab nur Rehwild auf dem Rothenberg — dem Schützen Gelegenheit zu mehrmaligem Schießen auf dem gleichen Stand gegeben habe. Da war offenbar Etwas nicht in Ordnung. Das Wildererunwesen

hatte in letzterer Zeit in erschreckender Weise zugenommen und — des Vochhofbauern Ausspruch, daß ein Wildddieb, den er auf seiner Jagd betreffe, „s letscht us'm Käf“ habe, war ihm zur Genüge bekannt. Der erfahrene Forstmann schöpfte daher Verdacht, daß sich da drüben ein Drama abgepielt habe. Von zwei Mann, die ihm als Gehilfen beim Vermessen der Stämme dienten, und von seinem findigen Schweißhund begleitet, machte er sich alsbald auf in den Nachbarwald und nach kurzer Frist schon hatte er die Leiche Xaveris neben dem erlegten Rehbock und in kurzer Entfernung davon den schwerverwundeten Vochhofbauern aufgefunden. Mittelst etwas Wein, den er glücklicherweise in einer Feldflasche bei sich führte und dem wie todt Daliegenden einflößte, gelang es ihm, die fast verschwundenen Lebensgeister festzuhalten. Dann legte er den für einen Moment wieder zu sich gekommenen, aber zum Sprechen unfähigen Bauern auf eine rasch verfertigte Tragbahre und trug ihn mit Hilfe eines seiner Leute — den andern ließ er zunächst als Wache bei dem Todbten zurück, — langsam und vorsichtig bergab und heim in den Vochhof.

So war der Bauer gerettet, — wenigstens vom Tode des Erfrierens oder langsamen Verjamachtens im einsamen Walde. Ob sein Leben auch fernher zu erhalten sein würde, war jedoch bei der Schwere der Verwundung mindestens zweifelhaft. Der rasch von St. Blasien herbeigeholte Arzt baute zuerst nach genauer Untersuchung des durch das Eindringen der Kugel oberhalb der Stirne und ihr Wiederaustrreten am Hinterkopfe verurtheilten Schußkanals bedenklich den Kopf geschüttelt und nach Entfernung einiger kleiner Knochensplitter kaum für denkbar gehalten, daß das Gehirn unverlezt geblieben sei. Ganz unmöglich freilich, — er jagte dies eigentlich gegen seine eigene Ueberzeugung nur zu Troste der Angehörigen des Verwundeten — wäre dies nicht, aber in diesem Falle selbst würde es noch große Mühe und sorgfältigste Pflege kosten, um den Bauern am Leben zu erhalten. Nur wenn Tag und Nacht anhaltend Eisumschläge um die verletzte Stirne gelegt würden, wäre es vielleicht möglich, den Schwerverwundeten zu retten.

Das war wenigstens eine — wenn auch nur schwache — Hoffnung für Gvelli, die schon am zweiten Tage zur Unterstützung ihrer alternden Mutter auf Roberts Ruf hin ans Krankentbett des Vaters herbeigeieilt war. Kein Schlaf war seither während der langen Nächte in ihre Augen gekommen, nur unter Tags gönnte sie sich, wenn Mutter Breneli sie am Schmerzenslager des Vaters ablöste, für einige Stunden Ruhe. Keine Mühe war ihr zu groß, keine Arbeit zu schwer, um dem geliebten Leidenden Erleichterung seines Zustandes zu verschaffen: sie kühlte seine heiße, schmerzende Stirne, stößte ihm etwas Nahrung und Getränke ein, oder aber sie lauschte, wenn er im Schlummer der Erschöpfung lag, ängstlich auf jeden seiner Athemzüge.

So vergingen noch weitere zwei Tage. Endlich aber — nach einer in ruhigem Schlafe verbrachten Nacht — öffnete der Bauer am Morgen des achten Tages die Augen und richtete den erstaunt fragenden Blick auf die an seinem Bette sitzende treue Pflegerin.

„Gvelli?!“ kam es leise, kaum vernehmbar über seine Lippen.

Das Mädchen unterdrückte einen Jubelruf: Der Arzt hatte ja gesagt, wenn das Bewußtsein und die Sprache wiederkämen, sei der Verwundete gerettet.

Schließlich beglückt beugte sie sich zu ihm nieder und

flüsterte
— dem
Gi
Dann,
sich ver
er aber
In
kaum z
des Ge
sie leise
D
mals n
grimm
„Uf de
E
sie best
W
sinne
stieß e
der, —
„A
sicht, i
A
nicht.
wort r
E
stamm
Der A
D
schwie
blickte
wolle
schädig
schreck
stumm
sie ihn
lieber
D
leise i
Zochte
bericht
gange
hin u
Unter
Wesser
Wiede
sagen
wagte
wie d
nicht
Druck
sachte
der H
Druck
liche
wie er
denn
und G
in ab
aber“
Krank
auch f
Heilu
dies g
besfür
A
verdor

stärkte, indem sie seine Hand ergriff: „Di Eveli, jo — dennsch (kennt Du) mi, Aetti?“

Ein leiser Druck seiner Hand gab ihr Antwort. Dann, nach einer Weile, während er, wie es schien, sich vergeblich an Etwas zu erinnern versucht, fragte er abermals leise: „Was isch m'r denn passirt?“

Instinktiv fühlte Eveli, daß es nicht gut sei, den kaum zum Bewußtsein gekommenen, durch Mittheilen des Geschehenen aufzurregen. „Still sy, Aetti“ — sagte sie leise — „nüt schwäke!“

Der Kranke schien zu begreifen und schwieg. Abermals nach einer Weile aber nahmen seine Züge einen grimmigsten Ausdruck an. „Jeh weiß i's“, sagte er. „Uf der Jagd — — der Xaveri!“

Eveli gab keine Antwort, unwillkürlich aber nickte sie bestätigend mit dem Kopfe.

Wieder stierte der Verwundete eine Zeitlang nachsinnend vor sich hin. „Der R'knus — der lieberig!“ stieß er dann hervor. „Aber“, — fragte er dann wieder, — „wer het mi heimbrocht?“

„Nüt meh schwäke, Aetti“, bat Eveli in der Absicht, ihm die Antwort vorzuenthalten.

Aber der Bauer gehorchte diesmal der Weisung nicht. „Wer isch es g'i?“ fragte er nochmals. „Antwort will i ha!“

„Der — Forstg'hilf!“ erwiderte Eveli jetzt zögernd. Er blickte sie durchdringend an. „Diner?“ fragte er.

„Jo, Aetti — mi Robbi (Robert) isch es a si!“ stammelte sie. „Aber jeh — nüt meh froge, Aetti.“

Der Doktor will's nit ha!“

Der Verwundete schien gehorchen zu wollen; er schwieg, aber er hielt Evelis Hand in der seinigen und blickte ihr still lächelnd fortwährend ins Antlitz, als wolle er jekt, wo er sie wieder hatte, sich dafür entschädigen, daß ihm ihr Anblick so lange — ach, so schrecklich lange versagt war. Und auch Eveli blieb stumm; nur mit einem leisen Druck der Hand sprach sie ihm bisweilen aus, was sie dachte: „mi lieber — lieber Aetti!“

Das Eintreten des Arztes, der mit der Bäuerin leise in die Stube kam, machte dem zwischen Vater und Tochter geführten stummen Zwiegespräch ein Ende. Eveli berichtete freudestrahelnd die mit dem Kranken vorgegangene Veränderung und der Arzt konstatierte daraufhin und nach nochmals vorgenommener eingehender Untersuchung der Wunde eine eingetretene so wesentliche Besserung, daß er nunmehr die baldige vollständige Wiederherstellung des Bauern mit Sicherheit vorherzusagen konnte. „Was ich anfänglich kaum zu hoffen wagte“, — erklärte er, — „ist thatsächlich geschehen: wie durch ein Wunder ist das Gehirn durch die Kugel nicht verletzt worden. Der Bluterguß allein und der Druck, den dieser auf die Gehirnhaut ausübte, verursachte die so lange andauernde Bewußtlosigkeit; mit der Resorption des ausgetretenen Blutes hat dieser Druck auf das Gehirn aufgehört und mit ihm sämtliche Lähmungserscheinungen. Es ist ein Glückszufall, wie er zum zweiten Mal kaum wieder vorkommen wird, denn jekt kann es sich nur mehr um die Schließung und Heilung der Wunde selbst handeln, was beides in absehbar kurzer Zeit erfolgen wird. Gleichwohl aber“ — so schloß der erfahrene Arzt — „muß dem Kranken noch jede Aufregung ferne gehalten werden; auch sprechen soll er noch nicht viel. Erst wenn der Heilungsprozeß weitere Fortschritte gemacht hat, darf dies geschehen, ohne daß schädliche Folgen für ihn zu befürchten wären.“

Wer war froher als Eveli und ihre Mutter. Mit verdoppeltem Eifer machten sich beide wieder an ihr

mühsames Pflegewerk, nur mit dem Unterschied, daß Eveli von jekt ab, — da das regelmäßige Auflegen von Eisumschlägen auf die Wunde nicht mehr notwendig war, — die Nächte nicht mehr völlig schlaflos zubrachte. Sie legte sich nunmehr stets, wenn der Vater entschlummert war, in der Krankenstube selbst angekleidet auf ein Sopha und war beim geringsten Geräusch in der Höhe, um nach dem Kranken und dessen etwaigen Wünschen zu sehen. Tagsüber aber wechselte sie nach wie vor in der Pflege desselben mit der Mutter ab und war dabei thunlichst darauf bedacht, ihm — wie es der Arzt vorgegeschrieben hatte — alles, was ihn aufregen konnte, fernzuhalten. So verschwieg sie ihm das Schicksal Xaveris, nach dem er sich erkundigt hatte, vorsichtshalber vollständig und erklärte statt dessen, der Wilddieb sei auf Veranlassung des Forstgehilfen verhaftet und nach St. Blasien ins Gefängnis gebracht worden. Darüber freute sich nun der Bauer und — Eveli hatte durch den nothgedrungenen unwarhären Bericht erreicht, daß der Kranke neben der Genugthuung, die er über die Verhaftung dessen, der ihn verwundet hatte, empfand, zugleich auch veranlaßt wurde, Roberts als seines Retters und Rächers zu gedenken und zwar — was ihr vor Allem wünschenswerth erschien — in freundlicher und dankbarer Weise zu gedenken. Und dies gelang dem klugen Eveli besser, als sie selbst es für möglich gehalten hätte. Ihr Vater ließ sich von ihr die Umstände, die mit seiner Auffindung und Heimverbringung durch den Forstgehilfen verbunden waren, genau erzählen und sagte dann zum Schluß, als er erfahren hatte, daß Robert selbst ihn mit Hilfe eines seiner Leute heimgetragen hatte, in regem Dankesgefühl: „Dim Bluest — des isch brav g'i von 'm; i will's 'm aber au gident! Isch er nümme boggi (bagewesen) sieberie (seither)?“

„Doch, Aetti“ — erwiderte Eveli der Wahrheit gemäß, jedoch etwas stockend und hocherröthend — „e paarmol scho — isch er cho — froge wie 's D'r gohlt!“

Daß er täglich gekommen und jeweils mit Erlaubniß der Mutter ein Stündchen bei ihr verblieben war, sagte sie ihm nicht: sie fürchtete, daß er sich darüber ärgern und aufregen könne. Der Kranke merkte auch nichts von ihrer Verlegenheit — oder that, als ob er nichts merkte.

„Weisch was, Eveli?“ sagte er auf ihre Mittheilung freundlich lächelnd zu ihr. „Wenn er wieder emol chummt, se führ 'ne zu m'r — i will ne jeh: i schuld 'm Dank und der Hochhofbauer zahl't si Sach!“

Das versprach ihm Eveli; im Stillen aber nahm sie sich vor, dies erst dann zu thun, wenn der Arzt es gestatten würde.

Ein anderes Mal, nachdem der Kranke längere Zeit in nachsinnendem Schweigen gelegen hatte, fragte er plötzlich: „Eveli, wo — und bi wem bisch g'i, so lang de furt bisch g'i vo d'rheim?“

Zum Glück war das Mädchen längst auf diese Frage vorbereitet gewesen mit dem festen Entschluß, sie — ebenfalls zur Vermeidung jeder Aufregung für den kranken Vater — nicht völlig wahrheitsgemäß zu beantworten. „In Zell im Wiesenthal bin i g'i, Aetti“ — erwiderte sie deshalb — „ime Dienischt — —“

„Ime Dienischt?“ unterbrach sie der Kranke unwirsch. „'s Hochhofbuure Tochter — ime Dienischt?“

„Jo, Aetti“, entgegnete Eveli sanft, „mer mueß doch g'lebt ha und — sell weisch jo — schaffe cha i wie Gini und 's isch m'r lei Arbeit z'viel!“

„Jo, jo!“ knurrte der Bauer. „Aber — mi Maidli ime Dienischt — — als e Waab?“

„O i ha 's guet g'ha“, erwiderte Eveli wieder. „Wie 'ne Tochter vom Huus bin i g'halte gsi — bi miner alte Wittfrau!“

„'ne Wittfrau?“

„Jo, Aetti, jo — 'ne gueti alti Frau: Gott, der Herr, vergelt's 'r!“

„Amen!“ sagte der Bauer, ohne sich weiter nach dem Namen und Stand der Frau zu erkundigen. Vielleicht ahnte er, wer es war.

Seither waren nochmals acht Tage vergangen, während welcher der Heilungsprozeß der Wunde weitere und so günstige Fortschritte machte, daß der Arzt nunmehr in die bisher unmöglich gewesene gerichtliche Vernehmung des Bauern über den Vorgang, der dessen Verwundung und die Tödtung Kaveris herbeigeführt hatte, willigte. Selbstverständlich mußte ihm jetzt, bevor dies geschah, der bisher verheimlichte Tod des Wildererers mitgeteilt werden und der Arzt selbst that dies unter Darlegung der Gründe der Verheimlichung in thünlichst schonender Weise.

Gleichwohl erschrak der Bauer heftig. „Tobt — tobt isch er?“ rief er. „O du Herr und Heiland — des han i nit welle — nei, des nit! Aber“ — fuhr er sodann nach einer kleinen Weile ruhiger fort — „i cha nit derfür, nei, bim Bluest, nit: hätt' er nit uf mi g'schosse, se hätt' i au nit uf ihn aglegt, so g'wiß aß Gott im Himmel lebt — nei, i hätt's nit thue!“

Andern Tags schon kam der Untersuchungsrichter mit seinem Schreiber von St. Blasien herüber zur Bornahme der Vorunternehmung, in Sachen der Tödtung des Kaver Strittmatters von Blasiwald. Der Bauer machte große Augen, als ihm eröffnet wurde, daß er „in diesem Betreff und als mutmaßlicher Thäter“ vernommen werden solle, doch sagte er sich im Bewußtsein seines „guten Rechtes“ bald und gab auf die an ihn gestellten Fragen ruhige, der Wahrheit entsprechende Antworten. Mit einer gewissen stolzen Befriedigung erzählte er, wie es ihm nach langem vergeblichem Forschen nach dem verschlagenen Wilddieb, der ihn seit Monaten schon geschädigt, endlich gelungen sei, diesen zu überlisten und auf frischer That zu ertappen. Dann schilderte er den Moment des Zusammentreffens mit demselben und seinen eigenen Schreck, als er in dem Wilderer den Mann erkannte, dem er vor Kurzem in thörichte Verblendung sein Kind habe zur Frau geben wollen. Dieser selbst aber habe sich erkannt sehend, alsbald auf ihn geschossen. Jetzt erst, verwundet und seiner Sinne nicht mehr mächtig, habe auch er gefeuert, um unmittelbar nachher bewußtlos zusammenzubrechen. Was dann noch weiter mit ihm vorgegangen sei, wisse er nur durch Mittheilung der Seinigen, denn erst nach Verlauf von fast acht Tagen sei er wieder zum Bewußtsein erwacht.

Der Untersuchungsrichter ließ alle diese Aussagen zu Protokoll nehmen und stellte dann die Frage an den Bauern, ob er bei Abgabe seines Schusses die Absicht gehabt habe, den Wilderer zu tödten.

Diese Frage verneinte der Hochtobauer mit aller Entschiedenheit und versicherte, er hätte nicht geschossen, wenn Kaveri nicht zuerst auf ihn gefeuert hätte.

Auch diese Antwort wurde zu Protokoll genommen. Dann aber erklärte ihm der Untersuchungsführende offen, seine letzte Angabe erscheine nicht völlig glaubwürdig, denn es sei durch die Aussagen mehrerer Zeugen erwiesen, daß er an verschiedenen Orten Drohungen gegen die Wilderer ausgesprochen und sich insbesondere geäußert habe, „wenn er einmal einen betreffe, so habe er 's letscht uf 'm Räs“. — Gesteht Ihr zu, diese Aeußerung gethan zu haben?“ fragte er ihn schließlich.

Jetzt erschrak der Hochtobauer wiederum heftig: daß aus seiner ohne Ueberlegung gethanen Aeußerung solche Folgerungen gezogen werden könnten, war ihm natürlich nicht in den Sinn gekommen. Gleichwohl gestand er sie unumwunden zu, mit dem Beifügen jedoch, daß es ihm damit nicht ernst gewesen sei. „Wisset 'r Herr Amtsrichter“, sagte er, „s isch numme so g'schwächt gsi — wie mer halt red', wemmer (wenn man) e Zorn het, dodrus will i lebe und sterbe!“

Auch diese Aussage wurde protokolliert, worauf der Beamte die Vernehmung schloß mit dem Bemerken, daß die weitere Verhandlung des Falles — da es sich um die Tödtung eines Menschen handle — vor dem Schwurgerichte, vor das der Bauer nach seiner völligen Wiederherstellung gestellt werden müsse, statzufinden habe. In Anbetracht seiner schweren Verwundung werde jedoch gegen Stellung einer Kaution, deren Höhe noch werde bestimmt werden, von einer Verhaftung abgesehen werden können.

Damit entfernten sich die Gerichtspersonen.

Der Bauer aber befand sich nach dieser seiner Vernehmung trotz aller Ermuthigungen von Frau und Tochter in etwas gedrückter, ängstlicher Stimmung, denn — vor einer Schwurgerichts-Verhandlung hatte er gewaltigen Respekt: nur selten kam es ja vor, daß eine solche mit der Freisprechung eines Angeschuldigten endete. Deßhalb war es von Eveli klug ausgedacht, daß sie gerade auf den Abend dieses Vernehmungstages die Zusammenkunft ihres heimlich Verlobten mit ihrem Vater geplant hatte. In der That leuchteten auch die Augen des Hochtobauern freudig auf, als ihm Eveli Abends mittheilte, der Forstgehilfe sei wieder da, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

„Der Forstg'hilf? — So?“ rief er ercent, denn wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, daß dieser allein im Stande sein werde, ihm durch die genaue Schilderung der bei seiner Auffindung im Walde gemachten Beobachtungen Trost und Muth zuzusprechen. „Gang, Eveli, und hol 'ne!“ bat er seine Tochter. „Der Hummt m'r jek wie g'rüefe (gerufen): Der cha m'r, wil's Gott, Ruß und Trost gä!“

Hochbeglückt enteilte Eveli: Bei dieser Stimmung ihres Vaters erhoffte sie von der Zusammenkunft ihres „Kobbi“ mit ihm die besten Folgen. Nach kurzer Frist schon kehrte sie mit ihm in die Krankenstube zurück.

Der Hochtobauer warf einen raschen Blick auf den schönen, hochgewachsenen Mann — einen Blick, der diesem zu sagen schien, was er dachte: „Du bist frili e anderer Kerli as der Kaveri isch gsi und sei Wunder isch es bi Gott, aß 'r 's Eveli hold isch!“ Dann aber, nach dieser kurzen, nur eine Sekunde dauernden Betrachtung bot er seinem Besucher die Hand und sprach: „Gottwilche, Herr Forng'hilf — Gottwilche im Hochtob! Gang, Eveli, und leng' (hole) ne Stuhl — und sekenlich (setz Euch) Herr Forstg'hilf, i ha e mengs (manches) mit üch z'rede, aber z'erste will i üch mi Dank sage für Alles, was der (Ihr) an m'r thue hent: Gott, der Herr, vergelt's üch, Herr Forstg'hilf!“

Markstahler, hoch erfreut über diesen freundlichen Empfang, schüttelte kräftig des Bauern dargebotene Hand und versicherte ihn, er fühle sich glücklich darüber, daß ihm Gelegenheit geboten war, zu seiner Rettung etwas beitragen zu können. Dann, auf dem von Eveli neben das Bett gestellten Stuhle Platz nehmend, erzählte er dem Hochtobauern, auf dessen Aufforderung hin, Alles, was ihn veranlaßt hatte, nach dem Rothenberg-Wald zu eilen und daselbst Nachsuche nach dem oder den Schützen zu halten, welche die drei gehörten Schüsse abgegeben hatten. Dann schilderte er ihm genau die

Sage, derten von d hatte. hilfe se Verlau thämer so, wie auch b mit se

au, i Borwo Zuchth

mann.

Euch e darau

Ihr i

nieder

der zu

veri di

rüber

fel b

Eure

durchs

und h

bliffte

daß e

erfalt

mögli

gewese

Euch z

aber u

rum

Ihr

det w

— der

Zeit l

auf G

sonder

eine

die M

— tan

gewese

guten

als V

tenen

Hochh

auch d

Schul

hellie

erhob

des j

Herr

üch:

berno

bern)

wenn

ha —

selig

tomm

ich G

dann

aber

So

Sage, in der er die Leiche Xaveris neben dem gewilderten Bod und ebenso ihn selbst, schwerverwundet von der Kugel des auktlosen Gesellen, aufgefunden hatte. Alle diese Umstände, — so schloß der Forstgehilfe seinen ausführlichen Bericht, — hätten ihn den Verlauf des Zusammentreffens zwischen dem Jagdeigen thümer und dem frechen Wilddieb erkennen lassen und so, wie er diese eben jetzt erzählt habe, so habe er sie auch bei seiner Vernehmung vor Gericht ausgesagt und mit seinem Eide bekräftigt.

Der Hochhofbauer athmete auf. „Und meinest 'r au, i bi in mim Recht gsi und — mer cha m'r kei Vorwurf mache vor 'm Gericht und — mi ins Zuchthaus bringe!“

„Wo denkt Ihr hin?!“ erwiderte der junge Forstmann. „Wer könnte Euch einen Vorwurf daraus machen, daß Ihr den Schurken niedergeschossen habt, der zuerst auf Euch schoß! Und daß Xaveri dies gethan, darüber kann kein Zweifel bestehen, denn Eure Kugel ist ihm durchs Herz gegangen und hat ihn augenblicklich getödtet, so daß er nach diesem erhaltenen Schuß unmöglich im Stande gewesen wäre, auf Euch zu schießen. Wer aber wollte Euch darum veräbeln, daß Ihr — schwerverwundet wie Ihr waret — dem Strolch nicht Zeit liehet, nochmals auf Euch zu schießen, sondern ihm sofort eine Kugel zwischen

die Rippen jagtet? Niemand — auch das Gericht nicht — kann dies thun, denn Ihr seid in gerechter Nothwehr gewesen und waret zudem als Jagdpächter in Eurem guten Recht, während der getödtete Xaver Strittmatter als Wilddieb in der Ausübung einer gesetzlich verbotenen Handlung begriffen war. Darum habt keine Sorge, Hochhofbauer, wie Jedermann, der ehrlich denkt, so muß auch das Gericht Euch Recht geben: Ihr seid frei von jeder Schuld, deshalb müßt Ihr auch freigesprochen werden!“

Je länger der Forstgehilfe sprach, desto mehr erhob sich des Bauern Antlitz. Bei den letzten, mit erhobener Stimme gesprochenen Worten aber sagte er des jungen Mannes Hand und rief: „Vergelt's Gott, Herr Forstgehilfe — vergelt's Gott! Und des sag' i ich: wenn's eso chummt, wiener (wie Ihr) meinest, derno — jo, bim Bluest, derno mdget 'r gehre (fordern) vom Hochhofbauer, was 'r went (wollt) — und wenn 's mi liebschts wär uf der Welt, Ihr sollet 's ha — bi Gott, Ihr sollet 's ha!“

Da tauschte Markstahler einen Blick mit dem glückselig lächelnden Ebeli und erwiderte: „Wenn der Tag kommt, der Euch Recht gibt, dann Hochhofbauer, will ich Euch daran erinnern, was ihr eben versprochen — dann will ich Euch um Etwas bitten, was Euch — aber auch mir das Liebste ist auf der Welt!“

Und der Tag kam früher, als der Hochhofbauer es erwartet hatte. Die Heilung der Wunde nahm einen so günstigen Verlauf, daß die Schwurgerichts-Verhandlung schon sechs Wochen später in Freiburg stattfinden konnte.

Der Fall lag im Allgemeinen sehr einfach. Aus dem Berichte des Gerichtsarztes über die Sektion des getödteten Xaver Strittmatter ging — wie dies der Forstgehilfe schon dem Hochhofbauern gegenüber erklärt hatte — mit absoluter Sicherheit hervor, daß derselbe zuerst geschossen und den Jagdpächter verwundet haben mußte. Daraufhin wurde die vom Vater des Erschossenen geltend gemachte Zeugenabgabe, daß der Hochhofbauer schon lange zuvor an öffentlichen Orten seinen Sohn — der leider, wie er nicht leugnen könne,

seiner Jagdleiden schaft fröhndend gewilbert habe — mit dem Tode bedroht und ihm demzufolge mit voller Absicht getödtet habe, durchaus hinfällig. Sie wurde noch besonders dadurch entkräftet, daß der Arzt, der den Angeklagten behandelt hatte, erklärte, die Verwundung desselben sei eine so schwere gewesen, daß es geradezu als ein Wunder erscheine, daß er nach dieser überhaupt noch zu schießen im Stande gewesen. Jedenfalls sei ihm ein wissenschaftliches und regelrechtes Zielen unmöglich gewesen. Dafür spreche auch der Umstand, daß der Bauer

nach dem Erwachen aus seiner tagelangen Bewußtlosigkeit sich nicht daran erinnerte, daß er den Wilddieb erschossen habe, vielmehr an das ihm vorgeliegte Märchen von dessen Verhaftung und Verbringung ins Gefängniß nach St. Blasien geglaubt habe. „Dies, meine Herren Geschworenen“, — so schloß der Arzt — „die Thatsache, daß der Angeklagte nichts von der Tödtung des Wilderers wußte, während er sich an alles bis zum Momente seiner eigenen Verwundung vorhergegangene mit größter Genauigkeit erinnerte, ist ein Beweis dafür, daß er den tödtlichen Schuß ohne klares Bewußtsein und nur instinktiv abgegeben haben kann. Deshalb kann von einer absichtlichen Tödtung des Wilderers, meiner Ueberzeugung nach, auch nicht im Entferntesten die Rede sein!“

Nach diesem Zeugen und dessen wichtiger Aussage wurde der Forstgehilfe Robert Markstahler vernommen. Auf Befragen des Gerichtspräsidenten schilderte er alle — uns bereits bekannten — Umstände, die zur Auf findung der Leiche und des Verwundeten geführt hatten, und sprach dann gleich dem vorher vernommenen Arzte die Ueberzeugung aus, daß der Hochhofbauer nach seiner Verwundung nicht mehr regelrecht habe zielen können. „Der Kugel, die den Wilderer niederstreckte,“ — so schloß er seine Aussage, — „hat nicht er das Ziel gegeben, sondern Gott selbst hat



Und wenns mi liebschts wär uf der Welt, Ihr sollet 's ha.

dies gethan, er hat sie ins Herz des Bösewichts gelenkt, der unmittelbar vorher kaltblütig und mit voller Ueberlegung auf den ihm früher eng befreundeten Mann geschossen hat, in der unleugbaren Absicht, ihn zu tödten und hierdurch sich den Weg zur Flucht zu bahnen. Dafür hat ihn Gottes Strafe ereilt, seine Hand ist es, die ihn traf, nicht die des Hochhofbauern!"

Beide Aussagen — die des Arztes sowohl, als namentlich die des Forstgehilfen — verfehlten nicht, einen sichtlichen Eindruck auf die Geschworenen zu machen. Die nachher noch aufgerufenen Zeugen, welche über die im Wirthshaus von dem Angeklagten geäußerten Drohungen gegen die Wilderer aus sagten, vermochten nicht denselben zu verwischen. Dazu kam noch, daß sogar der Staatsanwalt in seinem Plaidoyer anerkannte, daß der Hochhofbauer im Stande der Nothwehr sich befand, gleichviel ob er mit oder ohne Bewußtsein auf den Mann geschossen habe, der ihn vorher durch seinen Schuß schwer verwundet hatte.

Da hatte die Vertheidigung leichte Aufgabe. In meisterhafter Rede stellte der Anwalt des Beklagten alles zu dessen Gunsten Ausgesagte zusammen, und betonte, daß diesem nur die im Zorn gethane Drohung belastend gegenüberstehe. Diese Drohung selbst aber sei erwiesenermaßen ohne Bedeutung, denn selbst wenn der Angeklagte die Absicht gehabt haben sollte, dieselbe auszuführen, so sei ihm dies nach seiner Verwundung zu thun zuverlässig unmöglich gewesen. Deshalb und da eine unter solchen Umständen und mit solchen Worten gemachte Drohung nicht strafbar erscheinen könne, beantrage er die Freisprechung des Angeklagten.

Diese erfolgte auch einmüthig.

Glückwünschend drängten sich, sobald der Präsident das Verdikt der Geschworenen und die Freisprechung des Hochhofbauern verkündet hatte, Verwandte und Freunde um ihn, dessen Weib und dessen Tochter. Auch der Forstgehilfe kam herbei, um ihm seine freudige Theilnahme zu bekunden. Da ergriff der Bauer dessen Hand und rief in seinem Glückseligkeitsgefühl: „Forstg'hilf, Ihr hent (habt) recht g'ha: i bin frei — frei vo Schuld und Strof! Ich aber will i au recht ha: i halt, was i versproche ha — Ihr bruuchet nit z'gehre, i gab' äch scho so 's liebscht, was i ha: sä (da) heisch es!"

Mit diesen Worten legte er das glückstrahlende Eveli in dessen Arme.

Sechs Wochen später war die Hochzeit.

Falsche Behandlung.

Der Laienbruder Pankraz Schlotterbeck, der lange in der Wallfahrtskapelle auf der reizenden Lorettöhöhe bei Fr. den Meknerdienst versah und im Sommer gleichzeitig daselbst eine Wirthschaft betrieb, — war ein munterer, derbwiziger Kauz von kurzer, gedrungenen Gestalt mit einem unter seiner Rutte sich wölbenden, mächtigen Schmeerbauch.

Auf einmal magerte Bruder Pankraz so rasch ab, daß er fast nicht mehr zu erkennen war und als ein alter Bekannter, früher Studio der nahen Hochschule, ihn über die Ursachen dieser unheimlichen Abmagerung ausfrag, erklärte Pankraz:

„Nit woher, i bin nit übel z'jammedätscht, — 's isch aber kei Wunder, wenn m'r so e Rinozeroß vum e Arzt hett, wie der Dokter Schnuser, — der Raib hett mi ganz falsch b'handelt, er hett mi verkurirt, — er hett mi nämlich uff de' Mage kurirt un hätt mi bigott solle uff de Kanze kurire.“

K.

Kurzer Feldzug.

Als anno 48 in dem Städtchen B. des badischen Schwarzwaldes unter der Leitung des revolutionären Dr. med. M sich eine Bürgerwehr gebildet hatte und eines Tages die Nachricht kam, daß eine Abtheilung württembergischer Truppen zur Besetzung der Stadt unterwegs sei, zog die Mannschaft von B., ihren mit mächtigem Schleppfädel und zwei Pistolen im Gürtel schwer bewaffneten Kommandanten an der Spitze, zur Erspähung des Feindes aus.

Eine halbe Stunde vom Städtchen im nächsten Dorf nahm die tapfere Schaar am Wirthshaus „zum rothen Ochsen“ noch eine Herzstärkung zu sich und kaum von da eine kleine Strecke weiter marschirt, erblickte die Freischaar plötzlich einen einzelnen, ihr entgegen sprengenden, uniformirten Reiter, der sich, vor ihrer Front angekommen, als ein alter, seinem Regiment vorausgeeilter, graubärtiger, württembergischer Oberst entpuppte.

Der Oberst rief sofort die Freischärler an: „Geht auseinander, Guer Sach' isch nit, marsch heim!“

Die Truppe stuzte, der Kommandant aber erwiderte kühn: „Herr Oberst, mir weiche nur der Gewalt!“

„Sausakerment!“ rief nunmehr der alte Offizier, „wer isch denn G'walt, wenn ich's nit bin?“

Dieses Argument war schlagend. „Ja! wenn das so isch, Herr Oberst,“ entgegnete der Bürgerwehr-Befehlshaber, „dann kehren wir wieder um und gehn heim!“

Sprach's, kommandirte: „Ganzes Bataillon kehrt!“ und heimwärts ging es in's warme Nest zurück, — wo die so unerwartet mit gefunden Knochen heimgekehrte Schaar und ihr Führer M mit hellem Jubel empfangen wurde.

K.

Falsch und doch richtig.

„Fräulein, was malen oder zeichnen Sie?“
„Ich mahle den Kaffee und zeichne die Wäsche.“

(Die Antwort soll einen Heiratsantrag zur Folge gehabt haben).

Die Kreuzhütten-Buben.

Ein Bild aus dem Volksleben der Alpen
von Peter Rosegger.

In einem Thal bei armen Hirten. Das Thal ist so eng, daß ein Bach und ein schmaler Wiesenstreifen es ausfüllt, der Weg muß sich schon an dem steinigem Berghange weiterhehlen, nie eben dahin, immer auf und ab. Die Berge sind sehr steil, theils mit Wald bewachsen, theils mit grauen Felswändlein bestanden, hoch oben sind grüne Almknuppen. Dort jauchzen die Hirten. Sie jauchzen hell, denn es sind die kurzhosigen Stadtherrn und die rothkitteligen Stadtfraulein noch nicht erschienen, bei deren Anblick anderzwo den Hirten der Fuchshezer im Halse stecken bleibt.

Im Engthale, dort wo es zu Rande geht und in zwei wilden Gräben aufsteigt ins Gebirge, steht die Kreuzhütte. Ein hölzernes Haus mit kleinen Fenstern, steilem Dache und einem Söller unter demselben, daneben das Wirthschaftsgebäude. Das ist von Alters her noch eingerichtet für Getreidegarben, während an den Aedern lange schon die jungen Bärchen grünen und Erbsenwäcker wuchern. Drei Aeder hatte er gehabt der Kreuzhütter. Weil sie aber schwer zu bearbeiten waren und kein Diensthote zu kriegen in den ödweiligen Gräben herein, so hatte er sich drei frische Buben angefrimt bei seinem jungen Weibe. Aber als diese Buben erschienen — Jahr für Jahr einer — waren sie so kleinwinzige Kerlchen, daß sie durchaus keine Haue und keine Sichel führen konnten, im Gegentheil, noch für sich selbst die unglücklichsten Dienstleistungen beanspruchten. Auch wollten sie nicht Brod essen, immer nur Milch trinken. Da hat der Kreuzhütter die Pflüge verkauft, dafür Kübe angeschafft und die Felder zu Weiden werden lassen. Die drei Buben wuchsen leiblich in die Höhe, der alte Kreuzhütter jedoch ging von Jahr zu Jahr gebeugter einher und mußte leuchten, wenn er den Berghang hinaufstieg um einen Korb Futter. Eines Tages setzte er sich vor dem Hause auf die Bank und sagte ganz laut — der eine Bub hat's gehört —: „Seuil, behüt Euch Gott beieinander. Feiertabend ist's.“ Und sank seitlings hin auf die Bank. Aus war's.

Der Schreck der drei erst halberwachsenen Brüder war so, daß sie starr wie Holzbalken dastanden vor dem todtten Vater. Allmählich hub der Aeltere, der Oswald, an zu sprechen: „Mir scheint, er ist gestorben.“ „Es wird um Gottes Willen der Schlaf sein,“ sagte der Andere, welcher Toni hieß.

„Beim Schlaf macht der Mensch ja die Augen zu,“ meinte der Jakob. „Er hat sie offen und sie sind ganz gestodt.“

Dann schwiegen sie wieder und starrten hin. Plötzlich machte der Aelteste einen Sprung, packte den Vater und rüttelte ihn mit aller Macht. Der erwachte nicht, sondern fiel wie eine schwammige Masse auf die Erde hinab.

Die Brüder waren blaß bis über die Rippen, aber sie erhoben kein Jammergeschrei. Gleichzeitig stießen sie das Wort hervor: „Die Mutter!“ — Die Mutter that oben auf der Grabenwiese Futter mähen. — Wie soll denn das sein? Wie kann man denn hingehen und sagen: Mutter, thu' die Sense weg, der Vater ist gestorben. — So kann's ja nicht sein, das ist nicht auszudenken.

Jetzt berathschlagten sie, wie man es der Mutter beibringen sollte. Sie hatten einmal gehört, daß auch der Schreck einen Menschen tödten könne. Dann erklärten alle Drei, sie wollten ihr's gar nicht sagen.

Aber wenn sie heimkommt und es selber sieht? — Das schlägt sie ja nieder wie ein Donnerkeil.

Sie gingen langsam hinauf, den schmalen Bergsteig hinter einander. An der Lärche, wo man schon die Wiese sah, blieben sie stehen. Jetzt thut sie noch ruhig mähen. Jetzt stützt sie den Stiel auf den Boden, fährt mit einem Grasschippel über die Sense hin und schärft sie mit dem Wehstein. Sie weiß noch nichts davon, daß im nächsten Augenblick die ganze Welt einbricht.

„Ich mag ihr's nicht sagen!“ flüsterte der Oswald.

„Warten wir, bis sie aufhört zu mähen.“

Und die jungen Burschen standen da. Und standen so lange unter der alten, spießhäftigen Lärche, bis sie von der Mutter bemerkt wurden.

„Was macht Ihr denn dort, Buben?“ rief sie hinüber. Also schritten sie langsam über die Wiese und traten achtlos das gemähete Futter in den sumpfigen Boden ein. Die Mutter hub an zu zittern. Jetzt ist was geschehen. Umsonst gehen die Buben nicht so daher. Als sie ihr nahe waren, stürzten sie hin, bargen ihre drei Blondköpfe an ihren Schultern, an ihrer Brust und stöhnten laut.

„Was habt Ihr denn!“ rief sie schrill aus, „jezt hat's was!“

„Liebestes Mutter! Liebestes Mutter!“ riefen sie, legten ihr die Arme um den Hals, daß sie fast zu Boden gedrückt ward. „Wir werden schon recht brav sein und schauen auf Dich und fleißig arbeiten . . .“

„Jezt hat's mit dem Vater was!“ schrie die Häuslerin auf.

So haben sie ihr's beigebracht und brauchten nichts weiter zu sagen.

Als die Burschen dann erwachsen waren, hatten sie gute Lust zum Arbeiten und gute Freude zum Essen, aber siehe, da gab es auf dem kleinen Sätel zu wenig von beiden für drei starke Mannsleute. Die Mutter herzten sie täglich und alle Mühe wollten sie ihr aus der Hand arbeiten, so daß sie bisweilen ganz brummig wurde und wofür sie denn eigentlich vorhanden sei, wenn sie nichts mehr zu thun hätte als Hemden nähen und Strümpfe stopfen, was gerade für die langen Abende ein rechter Zeitvertreib wäre, aber nicht für den lieben Tag, wo der Herrgott die Sonne brennen läßt, damit die Leute was ausrichten sollen. So haben die drei Buben anderwärts Arbeit gefunden und das Verdiente der Mutter heimgebracht in die Kreuzhütte, wo sie auf dem Dachboden neben einander ihre Betten hatten und alle Abende gesund schnarchten, bevor die Mutter in ihre Kammer ging und alle Morgen noch kräftig schnarchten, wenn die Mutter schon wieder beim Herdfeuer stand und den Milchbrei kochte. Aber zu ihrer Arbeit kamen sie noch allemal früh genug in den Holzschlag, wo der Gutsbesitzer roden ließ. Der Jakob blieb Holznacht Jahr für Jahr; der Toni eignete sich später zum Kohlenbrennen und der Oswald arbeitete mit den Zimmerleuten im Lande umher, wo es zu bauen gab. Da kamen die letzteren zwei wohl seltener heim in die Kreuzhütte. Wenn sie aber kamen, war der Toni kohlrüdig und der Oswald gut gefräht am Blondkopf und glatt rasirt bis auf den zarten Schnurrbart. Das war ein hübscher Bursche geworden, nur seine Plattfüße hatten ihn vor dem Soldatenleben bewahrt. Die beiden andern, den Jakob und den Toni, hatte das eifrige

Beten der Mutter davor gerettet. Sie betete jeden Abend einen Pfalter, daß man doch diese lieben Buben nicht zum Menschenschlachten davon führen möchte und vor lauter Beten hat sie's erzwungen. Allerdings hatte der Toni einen starken Höder, weil er als Kind einmal schwer gefallen war und der Jakob war kurz- und säbelbeinig, weil ihn Gott so erschaffen hatte. Der eine hatte — wie die Spötter läuteten — den Tornister schon auf dem Rücken, der andere war zum Reiten wie geschaffen, aber die Mutter hatte so viel zum Beten geschaut! So kamen sie an Samstagabenden doch wieder zusammen in der Hütte und Jeder brachte allemal was mit für die Mutter, sei es ein blauer Rittelfstoff, oder ein rothes Seidentuch, oder ein Kopfstücken mit Koffhaar, oder ein Stück Lebtuchen, oder eine Flasche Untersteirerwein, oder gar ein Silberkettlein, wie es andere Burschen der Herzküßten schenkten. Sie schlug allemal die Hände zusammen: „Aber Ihr seid mir doch rechte Lappen! Wo thu' ich's denn hin! Hab' schon so viel schöne Sachen, daß gar kein Platz mehr ist! Thut doch auch auf Euch selber denken. Das sind aber doch Narren, liebe, daß sie Alles mir heimbringen!“ Der Holzknecht nahm das Mütterlein um den Hals und herzte so viel, daß sie über und über vor Harz klebte und der Kohlenbrenner machte sie vor lauter Schäkern und Rosen ganz ruhig und wenn sie sich dann mit beiden Flachhänden im Gesicht wusch, ticherte sie in den Brunnentrog hinein voller Herzensfreud' über die „lieben Narren“. An Sonntagen, wo Andere der Lustbarkeit nachgehen, hockten die Buben daheim im versteckten Engthal bei Müttern und unterhielten sich mit Plaudern und Schäkern. Dieweilen sie den Burschen die Kleider ausbesserte, flocht ihr der Bengel von Holzknecht das graue Haar in Zöpflein und der Kohlenbrenner war schier unzufrieden, wenn er zu „seiner Alten“ mußte, sehen und schaffen, daß sie nicht Schaden that. Diese Alte war der schwarze Kohlenmeiler in der nahen Brennstatt. Die Mutter war's zufrieden, spähte aber bisweilen ein wenig aus, ob neben der „Alten“ nicht am Ende irgendwo auch eine „Junge“ seiner wartete. Allein, den Buben war für ihre kindliche Liebherzigkeit allemal noch „das Mutterl“ genug.

Am seltensten kam der Oswald heim. Der war als Zimmermann weit im Lande herum und hatte auch an Sonntagen dort und da zu thun. Wenn er aber in seiner hochledernen Kniehose heimkam und das rothe Halstuch wie ein Rosentüschlein zwischen den Spitzen des weißen Hemdtragens hervorstak, da hatte er allemal ein frisches, scheibenrundes Gesicht und lachte wie Sonnenschein in die dämmernde Hütte und brachte Sachen mit für Mutter und Brüder. Das Paster des Tabakrauchens hatten sie sich angewöhnt, die jungen Waldteufel alle drei, und wenn sie recht nebelten, hästelte und schmolte die Mutter und wenn sie darauf ausgehen ließen, holte sie vom Herd glühende Kohlen, um die Pfeifen wieder anzuzünden. Der Zimmermann brachte vom Markt Birnen mit heim, oder Zuckerweck, oder süßen Schnaps und hätte es gerne gehabt, daß „Mutterl“ in's Naschen gekommen wäre; sie that, als stecke sie die Sachen brocken- und schoppenweise in den Mund und schenke den Buben nur Restchen zum Koffen, diese Restchen waren aber stets das Meiste und die Burschen nahmen es nicht wahr, daß sie von all' dem Guten, das sie ihr geschenkt, den allergrößten Theil selber verzehrten.

Der salbe Schnurrbart des Oswald war immer stattlicher geworden und ließ sich bereits in spitze Hörnlein drehen. Und einmal, wie er so drehte, fing

ihm der Jakob die Hand ab und sagte: „Du halt, wo greiffst denn Du lauter herum, daß Dir solche Sachen hängen bleiben an den Fingern?“ Sofort machte der Oswald mit den gekrümmten Fingern eine Bewegung, als wollte er dem Bruder über das Gesicht kriechen, that's aber nicht, sondern lachte: „Daß doch so ein Holzknecht alles gleich begucken muß!“ Hatte nämlich der Zimmermann am Mittelfinger ein güldenes Ringlein. Und jetzt mußte er eingestehen. — Die Wegscheidwirthin in der Blachau. Wo sie in den letzten Wochen den Stadel gebaut hätten. Ein tüchtiges Weibsbild her. Nicht über die Dreißig. Ihr Mann erst im vorigen Frühjahr gestorben. Ein schöner Platz! Stattlich Haus und Hof und hundert Joch Grund dabei. Er hätte auch das Umherzigeunern mit dem Zimmerleuten satt, wenn man sich's besser machen könne! Nu, so hätten sie's am vorigen Samstag ausgerebet, miteinander allzwei . . .

Der Holzknecht und der Kohlenbrenner hatten während solchen Bekennnisses allerhand Gesichter geschnitten, die Mutter aber gar aufmerksam zugehört; und jetzt, da er nicht mehr weiter sprach, sondern mit der Spitze des Taschenmessers seine Fingernägel reinigte, sagte sie: „Du bist mir aber doch ein Votter! Die Wegscheidwirthin in der Blachau willst Du heiraten?“

Da packte er mit beiden Händen ihren Kopf, schrie ihr lustig in's Gesicht: „Freilich wohl, Mutterl!“ und gab ihr einen schmeckenden Kuß auf den Mund.

Bei der nächsten Zusammentunft huben der Jakob und der Toni an, den Bruder zu necken wegen des „schönen Platzes“, des tüchtigen Weibsbildes und ob der Wegscheide. Er antwortete, daß er recht gut wisse, welchen Weg er zu gehen hätte. — Fast etwas gereizt that er und wann sie schon wissen wollten, so möchten sie halt einmal in die Blachau hinausgehen, ein Wirthshaus stünde Jedem offen. Der Jakob meinte unmöglich: „Wenn sie Bekanntschaft machen will, die Frau Wirthin, so hat sie nicht weiter in den Graben herein, als wir hinaus.“ — Die Mutter merkte eine gewisse Verstimmung zwischen den Buben, die sie nicht gewohnt war, sie schlichtete mit dem Wunsche, nächstens einmal eine Wallfahrt nach Strakirchen zu machen, bei dieser Gelegenheit könnte sie im Wegscheidwirthshaus einkehren und sich die Dinge unauffällig anschauen. Das wäre schon recht, meinte der Zimmermann und als er am folgenden Samstag wieder heimkam, brachte er ein Stück Laugenseife mit, falls die Brüder sich zur Wallfahrt das Pech und den Ruß loslegen wollten. Da lachten sie wieder. „Er fürchtet schon, daß sie an mir könnte picken bleiben!“ rief der Holzknecht. „Und wenn ich der Frau Schwägerin ein Küffel wollt' geben, thät sie einen schwarzen Fleck kriegen!“ sezte der Kohlenbrenner bei.

Die Mutter hörte solche Reden nicht gern, erstens könnten sie dem Oswald ärgerlich sein, zweitens hielt sie auf ernsthafte Anständigkeit, besonders bei so heißen Sachen. Als der Wallfahrtstag herankam, war es das erste Mal, daß sie den zwei Buben die frischgewaschenen Hemden bügelte, denn die jungen Waldlöwen pflegen in Hemdärmeln zu gehen. Sie selber zog ihr gutes Sonntagsgewand an, aber nicht das beste mit der schwarzen Taffetschürze und dem rothseidenen Busentuch. Ihr silbriges Haar glatt gescheitelt, mit den feinen Runzeln im weißen Gesicht und den munteren blauen Augen drein — so sah sie gar anmuthig aus und der Kohlenbrenner, sauber geschneuert, beugte sich nieder, klatschte mit den Händen auf die Oberschenkel und rief: „Mutterl, Du bist ja

schön!“

Naden le

So

Regensch

am Rücken

gar ein C

hatte ei

Hand ge

verwasch

von dem

ging, ha

Stein st

rutschig.

Und sie:

doch, da

Als

Wirthsh

alle Sch

reinigt,

wenig

und bet

Gehöft,

dern, W

ihnen d

bedäcke

funkel

ihre fla

halten r

De

Stolz

und Bri

d'rauf

Gegend

und die

vor lau

J

sagte en

sich mit

Staub

Oswald

Mutter

sem De

Stüblei

aus, in

daneben

halt ge

men, d

ber der

mitten

wirth

D

wir hi

lieben

nur so

Bequier

stellen.

Mutte

N

sein

mehr

Rund

stunde

als st

duft.

sechs

waren

einen

schön!" Sein Arm durfte er ihr heute nicht um den Nacken legen, des Verkümmerns halber.

So gingen sie auf die Wallfahrt. Baufrische rothe Regenschirme hatten sie bei sich und der Jakob trug am Rücken ein Bündel, in welchem Brod, Käse und sogar ein Eierkuchen waren zur Wegzehrung. Die Mutter hatte eine Rosenkranzschur um ihre braune, knochige Hand gewunden. Auf steinigem, durch Unwetter arg verwachsenen Wegen wurde sie stets am Arme geführt von dem Einen und von dem Andern und der voraus ging, hatte immer aufmerksam zu machen: „Auf diesen Stein steigen, Mutter! So den Fuß setzen! Da ist's rutschig. Da ist eine Wasserlehr, mußt hupfen, hopsa!" Und sie: „Ja, bin ich denn blind, ihr Narren! Schaut doch, daß ihr selber nit in den Patsch steigt!"

Als sie in der Bachau dem Wirthshaus nahe kamen, wurden alle Schuhe sauber mit Gras gereinigt, dann setzten sie sich ein wenig auf einen Steinhäufen und betrachteten das weitläufige Gehöft, das zwischen flachen Feldern, Wiesen und Gärten vor ihnen dalag und dessen Schindeldächer in der Sonne so hell funkelten, daß die Kreuzhüterin ihre flache Hand vor die Augen halten mußte.

Der Oswald betrachtete mit Stolz den Hof, dann Mutter und Brüder, die unter Kopfnicken drauf hinschauten. Auch die Gegend war so breit und frei und die Berge waren ganz blau vor lauter Ferne.

„Ja, schön ist's da schon!" sagte endlich die Mutter und rieb sich mit dem Sackuch den letzten Staub vom Gesicht. Und der Oswald dachte, wie es dem Mutterl gut sein werde in diesem Heim. Ein warmes, liches Stüblein gegen den Garten hinaus, im Fenster rothe Blumen, den Bederkissenstuhl daneben, ihren Kaffee jeden Tag — Alles, was sie halt gern hat und wenn dann gar kleine Saggra kommen, die werden ihr die Zeit schon vertreiben. Nachher der Jakob Großknecht, der Toni Waidknecht und mitten in Allem er selber, der Großbauer und Schenkwirth mit der feinen Frau Wirthin . . .

„Ich denk', wir gehen nicht hinein," sagte der Toni. Der Oswald lachte aberlaut: „Wegen dem, daß wir hineingehen, sind wir ja hergegangen."

„Ich möcht' auch vorher noch lieber mit unserer lieben Frau von Straßkirchen reden," sprach die Mutter nur so halbblaut hin. Der Oswald aber brannte vor Beagierde, seine Reutchen der Wegscheidwirthin vorzustellen. Sie soll einmal sehen, was er für ein herziges Mutterl hat und für prächtige Brüder.

Nun, so standen sie bald auf dem breiten Antrittstein des Eingangs. Dort konnten sie freilich nicht mehr lange säumen und überlegen, denn das alte Rundbogenthor war weit offen. Im Vorhause schon standen ein Paar Tische, stülpte ein Faß und es war, als steie aus den dicken Mauern ein kühler Weinduft. In der geräumigen Gaststube standen mindestens sechs große Tische, die zu dieser Stunde unbesetzt waren. Am vorderen saß die Frau Wirthin. Den einen der vollen, nackten Arme hielt sie in die Seite

gestemmt, den andern hatte sie weit über den Tisch hin liegen. Eine stattliche Figur und am dicken Hals eine siebenfache Silberkette. Das Gesicht bestand hauptsächlich aus zwei hervorquellenden Wangen, zwischen denen in der Kiederung eine etwas verkümmerte Nase saß. Am Munde fauchte sich die fleischige Unterlippe über die Oberlippe hinauf, die Mundwinkel gingen sachte nieder an beiden Seiten des hervorstehenden Kinnes. Das eine Auglein schaute unter buschigen Brauen frisch und unternehmend aus, das andere hatte ein Blämel. Die schwarzen Haarsträhne waren locker um's Haupt gewunden, so daß sie an der Seite niederzuhängen Anlaß nahmen. Als der Oswald mit dem Budeligen, dem Säbelbeinigen und dem alten Weiblein bescheidenlich eintrat, sagte sie leise: „Nau,



„Was bringst mir denn heut' für Leut' daher?"

Oswald, was bringst mir denn heut' für Leut' daher?"

Als sie vorgestellt waren, wurde sie liebenswürdig, reichte Jedem die Hand, um diese nachher unauffällig an ihrer Schürze abzuwischen. Dann ließ sie Wein hertragen, Semmeln einen großen Korb, und Käse, blieb aber sitzen an ihrem Tisch, legte den Arm weit über die Platte hin und ließ ihr Auge umherzucken, ob auch in jedem Winkel Alles zurecht wäre. Der Oswald hatte sich nicht hingelegt, sondern ging, Mancherlei anfassend und prüfend, in der Stube herum, im Vorhause, im Wirthschaftshof, auf den man durch's Fenster sehen konnte und spielte schon so ein wenig den Hausherrn. Die Anderen saßen da. Zuerst hatten sie mit der Wirthin vom Weiter geredet und vom schlechten Weg, dann stockte es. Später hatte die Frau zum Essen und Trinken angeeifert, denn sie würden wohl noch einen guten Marsch vor sich haben, dann stockte es wieder. Ferner fragte sie, ob die Brüder auch Zimmerleute wären? Nicht. Sei auch recht, Jeder könne nicht Zimmermann sein. Wie alt denn wohl die Mutter schon sei? — Endlich, als sie zum Fortgehen rüsteten gen Straßkirchen, stand die Wirthin doch mällig auf, wobei sie ihre Faust an den Tisch stemmte, lehnte die angebotene Bezahlung ab und machte artig die Einladung, auf dem Rückwege wieder zuzusprechen. Je näher die Kreuzhüttenleute

in ihren schwerfälligen und eifigen Wendungen der Stubenthür kamen, desto freundlicher wurde die Wirthin. Dann trat der Oswald noch zu ihr: „Behüt' Dich, Hani!“

„Mit gehst wallfahrten!“ lachte sie grell auf, „na, so thu' halt fleißig bußwirken, wird Dir nit schaden!“ Dabei gab sie ihm mit dem nackten Ellbogen schättern einen leichten Stoß.

Als die vier Wallfahrer wieder auf der heißen Straße waren, strich der Oswald ganz nahe an den Seinen hin und wartete auf irgend einen Ausdruck von Zufriedenheit. Endlich sagte er selbst: „Nicht wahr, lieb ist sie!“ — Doch, es war keine rechte Antwort zu erreichen.

Weil sie vorher an der mit allerhand Fahrnissen gefüllten Wagenhütte vorüber gekommen waren, so sagte nun der Toni: „So ein Steirerwagerl, wenn sie uns hätt' einspannen lassen!“ —

„Gott sei für!“ rief die alte Mutter und humpelte, um zu zeigen, daß sie auf Derlei nicht ansehe, hastig neben ihren Söhnen einher.

Auf dem ganzen Wege redeten sie weiter kein Wort über das Wegscheidwirthshaus. Die Wallfahrt wurde fleißig verrichtet. Am Reichstuhl stand voran die Mutter und hinter ihr die drei Söhne. So knieten sie neben einander vor dem Kommunizierisch und dann nahmen sie in der Herberge ein gutes Mittagessen, wobei sie bedacht waren, die besten Bissen der Mutter auf den Teller zu legen. Auch Zucker thaten sie in den Wein, sonst war er ihr zu „stark“; und dann nippte sie und bekam rothe Wanglein und es war ein einträchtiges und fröhliches Gottloben auf der Wallfahrt. Den Rückweg wollten sie über den Mitterberg nehmen, sie werde ihn schon dermachen, meinte die Mutter; der Oswald stimmte sehr für die Rückkehr durch die Blachau, er habe nothwendig im Wegscheidwirthshaus zu thun und sie würden sehen, wie lieb sie mit ihnen sein werde, wenn sie wieder zusprächen, sie sei schon so, erst nach und nach werde sie warm, dann halte es aber auch, wie ein Kachelofen im Winter. Zudem habe die Wirthin sie ja eingeladen, zuzusprechen und würde gewiß allerhand herrichten; ein absichtliches Ausweichen hätte sie nicht verdient, wo sie mit ihm doch gar so lieb und gut sei. Na, dem Bruder zu Gefallen haben die beiden Andern der Mutter so lange zugeredet, bis sie beim rothen Kreuz links in die Blachau einbogen.

Es war Regentwetter gekommen. Die drei rothen Schirme und der braune des Zimmermanns deckten unsere Gesellschaft gegen oben, die Straße aber war so grundlos, daß der Toni wieder an das Steirerwäglein dachte, das die Wirthin ihnen leicht hätte entgegenschicken können. Der Oswald mußte diesen Gedanken errathen, denn plötzlich sagte er: „Die Pferde, wenn sie nicht beim Holzschleifen wären! Wie die Grafen könnten wir fahren!“

In der Vorlaube des Wirthshauses schlenderten sie sorgfältig die Schirme aus, säuberten die Kleider von dem angespritzten Roth und traten dann — der Oswald tapfer voraus — in's Gastzimmer. Da gab es einen Tisch voll Herren, die tranken, rauchten und heiter waren. An der Tischdecke sah die Wirthin, legte den nackten Arm auf die Platte, redete gar manierlich mit den Gästen und gab die Scherze des Chirurgen und des Bürgermeisters aus Standelbach schlagfertig zurück. Als die Kreuzhütterfamilie eintrat, winkte sie stumm und lebhaft nach der Rückenthür. In die Küche sollten sie, wahrscheinlich, weil sie sich dort am Herdfeuer trocknen könnten. Raß waren sie zwar

ohnehin nicht; jetzt, in der Küche wechselten die Kreuzhütterleute miteinander einen kurzen Blick und dann gingen sie durch die andere Thür wieder in die Vorlaube. Dort sagte die Mutter leise zu den Söhnen: „Mir scheint, sie fängt sich schon an zu schämen mit uns!“ Dann nahmen sie ihre Regenschirme und gingen davon. Sie redeten darauf unterwegs nur wenig miteinander, der Zimmermann aber sagte gar nichts — nicht ein Wort. Er schritt vorne drein oder hinterher. In Reudorf blieb er vor der offenen Werkstattthür eines Korbflechters stehen und rief hinein: „Hättest Du mir heut' nicht für einen Botengang Zeit, Stesfel? Es müßt' aber freilich gleich sein. Mit einem Trinkgeld bin ich Dir nicht zu sparsam, wenn Du Deinen Schubkarren nimmst und mir vom Wegscheidwirthshaus meinen Kleiderkoffer holst und in's Kreuzhäusel hinauffschaffst. Aber sein gleich müßt' es sein!“

„Das will ich Dir schon thun,“ antwortete der Korbflechter und ein paar Stunden, nachdem sie von ihrer Wallfahrt zurückgekehrt waren, zog in die Kreuzhütte wieder der hölzerne Kasten ein, der schon hatte anfangen wollen, seinen Inhalt in die großen Truben des Wirthshauses zu entladen. Da nahm er seine Mutter her, herzte und küßte sie und sagte nichts als das eine Wort: „Mutterl, ich bleib' bei Dir.“

Die Zimmermannsart war bei diesem Zwischenpiel aber nicht leichter geworden. Er war in Gedanken schon so schön behäbig in der Gaststube bei seinen Gästen geseffen, eine lange Pfeife im Mund, oder zur Vormittagspause seine Vieblingspeise, Kalbsohr mit saurem Kren, essend, oder war in den Wirthschaftsgebäuden umhergegangen, dem Gesinde befehlend, mit seiner Frau scherzend, mit seiner Mutter plaudernd. Er hatte bei diesem eingebildeten Wohlleben beinahe schon ein Bäuchlein bekommen — und jetzt wieder nichts als ein armer Zimmermann, der seinen Erwerb mühsam suchen mußte überall, wo sich Feuer, Wasser oder ein anderes Unglück zugetragen hatte. Es war daher recht an der Zeit, als ihm Aufklärung ward, welche Art von Glück er verschertzt hatte. Der Gensdarm sagte es ihm zunächst auf der Straße, am Feierabend, als der Zimmermann von einem Bau heimkehrte. Dieser Gensdarm lehrte im Wegscheidwirthshause zu, um die Wirthin abzuholen. Sie war angeklagt, ihren viel älteren verstorbenen Mann durch Branntwein vergiftet zu haben. Sie soll den blödsinnigen Alten so weit hergerichtet haben, daß er täglich einen Biter Fusel soff, bis er eines Tages, als sie ihm die Pfeife anzündete, beim Munde Feuer fing und elendiglich umkam. Wegen dieser Sache hatte ihr zwar nichts geschehen können, denn das Branntweingift und das Pfeifenanzünden ist nicht verboten. Hingegen war bei dem Prozesse ein Ehevertrag zu Tage gekommen, des Sinnes, daß sie nicht rechtmäßige Besitzerin des Hofes gewesen. Der fiel den Verwandten des alten Wegscheidwirthes zu.

„Ja, ja, Oswald, da hättest Du schon die Richtige derwünscht!“ sagte nun einmal der Kohlenbrenner. Dem verwies es aber die Mutter: „Daß es gut sein, Tonnl, das weiß er jetzt schon selber.“

So lebten sie wieder beisammen in heiterer Eintracht, die drei Wuben in der Kreuzhütte. Als im Laufe der Jahre die Kräfte der Mutter schwanden und sie nicht mehr die kleine Milchwirthschaft besorgen konnte, gab der Toni das Kohlenbrennen auf, fütterte und molk Kuh und Ziege, kochte das Essen und pflegte die Mutter. Dabei sang und jauchzte er so lustig um die Hütte herum und rief der hinsfälligen Mutter so schalkhafte Koseworte zu, daß man von

außen m
junges, g
Samstag
in der F
redungen
über und
Mutter
ihrer ge
mäthig a
schenken
in ihrem
Holzstred
des Kohl
bortiges
that sie
Kerle M
kleine Kr
sie auch
Söhne i
ihr Lebe
und sie
ändern,
Berggsta
sich einm
anzuschä
Jakob t
Rath a
und we
lang un
schluß
Welt sei
zu blei
Rächstf
auf den
ren seib
herzensg
Da
weihfest
rig, der
führt!“
zend.
und all
hinsfälli
then W
In ihre
sie über
teten d
hoch in
rührig
„A
denn d
läutete
gingen
wollte
ein wa
brust
teller.
Wegsch
Sieb!
thun.
licher
An M
Dirnl
ignen
konnte
mit i
Spott
vertra
geben

außen meinen konnte, es lebe in der Kreuzhütte ein junges, glückseliges Menschenpaar. Wenn er aber an Samstag-Feierabenden mit seinen Brüdern allein hinten in der Futterlammer saß, da gab es sorgenvolle Unterredungen und einer oder der andere beugte sich kopf-über und schluchzte in seinen Ellbogen hinein. Die Mutter wußte nicht, wie krank sie war. Sie fuhr in ihrer gewohnten Weise fort, mit ihren Buben gutmütig zu schwollen, wenn diese sie mit kleinen Geschenken und Vieblosungen erstickten wollten. Sie konnte in ihrem blassen Gesichtlein den wilden Bartwisch des Holzknechtes nicht leiden und die fragenden Stoppeln des Kohlenbrenners nicht und dem Zimmermann sein borstiges Haar an den Wangen nicht. Aber schmunzeln that sie doch dabei, wenn die drei waldbaumwilden Kerle Mutterminne trieben wie kleine Knaben. Vielleicht dachte sie auch bisweilen, daß die Söhne in der alten Berghütte ihr Leben versäumen könnten und sie rieth einem und dem andern, doch nicht immer im Berggraben zu stecken, sondern sich einmal auch die weite Welt anzuschauen. Und als der Jakob that, als wolle er den Rath ausführen, da zitterte und weinte sie halbe Nächte lang und als sie ihr den Entschluß mittheilte, die Welt weit sein zu lassen und daheim zu bleiben, da gab sie dem Nächststehenden ein Tätzchen auf den Backen: „Aber Narren seid ihr!“ und war wieder herzensglücklich.

Dann kam jenes Kirchweihfest. „Bin ich doch begierig, der welche mich zum Tanz führt!“ sagte die Mutter scherzend. Daraus wurde Ernst und alle Drei führten das fast hinfällige Mütterchen im rothen Busentuch dem Feste zu. In ihrem schönsten Gewand herausgestieft, so gingen sie über die grünen Fluren hin; im reifen Korn leuchteten die rothen Mohnblumen und die Lerchen sangen hoch in der Himmelsbläue. Die Mutter war ganz rührig heute.

„Machet doch nicht so stad, Buben!“ drängte sie, denn die Söhne gingen ihr zu langsam und im Dorfe läuteten schon die Glocken. Nach dem Gottesdienst gingen sie in die Taverne. „Am Herrentisch“, so wollte es der Zimmermann, nahmen sie Platz. Zuerst ein warmes Supplein, dann reich gebratene Schweinsbrust mit Salat! Und nachher einen Biter Mustateller. Wollte er den Leuten zeigen, daß es auch ohne Wegscheidwirthin geht? Nein, nicht zu Trutz, nur zu Lieb! Der Mutter wollten sie einen Ehrentag anthun. So saßen sie da, die drei Buben, in gemüthlicher Egrebietung und unterhielten die alte Frau. An Nebentischen saßen andere Burschen mit ihren Dirnlein, sagten ihnen allerhand Artigkeiten, ließen ihnen allerhand Bekereien auftragen, aber herziger konnten sie's nicht treiben, wie die Kreuzhüttenbuben mit ihrer Mutter. Natürlich fehlte es an lustigem Spott nicht, wie die drei starken Buben sich wohl vertragen thäten um einen Schatz, ob's nicht ein Raufen geben würde. Die Buben lachten gutmütig dazu.

Der Zimmermann legte einen Silbergulden auf den Spielleuttisch für einen Altsteirischen, dann nahm er das Mütterlein gelassen um die Mitte und reigte mit ihr langsam ein paar Mal um die Runde. Dabei strampfte er mit den Füßen und stieß zwei oder drei Mal ein helles Jauchzen aus; sie schlug ihre Augen zu Boden, fast träumerisch. Einst, ja, vor fünfzig Jahren, war es auch einmal so gewesen. Könnten sie nicht gerade jetzt die goldene Hochzeit haben, wenn er noch lebte? — Nachher wollte auch der Jakob und der Toni mit ihr noch Eins tanzen, aber das ging nicht mehr, sie war schon schwindelig geworden und an ihren Tischplatz taumelnd schmolte sie: „Seid aber doch rechte Narren!“ Und lücherte.

Sie hätten bald die Zeit übersehen. Es war der



Dabei stampfte er mit den Füßen und stieß zwei- oder dreimal ein helles Jauchzen aus!

Abend da. Der Zimmermann dingle vom Tavernwirth einen geschlossenen Wagen mit zwei Pferden zur Heimfahrt. Einmal in ihrem Leben soll sie doch wie eine Gräfin fahren können, die arme Häuslerin. Es war finster, über den Gebirgen blizte ein aufsteigendes Gewitter. Die vier Menschen saßen eng zusammen gedrängt im Lederkobel. Der Mutter war um's Schlafen. Des Gewitterwindes wegen schlossen sie das Fenster, da wollten die Buben ihre Pfeifen ausgehen lassen, aber noch im Einschlummern lallte die Mutter: „Kindisch! Mir macht's ja nichts, das Rauchen.“ Sie schwiegen, rührten sich nicht und sahen durch die Scheibe hinaus, wie die Blitze zuckten und die Bäume mit dem Sturme rangen.

Endlich waren sie nach zwei Stunden in ihr Hochthal gekommen. Nun mußten sie die Mutter doch wecken. Als der Jakob ausstieg, sank sie, die sich an ihn gelehnt hatte, vom Sitz. Da sagte er: „Mutter!“ Da schrie er: „Mutter!“ Sie rissen das Weiblein empor, es sank wieder hin und die Hände waren eiskalt. So starr und stumm, wie einst vor dem Vater, standen sie jetzt vor der Mutter . . .

Dann haben sie sie aus dem Wagen gehoben und in's Haus getragen. Haben zwei Tage lang bei ihr gewacht, schweigend, ohne zu essen und zu schlafen.

Manchmal fuhr Einer mit der rauhen Hand über ihr graues Haar und da war es wie ein leises Erdbeben in der Kreuzhütte. Das Schluchzen hörte man nicht, aber die Erschütterung zitterte in der Holzwand nach. — Als sie begraben war, standen die Buben zusammen alle drei und sagten: „Was machen wir jetzt?“

Die Kreuzhütte haben sie dem Waldberrn verkauft und der Jakob hat als Holznechtmeister noch eine Weile in ihr gewohnt, bis sie allmählich verfiel, so daß die Moose und die Pilze wuchsen auf den morschen Balken. Der Toni war in ein großes Eisenwerk gegangen. Der Oswald war Zimmermann geblieben und hatte sich noch manches Jahr stattlos im Lande herumgearbeitet.

Der Erzähler hat sie in seiner Jugend noch gekannt, sie waren äußerlich arg verwildert, wichen den herlebigen Leuten aus, nur mit Greifen oder Greifinnen plauderten sie und mit Kindern spielten sie. Geheirathet hat Keiner.

Der bescheidene Rechtskandidat.

Der Ministerialrat Spinnhörn saß auf dem Katheder des großen Prüfungsaaales, woselbst die zum schriftlichen Examen erschienenen Rechtskandidaten versammelt waren. Seitwärts vom Katheder stand ein Stuhl und auf diesem zur allgemeinen Benützung ein großer, gefüllter Wasserkrug und ein leeres Schoppenglas.

Kaum hatte der Examinator Spinnhörn eine etwas malitiose Rechtsfrage diktiert, als der Kandidat Bummerich über das Thema der Frage in sichtlichem Angstschweiß gerathen, sich erhob, an den fraglichen Stuhl vortrat, mit beiden Händen den mächtigen Wasserkrug erfaßte, ihn zum Munde führte und daraus in langen Zügen seinen brennenden Durst stillte.

Der Examinator Spinnhörn durch das Gelächter der übrigen Kandidaten auf Bummerich aufmerksam gemacht, bedeutete diesen:

„Herr Kandidat, wie kommen Sie mir vor? Sehen Sie denn nicht das leere Glas auf dem Stuhl neben dem Krug?“

Bummerich: „Entschuldigen Sie, Herr Ministerialrat, aber ich habe geglaubt, das Glas sei für Sie reserviert!“

Bescheidenheit.

Einmal kamen etliche Heidelberger Musensöhne auf einer fröhlichen Fahrt durch das Neckarthal nach Pfaffenbeersfurt, „des Odenwaldes Kronjuwel“, und kehrten zum Frühstück in der „goldenen Bremse“ ein. Die Wirthsleute lagen noch in den Federn, am Tisch in der Stube aber saß allein ein fetter, kugelrunder Kerl, Jockel, der Hausknecht, hinter einer dampfenden Mehlsuppe. Die Studenten verlangten Kaffee. Der Hausknecht erwiderte: „Hier gibt's keen Kaffee, nur Mehlsübb!“ Und als die Gäste sich hiefür bedankten, erklärte der Jockel: „Was, Sie essen keen Mehlsübb? Da wissen Sie nit, was gut is! Ich kann Ihne sage, meine Herren: wenn ich heut' König wär', thät ich glei uff de Heustock nuffhocke und thät mer' ne gebrennte Mehlsübb' noch der annern nuffgebe losse un' — aing gar nimme runter — sunscht sag' ich nig!“ K.

Merkwürdige Entscheidung.

Eines Tages im Spätherbst 18.. war die Bevölkerung der süddeutschen Stadt K. in großer Aufregung, weil ungewiß blieb, ob Se. Majestät der König zu dem anlässlich der Landesbereisung zugeordneten Besuch noch am Abend oder erst folgenden Morgens eintreffen werde. Um nicht von dem Landesherrn und seinem Gefolge gänzlich überrascht zu werden, wurde ein Posten, 20 Minuten vom obern Stadthore, seitwärts der Landstraße, mit einer Rakete zur Signalisirung des etwa herannahenden königlichen Zuges ausgestellt.

Der Rechtspraktikant Mucke, ein heiteres Biergemüth, beschloß, sich mit den Spikern der Behörden und den Vätern der Stadt einen Spaß zu machen und auf eigene Faust bei Nachteinbruch vor dem obern Stadthore eine Rakete steigen zu lassen, sobald der mittlerweile drohende Regen herabgöffe. Bald platzte es auch in Strömen vom Himmel herab und Mucke lies seine Rakete steigen, worauf die im Rathhaus harrenden Spikern, Stadtväter, weißgekleidete Festjungfern, Vereine und Musik nach dem Oberthor zur Begrüßung des Landesvaters eilten, wo jeder männlich ganz durchnäst anlangte. Die Majestät kam aber nicht, wohl aber die offizielle Meldung der auf folgenden Morgen verschobenen Ankunft.

Die durchnästern Spikern, Stadtväter zc. kehrten, Wuth im Herzen über die ihnen widerfahrne Fopperei, schleunigst zum Kleiderwechsel heim.

Der Riffethäter Mucke wurde bald ermittelt, da sein Spazierstock genau an der Stelle, wo die verhängnißvolle Rakete aufgestiegen war, gefunden wurde.

Sein wohlwollender Chef, der Oberamtmann, nahm ihn unter Vorzeigen des Stockes alsbald in's Verhör.

Oberamtmann: „Herr Kollega, kennen Sie diesen Stock?“

Mucke: „Jawohl, das ist ein Bambusrohr!“

Oberamtmann: „Gewiß! Aber gehört dieser Bambus nicht Ihnen und wo und wann haben Sie ihn verloren?“

Mucke: „Herr Oberamtmann, sparen Sie die unnöthige Mühe, ich gestehe Alles ein. Ich war es, der die Stadtväter und deren Begleitung gestern Nacht gefoppt und in den nassen Sumpf gelockt hat.“

Der Oberamtmann mußte lachen, war jedoch gleichwohl genöthigt, Anzeige zu erstatten, worauf der Rechtspraktikant Mucke wegen „getäuschter Königsnähe“ unter Kostenverfallung in eine Geldbuße von 10 Mark verurtheilt wurde.

Der Weltumdreher.

Von Augusta Bender.

„Ober des Weges, Lorenz?“

„Von Mosbach, Vase.“

„Hast Amtsgeschäfte gehabt?“

„Das nicht, ich habe mir nur ein Buch gekauft.“

„Was Du nicht sagst! Ein Gesangbuch, oder eine Bibel, oder gar schon einen neuen Kalender?“

Es war ein steinaltes Mütterchen, welche an einem regnerischen Herbsttage einem stattlichen Bauersmann in Kniehosen und Dreispiz mit solcherlei Fragen den Weg verstellte hatte.

Der Lorenz lächelte und sagte nicht unfreundlich:

„Es giebt auch noch andere Bücher auf der Welt. Wie hätte ich sonst für mich allein das Feldmessen erlernen können?“

„Ja, und daß die Sonne still steht und die Erde sich um sie herumdreht!“ — Hast denn wirklich diese neue Kezerei aufgebracht? — Ich hab' es gar nicht glauben wollen, da Du doch von solch rechtschaffenen Eltern da bist.“

„Nacht nichts!“ entgegnete der Lorenz im Weiterstreiten. Wenn die Sonne auch still steht, deshalb geht doch alles seinen regelrechten Gang in der Welt. Doch nichts für ungut, Vase! Meine Sabine wartet leichtlich schon lange mit dem Mittagessen.“

Er hatte indessen nicht mehr weit zu gehen. Sein Haus lag gleich rechts am unteren Eingange des Dorfes, gegenüber dem großen Röhrbrunnen, von dem des Christelsjörgle durch eine breite, offene Hofeinfahrt getrennt. — Beide Häuser hatten ihre Giebel nach der Dorfstraße gerichtet; das des Jörgle aber war ungleich breiter und höher, als das des Lorenz, wie dies für den reichsten Mann des Dorfes und langjährigen Stabshalter auch geziemlich war. —

Der Lorenz hatte ein neues Lehrbuch der Mathematik in der Amtsstadt gekauft, und außerdem auch eine Zeitung, in deren Inhalt er sich allbereits unter der Hausthüre zu vertiefen anfang, bis ihn die aus der Küche kommende Hausfrau am Arme ergriff und mit sich in die Stube zog. —

Sie wollte darauf über sein langes Ausbleiben etwas böse thun, allein ein Blick auf ihres Gatten besorglichen Gesichtsausdruck ließ sie davon absehen. „Hat's wieder eine Schlacht gegeben?“ fragte sie dann in bellommenem Tone.

„Das nicht“, sagte er, das Blatt auf den Tisch legend und sich seines langschokigen „Rittels“ von hausgemachtem, dunkelgefärbten Wollzeuge entledigend. — Aber nahe dran muß es stehen; denn jetzt sind auch noch die Bayern zu den Allirten übergetreten, und alle Armeen — die französischen, sowohl wie die verbündeten — richten ihren Marsch auf Leipzig zu, wo

sie vielleicht jetzt schon zu schlagen angefangen haben. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn der alte Nimmerlatt jetzt nicht zu Falle kommen und es endlich einmal Ruhe und Frieden geben sollte.“

Sabine seufzte. „Leipzig — das ist wohl weit von uns; nicht wahr, Lorenz?“

„O gewiß! viele, viele Tagereisen weit; und wills Gott, so werden wir die Franzosen niemals wieder zu Gesicht bekommen!“

„Ach ja! Wo sollten wir jetzt noch die vielen Hühner, den theuren Rothwein und das feine Weißbrod hernehmen — und überdies noch für jeden Offizier einen Sechsbäzner unter die „Salvete“*), ohne am Ende doch noch vom Christelsjörgle eine Anleihe machen zu müssen!“

„Davor möge der Himmel uns in Gnaden bewahren; denn lieber noch möchte ich in die Hände des großen Napoleon, als in die des kleinen fallen. Und das will viel sagen nach alledem, was wir all die Jahre her erduldet haben! — Sieh nur, wie verbissen der alte Schleiher wieder dreinschaut! Halt nur die Buben von seiner Hoffert weg, Sabine, damit er keine Ursache zum Haber mit uns finden kann!“

Während dieses Gesprächs hatte die blaß und schwächlich aussehende Frau das im großen Kachelofen warmgehaltene Dinsengericht auf den Tisch gestellt und sich dann neben den Lorenz ans Spinnrad gesetzt. —

Der Christelsjörgle aber war vom Hof in den zeitwärts gelegenen Stall, von diesem wieder durch die Hintertüre des Wohnhauses geschritten, ohne jemand anzutreffen, an dem er seine ungnädige Laune auslassen konnte; denn Hund und Katze, sowie das ganze Hausgesinde waren ihm wohlweislich aus dem Wege gegangen.

Nachdem er dann eine Zeit lang in der Küche herum gendregelt hatte, befahl er seiner Tochter, der häßlichen Gretel, ihm ein Käsebrod in die Wohnstube zu bringen. — Raum aber hatte er sich an den Tisch gesetzt, als er ingrimmig aufsprang und ans Fenster stürzte; denn solch ein geschwindriges schnelles Fahren auf der Gasse durfte er nicht ungerügt lassen, auch wenn es offenbar von keinem Ortsinsassen, sondern von einem Fremden herrührte.

Doch als ob dies nicht genug gewesen wäre, den glimmenden Born des Stabshalters zur Flamme anzufachen, so blieb jetzt der Uebelthäter selbst am Fuße der kleinen Anhöhe nicht halten, um an dem jenseits der Straße neben dem großen Röhrbrunnen stehenden Zollstock seine Gebühr zu entrichten. — Allein noch ehe der Zollwart ihn angerufen hatte, war es dem Fuhrknecht gelungen, seiner scheu gewordenen Pferde Herr zu werden. Aber da stand auch schon der Stabshalter am Wege und rief, daß er um vierundzwanzig Gulden gestraft werden sollte und man ihn bis nach ausgetragener Sache Wagen und Pferde zum Versch behalteln würde.

*) Serviette, Telleruch.



Verflucht vor Gott und verachtet vor den Menschen etc.

„Aber ich habe die Säule ja nicht anhalten können, da ich keinen Radschuh eingelegt hatte!“ antwortete der Müllersknecht im weinerlichen Tone. „Gewiß, Sw. Bestrengen, es ist nicht mit Absicht geschehen!“

„So, Du willst mir auch noch widersprechen?“ rief der Christelsjörgle, und seine Stimme klang zischend wie die einer Schlange. „Noch vierundzwanzig Stunden ins Loch mit Dir bei Wasser und Brod — und doppelt so lang, wofern Du glaubst, daß Dir zu viel geschehen ist!“

Der Aermste erblickte. „Erbarmen, Sw. Bestrengen, Erbarmen!“ schluchzte er. „Ich würde länger als ein Jahr dienen müssen, bis ich all das Geld beisammen hätte, und dabei habe ich einen alten gebrechlichen Vater zu unterstützen. — Fragt nur nach dem Schäfermehler von Rosenberg. Es hat mir noch keiner etwas Anebeneß nachsagen können.“

Aber schon hatte der Ortsdiener Schlotterbeck ihn am Kragen seines grauen Zwischmittels gepackt um ihn ins Arrestlokal zu führen, während der Knecht des Stabshalters sich der Säule bemächtigte.

Inzwischen war es an den Fenstern der umliegenden Häuser lebendig geworden. „Unerhört!“ flüsternten die Leute. „Ein Müllersknecht wird um vierundzwanzig Gulden gestraft, weil er verabsäumt hat, den Radschuh einzulegen. Wann werden diese Gräueltaten einmal ein Ende nehmen!“

Niemand aber würde sich getraut haben, für den armen Burschen ein Wort einzulegen.

Nur einer war aus seinem Hause gekommen, um mit festem Blick und aufrechter Haltung den Stabshalter wegen solch ungerechtfertigter Gewaltmaßregel zur Rede zu stellen. Es war der Lorenz. —

Das gelbe Gesicht des schwächlichen Stabshalters nahm einen Stich ins Grüne an und seine hinterlistigen kleinen Augen funkelten wie die eines Raubvogels.

„Was! Du glaubst, daß ich einen ungerechten Spruch gethan habe?“ rief er sich in die Brust werfend. „Gleich morgen geh ich zu meinem „Herr“^{*)}, um Dich daraufhin zu verklagen.“

„Geh nur“, entgegnete der Lorenz mit Ruhe und Gelassenheit, „dann geh ich übermorgen. Denn ich habe demohgeachtet bald ein Wort mit Dir zu reden.“ Und er maß den Jörgle mit einem Blick, vor welchem derselbe scheu zur Seite wich. Denn wo man nicht vor ihm zitterte, hatte er allen Muth verloren. —

Pferde und Wagen des fremden Knechtes waren mittlerweile in Jörgle's Hofeinfahrt geführt worden. Und jetzt blieb auch der Lorenz vor dieser Einfahrt stehen und betrachtete sie so angelegentlich, als ob er ihre Tiefe und Breite mit dem Augenmaße abschätzen wollte. Dann wandte er sich seitlich seinem Hause zu, schritt vor demselben hin und her und zählte und rechnete, bis seine Frau von innen den oberen Theil der Hausthüre aufstieß und ihn mit angstvollen Mienen zu sich winkte.

„Wie kannst Du Dir nur herausnehmen, dem bösen Manne Trost zu bieten?“ flüsternte sie hinter ihm den Kiesel vorschleudend. „Wenn er nun wirklich zu seinem Amtmann geht?“

„Seinem Amtmann?“ entgegnete der Lorenz mit überlegenem Lächeln. „Ist denn der Amtmann eine Sache, ein Ding, das man sich zu eigen machen kann? — Nein, Sabine, die Zeiten haben aufgehört, wo sich durch Schmierer und Augenbienern das Recht verkehren ließ. Wir sind längst nicht mehr kurpfälzisch, sondern babisch, und es wäre endlich an der Zeit, daß

^{*)} Herr, nämlich dem Amtmann.

Einer auffände und dem gottlosen Mann da drüben den Meißer zeigte!“

Sabine folgte dem Sprecher in die Wohnstube, während sie forschenden Blickes in seinen ruhigen Mienen zu lesen suchte, ob er selbst es war, der sich zu diesem gefährlichen Wagniß berufen glaubte. — Und als ob er ihre Gedanken errathen hätte, legte er ihr beschwichtigend die Hand auf die Schulter:

„Wenn ich nicht zu lange schon Rücksicht auf Deine Kränklichkeit genommen hätte, Sabine, so würde dieser neue Frevel vielleicht nicht vorgekommen sein; denn er fürchtet mich schon längst, der kleine Tyrann da drüben — und weil er nicht an mich kommen kann, ist er mir doppelt auffähig. Aber warte nur bis morgen Vormittag, dann gehe ich aufs Rathhaus, um den Stabshalter bei dem Stabshalter zu verklagen — und zwar wegen widerrechtlicher Aneignung und Vorenthaltung fast der Hälfte der uns gebührenden Hofraithe, dessen ich jetzt völlig versichert und überzeugt bin.“

Sabine wurde noch bleicher, als gewöhnlich und ließ sich auf einen Stuhl niederstinken. „Du hast im Grundbuch nachgesehen, Lorenz?“

„Im Grundbuch — das er oder sein Vater gefällig hat, wie ich längst schon geahnt habe? — Nein, Frau, das würde ihm schwerlich zu beweisen sein. Aber die alte verlorene Urkunde habe ich aufgefunden und zwar im Keller durch Umgrabung des Grundsteines, in welchem sie nebst andern Pergamenten in einer versiegelten Flasche lag.“

„Um's Himmelswillen! Auch das Geld?“

„Das, welches mein Vorfahr im dreißigjährigen Krieg versteckt haben soll? — Das wäre ja nicht möglich gewesen, da das Haus schon vor der Pest gebaut worden ist. Nein, es ist keine Münze in der Flasche gewesen; die Urkunde aber ist Selbes werth, da sie mein Recht über allen Zweifel stellt.“

„Aber bedenke, Lorenz! —“

„Bedenken, wo es sich um Recht und Gerechtigkeit handelt? Nein, Sabine, ich hab mich schon zu lang bedacht. Aber weiß Gott, es geschah nicht aus Furcht vor dem bösen Mann, sondern aus Rücksicht auf deine übergroße Aengstlichkeit.“

„Und jetzt willst Du diese Rücksicht fahren lassen?“

„Kann man von Wollen sprechen, wo man muß? — Oder sollte ein Dorfthyrann auf fetteren Füßen, als ein Weltbezwinger stehen? — Gewiß nicht! Auch sein Sündenmaß ist zum Ueberlaufen voll geworden. Morgen also —“

Er hielt erschrocken inne; denn das blasse Weiß hatte das aschblonde Haupt auf die Brust sinken lassen und sich wie gebrochen gegen die Tischante gelehnt. Der Lorenz aber, so sehr er an die Hinfälligkeit seiner Hausfrau auch gewohnt sein mochte, eilte rasch von dannen, um seine Tochter, das Gele herbeizurufen, damit sie der Mutter die Kleider loderte. —

Am folgenden Morgen begab der Christelsjörgle sich etwas früher als gewöhnlich aufs Rathhaus, um die Loslassung des gefangenen Knechtes anzuordnen. Derselbe war im Spritzenhause eingesperrt gewesen, und es wurde ihm nun durch den Ortsdiener bedeutet, daß er sich auf den Heimweg machen und so rasch als möglich die vierundzwanzig Gulden zur Stelle bringen sollte, anderstwie er für seiner Säule Unterhaltungskosten leichtlich das doppelte und mehr bezahlen müßte.

Einen Augenblick blieb der Unglückliche stehen, als ob er nicht recht gehört hätte, da er sich geschmeichelt haben mochte, daß man ihm seine Haft, anstatt der Geldstrafe anrechnen würde. Dann überzog sich sein

noch ju
mit ein
„M
sein“, f
sollt de
Unnen
kommen
beschlie
ich nur
Verstuc
soll er
„H
Thaten
wohlfl
war de
Frühe
— Um
heit ni
er sein
mittel a
schwar
der R
Arm g
bedäch
es sein
tretene
Aufga
„H
Deute f
auf?“
die zic
stelsid
Gewol
geleget
er so
der M
gen R
im W
ohneh
Curve
zeigte
„a
auf?“
Lone
folger
„a
keiner
keiner
beror
„a
etwas
Bibel
auf?
Schr
daß
sich
Bibe
„a
aufh
so la
schre
Dir
um
bist
—
sich
drei

noch jugenbliches und nicht unschön gebildetes Gesicht mit einer dunklen Zornesröthe.

„Morgen um diese Stunde werde ich wieder hier sein“, sagte er zu dem Ortsknecht gewendet. Ihr aber sollt dessen Zeuge sein, was ich jetzt geredet habe: Der Unmenschen da oben wird einst noch seine Strafe bekommen und als ein weit ärmerer Mann sein Leben beschließen, als er jetzt meinen alten Vater macht, den ich nun auf lange hinaus nicht unterstützen kann. Verflucht vor Gott und verachtet vor den Menschen soll er sein. —“

„Hör' auf mit Deinen Verwünschungen, denn böse Thaten richten sich selbst“, ertönte jetzt eine tiefe und wohlklingende Stimme von der Hausthüre her. Es war der Lorenz, der vom Stabshalter schon in aller Frühe zu Gericht geladen war.

— Um sich und der Gelegenheit nichts zu vergeben, hatte er seinen wollenen Sonntagsfittel angelegt und den breiten schwarzen Dreispiz schon vor der Rathshausthüre unter den Arm genommen. So stieg er bedächtig und würdevoll, wie es seine Art war, die ausgetretenen Stufen der breiten Aufgangstreppe hinan.

„Hoho!“ Du steiffst mir die Leute selbst unter meinen Augen auf?“ ließ sich jetzt von oben die zischelnde Stimme des Christelsjörgle hören, der seiner Gewohnheit nach auf der Lauer gelegen hatte. Dann verschwand er so rasch hinter der Thüre der Rathsküche, daß seine langen Rodschöße hinter ihm her im Winde flatterten und seine ohnehin krummen Beine die Curven eines Türkenfabels zeigten.

„Ich steife Dir die Leute auf?“ versetzte verwunderten Tones der ihm langsam nachfolgende Lorenz.

„Ja, Du? Denn wer an keinen Gott glaubt, hat auch keinen Respekt vor der Obrigkeit, die ihm vor Gott verordnet ist.“

„So! — ich glaube an keinen Gott? Das ist mir etwas Neues.“

„Mir nicht; denn wer nicht glaubt, was in der Bibel steht, der hat auch keine Religion.“

„Ja so“, versetzte der Lorenz lächelnd, indem er sich auf die schmale, längs den Wänden hinlaufende Schranne niederließ, „Du meinst, weil ich gesagt habe, daß die Erde sich um die Sonne, nicht aber die Sonne sich um die Erde drehe — obgleich letzteres in der Bibel steht!“

„Aha, Du gestehst es ein! Du Erzfeind, Du Leut-aufheker, Du Weltumdreher! — Nun, mag die Sonne so lange still stehen, als sie will, die weltlichen Dinge schreiten deshalb nicht weniger fort und so habe ich Dir heute mitzutheilen, daß Du mit Deiner Bewerbung um die Berechtigung zum Salzvertrage abgewiesen bist und diese dem Hedenmärtle zu Theil geworden ist. — Und nun kannst Du gehen und sehen, ob die Kirche sich ums Ort, oder ob „das“ Ort sich um die Kirche dreht. —“

„Nicht so schnell, Stabshalter! Denn ich möchte zuvor noch etwas im Grundbuch nachsehen.“

„So?“ entgegnete Jörgle gedehnt, wobei seine zwickerigen kleinen Augen einen Blick des Hoffens auf den Lorenz schossen. „Wirft leicht sehen wollen, ob Deine Acker noch am alten Plaze liegen, oder ob sie sich während der Nacht nicht auch gedreht haben?“

Der Lorenz strich sich gleichmüthig die dichten braunen Haare aus der Stirne. „Nein“, sagte er aufstehend, „die Acker werden wohl noch an ihrem alten Plaze liegen, Deine Hoffert aber muß sich theilweise verrückt haben. Denn vormalig hat sie nur fünfunddreißig Schuh in der Breite gehabt und jetzt fast das Doppelte.“

Der Jörgle war blaß geworden, soweit dies bei seinem vergilbten Gesichte noch möglich war, und zischelte vom Stuhle aufschnellend:

„Und das willst Du aus dem Grundbuche beweisen können?“

„Wenn ich es gekonnt hätte, so wäre es zuvor gesehen, denn wie Du weißt, ist es lange schon mein Wunsch gewesen, mein haufälliges Haus oben abaubrechen und dann nach der Breite, sowohl als der Höhe zu vergrößern.“

„Und warum hast Du es denn unterlassen?“ grinste der Stabshalter mit schadenfrohem Hohne.

„Weil meine eigene Einfahrt schon schmal genug beschaffen ist, und ich die Deinige noch nicht gemessen hatte. Jetzt aber weiß ich, daß sie accurat fünfundfünfzig Schuh breit ist; — und daran kannst Du sehen, daß meine Häuser noch zu etwas Anderem gut sind, als zum Ausgelacht werden.“

„Nun, diese Mühe hättest Dir ersparen können, wenn Du schon früher ins Grundbuch gesehen hättest.“

„Ja, daß es so im Grundbuch steht, habe ich längst gewußt, nicht aber, wie sich eine drei in eine fünf verwandeln konnte. Denn, wenn auch mein Vater gestorben ist, als ich noch ein kleiner Bube war, so erinnere ich mich noch recht gut seiner Rede, daß Ihr von rechts wegen fünfunddreißig Schuh breit beanspruchen dürft — und daß es so im Grundbuche steht.“

Jetzt griff der Stabshalter nach der Lehne seines hochbeinigen Stuhles, um sich einen Halt zu geben und seinen Widerpart gehörig andonnern zu können. In diesem Augenblick aber hörte man ein Getrappel von schweren Fußtritten vom Vorplaze her. Es waren die Gemeinderäthe, die einer um den andern hereintraten und dem Stabshalter in unterwürfigster Weise den Morgengruß brachten.

Der Christelsjörgle suchte sich gewaltsam zur Ruhe zu zwingen. „Morgen gehe ich aber gewiß zu meinem „Herr“, stieß er zu Lorenz gewendet leise zwischen den Zähnen hervor.“

„Ist recht, denn im Frühjahr will ich zu bauen anfangen, und so mußt Du mir übel oder wohl den



Er zitterte an allen Gliedern, als man ihn herborzog.

mir gebührenden Platz zum Aufsehen meiner Baumaterialien räumen."

"Den Platz, Dich ins Zuchthaus zu setzen, willst Du sagen."

"Nur gemacht, Jörgle! Wie die Welt sich dreht, so dreht sich auch das Glücksrad der Menschen, und wie mir scheint, ist das Deinige auf eine schiefe Ebene gerathen. — Ach so, das verstehst Du nicht!" — Doch einerlei! Die Berechtigung zum Salzverkauf soll Deinem Gebattersmann gegönnt sein, über meine zwanzig Fuß Höffert aber sprechen wir noch an einem andern Orte. Adieu, Stabshalter!"

Bierzehn Tage waren vorüber gegangen — schwere, völkergeschichtliche Tage, an welchen der Stern des forsischen Welteroberers, der schon im verwischnen Winter auf Rußlands Eisgebirgen zu erbleichen angefangen hatte, auf Leipzigs Ebenen untergegangen war. — Müde und abgezehrt stoh der besiegte Kaiser mit dem Rest seiner Truppen dem Rheine zu — und hinter ihm her die Verbündeten, doch ungleich langsamer, als es sich für kluge Sieger geziemen will, deren Hauptaufgabe es gewesen wäre, dem Besiegten allerorts den Weg zu verlegen und ihn von Frankreich abzuschneiden, um ihm die Friedensbedingungen mit der noch blutigen Faust vorzuschreiben und sich von dem französischen Volke einen Theil wenigstens der furchtbaren Kriegskosten erheben zu lassen.

Doch nichts dergleichen war in Vorbereitung. Dagegen begann sich allenthalben das Gerücht zu verbreiten, daß die Russen auf allen Heerstraßen im Anzuge wären; und die Angst vor diesen vermeintlichen Menschenfressern war so groß, daß man lieber wieder französische Einquartierung gehabt hätte, auch wenn sie alles Geflügel auf zwanzig Meilen im Umkreis verheißt hätten.

Selbst der Christelsjörgle schien einen Theil seiner alten Zuversicht und Selbstüberhebung zu verlieren. Er machte immer noch keine Anstalten, den Lorenz bei seinem „Herr“ zu verlagern. Inögeheim aber beobachtete er die Schritte seines Widersachers um so angelegentlicher, als ob er von dem Vorhandensein eines beweiskräftigen Schriftstückes betreffs der Breite seiner Hofeinfahrt eine Witterung gehabt hätte. — Und vorsichtiger Weise hatte er auch seinen Sohn Henerich ins Vertrauen gezogen, und sie waren übereingekommen, allerwärts die Ohren und Augen offen zu halten.

Dem Henerich konnte dies um so geringere Schwierigkeiten verursachen, als er mit der Tochter des Lorenz noch von der Schule her einen freundschaftlichen Verkehr unterhielt, der nur des zündenden Funken bedurfte, um sich zu einem zärtlicheren Verhältnis zu gestalten.

Das Mädchen hatte allereits in der feindseligen Haltung des Christelsjörgle das drohende Unheil herannahen sehen. Auch kannte sie den Sinn ihres Vaters genug, um nicht die Gewißheit zu haben, daß dieser ein einmal begonnenes Unternehmen nicht wieder fahren lassen würde. Ob er aber als Sieger oder Unterliegender aus dem unvermeidlichen Prozeß hervorgehen würde, mit dem guten Einvernehmen der beiden Nachbarhäuser würde es wohl für alle Zeiten zu Ende sein, und sie und der Henerich, die sicherlich nichts verschuldet hatten, müßten sich wie Fremde werden.

Bei dieser ahnungsvollen Stimmung des Mädchens fiel es dem schlauen Burschen gar nicht schwer, ihr das Geheimniß von einer kürzlich aufgefundenen Urkunde zu entlocken. Wo sich dieselbe aber befand,

wollte sie ihm nicht verrathen, vielleicht weil sie es selbst nicht wußte. —

Der Christelsjörgle war sehr betreten über diese Nachricht, und es geschah vielleicht zum ersten Male, daß er das Gele in seinen Gedanken nicht ins Pfefferland wünschte, denn ihre aufblühende Schönheit war ihm seiner eigenen häßlichen Tochter gegenüber immer als ein himmelschreiendes Unrecht vorgekommen.

Der Lorenz merkte nichts von der Hänfeschmiederei seines Nachbarmannes. Tiefsinnigen Blickes ging er seinen Geschäften nach, nicht weil er sich, wie der Christelsjörgle, vor den menschenfressenden Russen fürchtete, sondern weil die immer zarte Gesundheit seiner Frau in den letzten Zeiten zu den ernstlichsten Besorgnissen Veranlassung gab.

Auf das Drängen ihres Satten ist Frau Sabine auch einmal in der Amtsstadt beim Bezirksphysikus gewesen, ohne jedoch mehr aus seinen Reden entnehmen zu können, als daß sie an großer Nervenschwäche und Blutarmuth leide und täglich essen solle.

„Wenn er mir nur auch einen kräftigen Magen aus der Apotheke dazu verschrieben hätte“, seufzte sie, als sie zu Hause angekommen, dem Lorenz Bericht erstattet hatte. Aber keine zehn Gänge würden sie noch einmal zum Doktor gebracht haben.

Bald auch wäre dies der unruhigen Zeitläufte wegen nicht mehr möglich gewesen. Zu groß war die Furcht vor den herannahenden Russen, als daß sich eines ohne die äußerste Nothwendigkeit aus dem Dorf getraut hätte.

Man erzählte sich allerlei ungeheuerliche Dinge von den asiatischen Barbaren: daß sie die Kinder von der Straße weggingen und verpeisten, daß sie die Leute an die Schwänze ihrer kleinen Pferde bänden und mit sich fortzuschleppten — und noch Schlimmeres, wobei offenbar noch dunkle Erinnerungen an die schrecklichen Reiten des dreißigjährigen Krieges mit im Spiele waren. —

Und lauter und lauter wurden die Gerüchte von den Bewegungen der fremden Truppenkörper. Jetzt sollten sie bereits schon im Mainthale sein und in Wallbürn und dann kamen sie wirklich, noch ehe man wußte, wie es zugegangen war.

„Wo Schulz, wo Schulz?“ riefen die Quartiermacher, welche dem Heere vorausziehend, durchs obere Dorf herunter ritten. Allein da war niemand, der ihre Frage beantwortet hätte, denn alles war im Handumdrehen in die Häuser gestücket.

Vor dem Rathhaus angekommen, ritten sie durch die breite Eingangsthüre mitten in die offen stehende Wachstube hinein, welche die ganze Hinterseite des Gebäudes einnahm.

„Wo Schulz, wo Schulz!“ brüllten sie immer ungeduldiger. Aber auch das Rathhaus schien völlig ausgestorben; denn der schon altersgraue Ortsknecht hatte sich bei der Ankunft der fremden Gäste durch die zum Spritzenhäuschen führende Seitenthüre in die unweit gelegene Kirche retirirt. — Dann begann er aus Leibeskräften die Sturmglocke zu läuten, und bald darauf kamen einige der jüngeren und beherzteren Bürger mit Senfen und Dreschlegeln bewaffnet herbei gelaufen. Als sie jedoch bemerkten, daß sie es kaum mit einem halben Duzend zu thun hatten, stellten sie ihre Waffen hinter die Gartenzäune und warteten aus sicherer Entfernung der Dinge, die da kommen sollten. —

Es kam aber nichts und niemand, als der Weltumdreher, der dann auch sofort von den Russen umringt und als der vermeintliche Schulz mit einigen

Rippen
stube
weite
gelaufen

Es
die auf
verstan
über i
zukläre
ungeac
auch a
allen
als er
und i
endlich
auf de
zu stei

Un
würdig
der T
Hause
hinein
terte
man i
Reiter
sein
ten un
ließ r
Hohn
seinem
eilte
einem
dem J

W
bessere
den S
Es w
lungen

in ein
mung
hatte
liegen
und i
Maß

U
sich
haus
fast
hatte
Ruffe
von

T
geger
daß
könn
erwa
Rne
in
gegel
Geb
Fede

—
und
komm
offer
weg

etwa
fein

Rippenflößen die Treppe hinauf in die große Rathsstube genöthigt wurde. Die Säule hatten sie mittlerweile bei zweien ihrer Gefährten in der Wachtstube gelassen.

Es war nun eine schwere Aufgabe für den Lorenz, die aufgebrachten Russen, die nur einige Broden deutsch verstanden, einigermaßen zu besänftigen und dann über ihren Irrthum betreffs seiner Persönlichkeit aufzuklären. — Der wirkliche Schulz jedoch war dessen ungeachtet nicht zur Stelle zu bringen, so emsig dann auch allenthalben nach ihm geforscht wurde. — Bei allen Verwandten und Bekannten suchte man ihn und als er auch da nicht zu finden war, auf dem Speicher und im Holzschuppen seines eigenen Hauses — bis endlich jemand auf den Gedanken kam, auch einmal auf den Heuboden hinauf zu steigen. —

Und dort fand man den würdigen Stabshalter in der That und zwar in einen Haufen Heu und Stroh hinein gewühlt. — Er zitterte an allen Gliedern, als man ihn hervorzog und die Leiter hinunter zerzte. Auf sein Edel erregendes Bitten und Betteln aber überließ man ihn mit lauten Hohn- und Schmähebreden seinem Schicksal, und alles eilte mit dem Rufe, nach einem neuen Bürgermeister dem Rathhause zu.

Wo aber hätte man einen besseren und beherzteren, als den Lorenz finden können! Es war ihm allbereits gelungen, die Quartiermacher in eine freundlichere Stimmung zu versetzen; denn er hatte sie in das gegenüberliegende Wirthshaus geführt und ihnen daselbst einen tüchtigen Imbiß nebst einigen Maß alten Zwetschgenbranntweins aufstischen lassen.

Und während die scheinbar ausgehungerten Gesellen sich trefflich schmecken ließen, wurde drüben im Rathshaus eine Nothwahl abgehalten, in welcher der Lorenz fast einstimmig zum Schulzen gewählt wurde. — Man hatte dies schon vordem gebräuchliche Wort von den Russen übernommen, und von einem Stabshalter ist von derzeit an niemals wieder die Rede gewesen.

Der Lorenz wehrte sich zwar aus Leibeskräften gegen den Beschluß seiner Mitbürger, darauf hinweisend, daß er niemand habe, der seiner Wirthschaft vorstehen könnte, da seine Frau kränklich, seine Buben erst halb erwachsen — und er selbst nicht reich genug sei, einen Knecht zu halten. Seinen Vorstellungen aber wurde in Anbetracht der drängenden Umstände kein Gehör gegeben. Denn wer konnte so gut wie der Lorenz Gedrucktes und Geschriebenes lesen, wer so gut mit Feder und Tinte umgehen, wer dieses und jenes thun? — Er hatte auf einmal alle Tugenden des Bürgers und alle Vorzüge des Menschen, die man erdenken konnte, während man ihn zuvor — wenn auch nicht offen, so doch im Geheimen — seiner Vernügendie wegen verspottet hatte. —

Freilich war der Lorenz zu edel, um den Leuten etwas nachzutragen. Auch wußte er nur zu gut, daß kein Andern im Dorfe der Last des Augenblicks gewach-

sen war, und daß ihm aus seiner Befähigung auch die Verpflichtung erwuchs, sich des verlassenen Gemeinwehens anzunehmen. Er ließ sich also nur noch schwach widerstrebend nach dem Rathstische drängen, wo die Gemeinderäthe ihm die Schlüssel zu den Schränken eingehändigten, welche man dem Christelsjörgle mittlerweile abgenöthigt hatte.

In diesem Augenblicke aber erschien bleich und verstört das Evele unter der Flügelthüre der Rathsstube und rief über die laute Versammlung hinüber, daß der Vater doch gleich nach Hause kommen sollte, da die Mutter schwer erkrankt wäre.

Der Lorenz war aufgeschreckt. „Laßt mich, Ihr Leute!“ rief er, sich den Weg zur Thüre bahnd. — Aber da kamen auch schon die Russen wieder die Treppe



Er mußte sich einen Augenblick an die Wand lehnen, um nicht umzufinken.

herauf gestürmt, um für so und so viel Mann und Rob, die in Kürze eintreffen mußten, das entsprechende Quartier zu verlangen.

„Ich muß und muß nach Hause!“ schrie der Lorenz und versuchte es noch einmal, sich durchzudrängen. Jetzt aber entstand von unten ein Getöse und Gemurmel. Dasselbe rührte von dem Feldscher her, der zugleich Zeichenschauer war und die Kunde brachte, daß die Frau des Lorenz vom Schlag getroffen und allbereits im Erkalten sei.

Bleich und verstört mit zerwühlten Bart- und Haupthaaren vernahm der Lorenz die Schreckensnachricht. Er mußte sich einen Augenblick an die Wand lehnen, um nicht umzufinken. Als er jedoch aus den hoffnungslosen Mienen des Wundarztes die ganze Schwere des ihn betroffenen Unheils bestätigt fand, begann er sich zu fassen. Denn was gab es da noch zu verzweifeln, wo nichts mehr zu ändern war! Nur sehen wollte er die theure Entschlafene noch einmal, — dann aber gleich wieder zurückkommen.

Aber da ließ sich abermals vom obern Dorfe her ein Getrappel vernehmen, wie hunderte von Rossen, und athemlos kletterte der Schlotterbeck die Rathhaustrampe herauf mit dem Rufe, daß die Russen bereits in einem unabsehbaren Zuge von Eicholzheim herkämen, wie er durch eine Lücke des Kirchturmes gesehen habe. —

Und jetzt zeigte sich, was ein Mann, wie der Lorenz über sich selbst vermochte. Er setzte sich ohne ein weiteres Wort zu verlieren an den Rathshausstisch, verlangte nach Papier und Schreibzeug und begann nach bestem Wissen und Gewissen die Quartierzettel zu machen. Denn wie groß die Zahl der ungebetenen Gäste war, hatte er zuvor schon aus den Quartiermachern herauszubringen gewußt. —

Und so sah der neuwählte Schulz noch am folgenden Tage auf der nämlichen Stelle — bleich, mit übermäßigen Augen und an den Schläfen stark angegrauten Haaren, die gestern noch völlig braun gewesen waren. Aber emsig und ruhig mit der Feder hantirend — von leisenden Bürgern und fluchenden Soldaten umringt, denn keinem konnte der Schweregeprüfte es zu Danke machen. —

Der Kuffen aber schien gar kein Ende abzusehen. Während die eine Abtheilung zum unteren Dorfe hinauszog, kamen von Osten und Norden her immer wieder neue Schaaeren. — Und daheim die todtte Gattin auf dem Stroh — und niemand, der die Vorbereitungen zum Begräbniß treffen konnte, als ein taum erwachsenes Mädchen und zwei halbwachstige Knaben. — Und wo alle Häuser Tag und Nacht voll Soldaten lagen, hatte niemand Zeit und Lust, in der herkömmlichen Weise die Todtenwacht zu halten.

Selbst seines eigenen Hauses hatte der Lorenz betreffs der Einquartierung weder verschonen können, noch wollen, da ihrer eben allzu viele waren. Um so größer aber war sein Erstaunen und seine Dankbarkeit, als man ihm am Abend die Mittheilung machte, daß der Christelsjörgle sich aus freien Stücken zur Todtenwacht erboten hatte. — Sollte der Mann doch besser sein, als er bis dahin den Anschein gehabt hatte? — Doch hatte der Lorenz jetzt keine Zeit, über dergleichen Seelenrätthsel nachzudenken. Vergessen war alles, was er dem bösen Nachbar jemals übel genommen hatte — bis auf die Vorenthaltung seines rechtmäßigen Eigenthums. —

Während dieser Vorgänge auf dem Rathhause war es im Hause des Lorenz nicht weniger drunter und drüber gegangen, als anderwärts, nicht allein wegen des so plötzlich eingetretenen Todesfalles der Hausfrau, sondern mehr noch wegen der Anwesenheit des fremden Kriegsvolkes. Man hatte zu deren Leibesverpflegung eine alte Base herbei gezogen; denn das Evele hatte sich standhaft geweigert, die todtte Mutter allein zu lassen. Dieselbe lag in der an die Wohnstube stoßenden Schlafkammer, deren eines Fenster in den Hof, das andere in den hinter dem Hause gelegenen Grasgarten hinausging. Die ganze verwichene Nacht hindurch war das arme Kind nicht aus den Kleidern

gekommen. In einer Ecke der Kammer gekauert, hatte sie leise vor sich hin geweint, während des Christelsjörgles Henerich ein über das andere Mal herein gekommen war, um ihr einige Trostesworte zuzusprechen. Und jetzt, eine Stunde vor Mitternacht, überbrachte er ihr die Einladung von seinem Vater, daß sie den Rest der Nacht bei seiner Gretzel in der oberen Stube schlafen sollte. Sie werde für das am folgenden Tage stattfindende Begräbniß der Stärkung und Erholung wohl bedürftig sein. Vater und Sohn wollten sich aber wechselweise im Todtenzimmer ablösen und dabei ein Auge auf die im Hause einquartierten Russen haben. Ihr Knecht sei Manns genug, in ihrem eigenen Hause zum Rechten zu sehen.

Evele trat ans Bett und hob das weiße Leihentuch vom Angesicht der Todten. „Ich kann es ja noch gar nicht glauben, daß sie mir die Mutter schon morgen fortnehmen und in die kalte Erde legen wollen“, schluchzte sie. „Sieh doch nur, wie so gar nicht entstellt sie ist! Wenn es nicht wegen der kalten starren Glieder wäre, sollte man glauben, daß sie ganz natürlich schlafe.“

Und ihre Thränen begannen aufs Neue über die runden Wangen hinab zu fließen, und ihre Brust hob und senkte sich von verhaltenem Schluchzen.

„Du mußt den Todten ihre Ruhe lassen, Evele, wenn Du nicht willst, daß sie Dich nach sich ziehen. Deck nur zu und komm! Die Gretzel wartet auf Dich und die Ampel brennt noch auf der Bodentreppe.“

Und als ob sie der Bannkraft des Burschen nicht zu widerstehen vermochte, deckte sie die Todte wieder zu und glättete dann liebevoll die Falten des Leihentuches. — Auf einmal stieß sie einen Schrei des Erstickens aus, und auf die stumme Frage des Burschen erwiderte sie unter Thränen, es sei ihr gewesen, als ob der rechte Arm der Mutter sich etwas bewegt habe.

„Ei Evele“, sagte jetzt hinter ihr der Christelsjörgle, der leise, wie er zu thun pflegte, ins Zimmer getreten war; „das kommt einem stets so vor, wenn Eines auf dem Stroh liegt, das man gern gehabt hat. Es ist mir dergleichen mit meiner seligen Frau gegangen. — Aber mach Dich jetzt aus dem Staube und schlaf nur ohne Sorge, bis ich Dich aufzuwecken komme.“ Damit schob er das nur noch leise widerstrebende Mädchen zur Thür hinaus, schloß dieselbe vorsichtig hinter ihm zu und besetzte auch den nach dem Hofe gehenden Fensterladen. Darauf vertiefte er sich mit dem Henerich in ein halblaut geführtes Gespräch, während dessen er einige kurios aussehenden Gegenstände aus der Tasche zog: Hacken, Zange, Feile — und was man



Doch, wie zur Wirthsäule erstarrt, blieb sie auf der Schwelle stehen.

bergleich
bes bra
Evele
sein, da
böswarti
einigen
zuschlu
schlafen
in der
sie aus
und ein
ohne fi
ruhig

Sie
auf un
in wel
chen S
Heneri
„U
was g
geschri
Er

Rebe
an den
bei ins
und so
Ulrich
Kuhes
bern
chen.

dann
Haust
erschie
ben di
einer
ebenfo
das
und
mit v
nen.

Seite
das
die fir
nach
starrt
Bette
Verh
offene
Stub
Schr
selber
Wau
Fenster
lagen
einer
welch
Kipp
Der
nicht
topfj

big
Kun
verb
Dore
Gem
meh
auf

me
auf

bergleichen mehr zum Ausüben eines dunklen Gewerbes braucht. —

Evele aber mußte über die Mäken müde gewesen sein, daß sie es über sich vermocht hatte, sich neben die bössartige Nachbarstochter ins Bett zu legen und nach einigen nothdürftig gewechselten Redensarten auch einzuschlummern. — Sie wußte nicht, wie lange sie geschlafen hatte, als sie plötzlich durch ein lautes Geschrei in der Nachbarschaft aufgeweckt wurde. Rasch sprang sie aus dem Bette, warf den Rock über die Schultern und eilte aus der Stube die Bodentreppe hinunter, ohne sich nach ihrer Schlafkameradin umzusehen, die ruhig weiter schnarchte.

Sie tappte sich nach der Hausthüre, stieß dieselbe auf und sah eine männliche Gestalt auf sich zukommen, in welcher sie im bleichen Sternenslichte den Henerich erkannte.

„Um Gottes willen, was giebt's! Wer hat geschrien, Henerich?“

Er aber eilte ohne Rede und Antwort an dem Mädchen vorbei ins Haus hinein, und so mußte sie die Ursache der nächtlichen Ruhestörung von Andern zu erfragen suchen. — Als sie sich dann ihrer eigenen Hausthüre näherte, erschien unter derselben die alte Base mit einer Stalllaterne, ebenso nothdürftig wie das Evele bekleidet und womöglich noch mit verstörteren Mienen. Sie rasch zur Seite schiebend, eilte das Mädchen durch die finstere Wohnstube nach der Todtenkammer. Doch wie zur Bildsäule erstarrt, blieb sie auf der Schwelle stehen. Denn auf dem Bette gegenüber — den Oberkörper theilweise aus der Verhüllung hervor gewählt, — saß die Mutter mit weit offenen Augen und zuckenden Lippen. Inmitten der Stube aber — bunt über Eck zerstreut — lag ein Pack Schriften von unterschiedlicher Beschaffenheit. Wie dieselben dahin gelangt waren, zeigte ein offen stehender Wandschrank zu Füßen der Bettstatt. Draußen vor dem Fenster aber, dessen Scheiben zersplittert am Boden lagen, hörte man ein Wimmern und Stöhnen wie von einer Menschenstimme. Es war die des Christelsjörgle, welcher mit zerschundenen Gliedern und einer gebrochenen Rippe im Garten auf der hartgefrorenen Erde lag. Der in sinnloser Angst vollführte Sprung war zwar nicht groß, aber ungeschickt gewesen. Der Jörgle war kopfüber auf einen Haufen Mauersteine gefallen. —

In den Nachbarshäusern war es mittlerweile lebendig geworden, und noch vor Tagesgrauen hatte die Kunde von dem unerhörten Geschehnis sich im Dorf verbreitet, bis in die große Rathsstube hinauf, wo der Lorenz noch immer mit seinen Quartierzetteln und Gemeindebüchern am Tische saß und unablässig arbeitete. Jetzt aber hätten Ruffen und Färken ihn nicht mehr zu halten vermocht. Unbedeckten Hauptes lief er auf die Gasse hinaus — seinem Hause zu, wo man

den Jörgle allbereits auf eine Tragbahre gehoben und fortgetragen hatte. —

Doch wer beschreibt das Wiedersehen zwischen den beiden Eheleuten, wer die Freude ihrer Kinder, als sie das Ungeheure endlich zu fassen vermochten und das erste Grauen vor der gleichsam aus dem Grabe erstandenen Mutter überwunden war! Denn man hatte ihnen begreiflich zu machen gesucht, daß sie eben gar nicht gestorben, sondern nur scheinodt gewesen war.

Ob sie aber ohne das empörende Vubenstück ihrer Wächter die Kraft gefunden hätte, ein Lebenszeichen von sich zu geben, war freilich eine andere Frage, die noch lange zu den ernstlichsten Bedenken Veranlassung gab. Denn, daß die beklagenswerte Frau während der ganzen Zeit ihres Starrkrampfes bei vollem Bewußtsein

gewesen war, hatte sich nur zu deutlich aus ihren Reden ergeben, als sie wieder gestärkt und erwärmt genug war, um von ihrem fürchterlichen Zustande erzählen zu können. — Wie oft, wenn die Kinder weinend an ihr Lager getreten waren, hatte sie es mit übermenschlicher Anstrengung versucht, einen Laut von sich zu geben, einen Finger zu bewegen, oder auch nur mit der Wimper zu zucken. Aber ihre Glieder waren starr und steif geblieben, wie von jenem Augenblicke an, als die Nachricht von der Ankunft der Ruffen einen solch lähmenden Eindruck auf sie gemacht hatte. — Und erst als es dem

Jörgle nach unterschiedlichen Bemühungen gelungen war, den Wandschrank zu erbrechen, um die Urkunde zu stehlen, wie sie aus seinen Gesprächen mit dem Henerich entnommen hatte, — war sie ihres Armes genugsam mächtig geworden, um ein Geräusch zu verursachen. Welche Wirkung dasselbe auf den räuberischen Jörgle ausgeübt hatte, war dann nur zu augenscheinlich geworden. Allein die Urkunde mußte er gleichwohl schon in Sicherheit gebracht haben, denn sie konnte nachher trotz allen Suchens nicht mehr aufgefunden werden. —

Der Lorenz aber hat sich der wiedergegebenen Gattin nicht lange freuen dürfen. Er mußte abermals aufs Rathshaus eilen, von wo man ihn allbereits benachrichtigt hatte, daß wieder eine neue Abtheilung Soldaten vom Nachbar-dorfe her im Anzuge war.

Jahre waren dahin gegangen, während welcher die Karte von Europa die verschiedenartigsten Wandlungen durchgemacht hatte. Der alte Störensried Napoleon war zuerst nach der Insel Elba — und dann nach St. Helena verbannt worden, und damit hatten die ungeheuren Stürme, welche die Ruhe Europas während zweier Jahrzehnte erschüttert hatten, ein Ende genommen.

Und wie der große Völkertyrann schließlich zu Fall gekommen und für seinen Uebermuth gestraft worden



„Seid Ihr nicht der Christelsjörgle?“

war, so ging es auch dem kleinen Dorftyrannen, dem Christelsjörgle.

Doch war derselbe auch nicht mehr Bürgermeister, so war er doch nichts destoweniger noch ein reicher Bauersmann und als solcher eines gewissen Ansehens theilhaftig, besonders von Seiten derer, die ihm schuldig waren.

Allein auch mit dem Reichthum des Jörgle sollte es mit Riesenschritten bergabwärts gehen. Wenn es ihm auch gelungen war, die gegen ihn zeugende Urkunde seines Nachbarn auf die Seite zu schaffen, so hatte dies unter solch verdächtigen Umständen stattgefunden, daß die Behörden nicht umbin konnten, an die Beweiskräftigkeit jenes Schriftstückes zu glauben, so beharrlich der Christelsjörgle auch gelehnet und das Öffnen des Wandschrankes mit bloßer Neugierde und Angeweihe entschuldigt hatte.

Kurz, der Jörgle wurde gehalten, dem Lorenz volle zwanzig Fuß von der Einfahrt seines Hofes abzutreten und die Kosten des ganzen gerichtlichen Verfahrens zu tragen. — Und jetzt kam der Punkt, wo Jörgles Schlaubheit durch seinen Grimm bemeistert wurde. Er appellirte an eine höhere Instanz, und als er auch von dieser abgewiesen wurde, an eine noch höhere, ohne begreifen zu können, daß die Welt sich seit Ende des letzten und Anfang des dormaligen Jahrhunderts bedeutend verändert hatte und nicht zu mindest in Betreff einer verbesserten Rechtspflege.

Während der Christelsjörgle aber fort und fort projekte und eine Lage Aeder um die andere verkaufen mußte, fing der Lorenz ruhig zu bauen an. — Und als ob eine höhere Hand ihn bei seinem guten Rechte unterstützen wollte, so wurde jetzt beim Abbruche seines Oberstockes jenes sagenhafte Geld gefunden, welches der an der Pest gestorbene Ahnherr beim dreißigjährigen Krieg unters Dach versteckt hatte. Das Geld war in einem ausgehöhlten und aufs künstlichste verschlossenen Balken versteckt gewesen, — kein Wunder, daß seine Nachkommen es nicht finden konnten, bis der ganze morsche Balken beim Herabfallen auseinander geplagt war. — Die Münzstücke als solche waren zwar nicht mehr zu gebrauchen, doch hatten sie dessen ungeachtet noch einen beträchtlichen Werth, was dem Lorenz in jenen schweren Zeitläuften nicht wenig zu statten kommen sollte.

In seiner Familie dagegen hatte er um so schwereres Leid durchzumachen. Seine Frau war noch des öfteren von starrtrampartigen Anfällen heimgesucht worden, die den ohnehin so zarten Körper nur noch ärger schwächten. Seine heißgeliebte Tochter aber, die bei ihrem prächtigen Wuchse und der reichen Fülle ihrer kastanienbraunen Haare für das schönste Mädchen des Dorfes gelten konnte, ließ sich je länger, je mehr von dem Henerich umgarnen. — Derselbe war auch bei weitem ansehnlicher, als sein Vater, von kräftigerem Schulterbau und mittlerer Größe — und nur in der schmalen Gesichtsförmung und dem spärlichen Haarwuchse schlug er in seines Vaters Art. An seine Mitschuld aber an dem Diebstahl der Urkunde hat das Evele niemals glauben wollen, und der Henerich wäre nicht der Sohn seines Vaters gewesen, wenn er sich des Mädchens Verblendung nicht zu Nutzen gemacht hätte.

Dem Scharfsinn des Lorenz konnte das seinem Kinde drohende Unheil nicht verborgen bleiben und er beschloß, so viel als möglich auf der Hut zu sein. Allein seine ängstliche Wachsamkeit war mehr geeignet, das Evele zu verbittern, als zu rühren. Nirgend sollte sie hingehen — immer bei der kränklichen und deshalb freudlosen Mutter bleiben und nebenher für

den Vater allerlei Schreibernereien und Rechnereien besorgen!

Sie kam sich mehr und mehr wie eine Unterdrückte und hart Behandelte vor, und einmal zu dieser Denkweise gekommen, fing sie an, die Zusammenkünfte mit dem Henerich immer gewissenhafter aufzusuchen, um wenigstens gegen den Einen ihr Herz erleichtern zu können. —

Der Jörgle aber pflegte sich längst schon im stillen seine Gedanken über die wachsende Vertrautheit der jungen Leute zu machen. Warum sollte sein Sohn dem Todfeinde der Familie nicht den Poffen spielen und sich in dessen neu erbaute Wohnung setzen?

„Henerich“, sagte er eines Tages schmunzelnd zu dem Burschen, als dieser eben wieder hinter dem, die beiden Grasgärten trennenden Haage mit dem Evele gefloßt hatte, „ich wüßte Dir schon ein Mittel, um mit dem dummen Wädel rascher als es den Anschein hat, zum Ziele zu kommen und den Alten zum Nachgeben zu zwingen.“

„Vielleicht wieder irgend eine Thür aufbrechen?“ versetzte Henerich verstimmt über des Vaters Einmischung.

„Glaubst denn, das Evele möchte es darauf ankommen lassen? Dann würde ich die Sache lieber gleich aufgeben, wenn ich so wenig Zutrauen zu mir selber haben müßte. Bist ihr vielleicht nicht reich genug? Wer aber ist Schuld, daß Du nicht mehr so wie in alten Zeiten mit Kronenthalern um Dich werfen kannst? Das bedenke, Henerich, und daß man mit einem Mann, der Dich um alles zu bringen gesucht hat, nicht viel Federlesens zu machen braucht.“

Sei es, daß dieser Vorschlag auf einen fruchtbaren Boden gefallen war, sei es, daß seine eigene gewaltthätige Natur im Verein mit dem heißen Jugendblut den Henerich aufgestachelt hatte, — es währte gar nicht mehr lange, so wurde er in nachschlafender Zeit in Edeles Giebelkammer vom Lorenz betroffen.

Daß es aber so geschehen mußte, hatte der Bursche die schlauesten Maßregeln genommen. Erstens hatte er mit seinen Kameraden, die es nicht glauben wollten, daß er mit dem als sittsam bekannten Wädchen schon so weit gekommen war, darauf hin eine Wette eingegangen und sie zwischen Haus und Scheuer als Zeugen aufgestellt, und zweitens hatte er auf dem Fensterkreuze sitzend die Leiter unter sich weggestoßen, so daß sie mit lautem Krachen auf das Dach des Wagenschuppens fiel. — Der Lorenz hätte taub sein müssen, wenn er davon nicht aufgewacht wäre. Daß es aber darauf abgesehen war, hatte er natürlich nicht wissen können, anderfalls wäre er wohl mit weniger Heftigkeit zu Werke gegangen. Man wollte sogar wissen, daß er mit der Holzart die Bodentreppe hinauf eilend, sich an dem Evele oder dem Burschen vergrißen haben würde, wenn die ihm rasch nachfolgenden Kameraden des Einbrechers ihn nicht daran verhindert hätten.

Genug der Lärm, den die Sache verursachen mußte, konnte nicht verfehlen, auf Wochen hinaus zum Dorfgespräch zu werden, und um die Ehre seiner Tochter wieder herzustellen, mußte der Lorenz in den sauersten Apfel seines Lebens beißen und den Henerich als Schwiegersohn in sein friedames Hauswesen nehmen. — Wie aber nicht anders zu erwarten war, ist das Evele eine unglückliche und lang vor den Jahren gebrochene Frau geworden, obgleich der Lorenz ihr in Worten und Werken ihr schweres Loos zu erleichtern gesucht und ihr ohne allen Rückhalt verziehen hat.

Als dann mit den Jahren ein Haufen Enkelsinder in der Stube herumhantirte, hat der Lorenz sich auch mit dem ancern „Altvater“ wieder auf einen freund-

nachbarl
lehter
ganz un
Brod im
Reibgeb
bessen
Als
hat er f
er sich v
Auch w
Dorf ge
Sab: an
So
sichen W
chen abg
hinein
Gott!“
Von
halten g
anzuseh
„Sei
der Nap
fragte
Stehen
Der
„Nu
Rosenbe
Bersehe
habt. —
vorkomm
geschlag
ragt un
Fißbr
land ge
den Sc
den ha
mit te
bei mei
Mühle
daselbst
Kraecht
scheint
sein; d
nachtra
Mann
Pferde
„W
Jörgle
schamr
„Wenn
er bei f
den W
muth
Einer
sich do
treff-n
De
Gemei
mehr k
eigener
bürger
reich g
größt
und M
seine
manch
wenig
der W
nicht
Da

nachbarlichen Fuß zu setzen gewußt, besonders nachdem letzterer sich durch sein fortgesetztes Prozeßieren endlich ganz um Haus und Hof gebracht hatte und sich sein Brod im Tagelohn verdienen mußte, denn ein großes Leibgebing hatten ihm Evele und Henerich mit dem besten Willen nicht zuwenden können.

Als er dann noch älter und dabei kindisch wurde, hat er sich sogar aufs Betteln verlegt, doch nur, wenn er sich von Kindern und Enkeln unbeobachtet wußte. Auch waren es nur fremde Leute, die zufällig durchs Dorf gegangen oder gefahren kamen, die er um eine Gab: ansprach.

So hat er seinen Hut auch einmal vor einem stattlichen Mann auf einem grün angestrichenen Wägelchen abgezogen, und als dieser ihm eine kleine Münze hinein geworfen hatte, ein demüthiges „Vergelt's Gott!“ gemurmelt.

Von der Stimme betroffen, ist der Fremde dann halten geblieben, um sich das alte Männlein genauer anzusehen.

„Seid Ihr nicht der Christelsjörgle, der während der Napoleonskriege hier Bürgermeister gewesen ist?“ fragte er dann, seine zwei stattlichen Füchse zum Stehen zwingend.

Der Jörgle hat es nicht leugnen können.

„Nun, so bin ich auch der Schäfermaler aus Rosenberg,“ sagte jener, „den Ihr einst um geringen Versehen's willen um vierundzwanzig Gulden gestraft habt. — Was mir aber derzeit für ein großes Unglück vorkommen mußte, ist mir nachmals zum Glück ausgefallen. Von meinem Herrn aus dem Dienste gejagt und der Gegend leidig geworden, bin ich mit Hülfern das Neckar- und Rheinthal hinunter nach Holland gefahren, wo ich auf einem nach Ostindien segelnden Schiffe als Schweineknecht einen Unterstand gefunden habe. Durch Fleiß und Sparsamkeit habe ich mir mit der Zeit ein hübsches Vermögen erworben und bei meiner Rückkehr in die Heimath die vergantete Mühle meines alten Meisters übernommen, um mich daselbst niederzulassen, so daß ich jetzt selber Knechte und Mägde halten kann. — Euch aber scheint es mittlerweile nicht zum Besten gegangen zu sein; damit Ihr aber nicht glaubt, daß ich Euch etwas nachtrage — hier, nehmt!“ Und er warf dem alten Mann einen Gulden in den Hut und trieb rasch seine Pferde an.

„Vergelt's Gott, vergelt's Gott!“ murmelte der Jörgle, das Geld in die Tasche schiebend und sich dann schamroth und verwirrt in eine Seitengasse schlagend. „Wenn nur der Lorenz nichts davon erfährt“, dachte er bei sich selber. — Der aber hatte vom Felde kommend den Vorgang aus der Ferne beobachtet und mit Wehmuth der menschlichen Geschicke gedacht, welche den Einen hinaufheben, den Andern herunterwerfen, und sich doch so selten ohne gänzliche Mitwirkung der Betreffenden vollziehen.

Der Lorenz aber hat an die achtzehn Jahre des Gemeindeamtes gewaltet, und dasselbe hat ihm weit mehr Schaden als Nutzen gebracht, da er nie seinen eigenen Vortheil, sondern immer nur den seiner Mitbürger im Auge hatte. Doch wenn er selber auch nicht reich geworden ist, in Gemeindefachen ist er ein um so größerer Wohltäter, — ein wirklicher Weltumdreher und Reformator geworden. — Freilich hat er sich durch seine vielen Neuerungen in Flur und Wald auch mancherlei Anfeindungen zugezogen. Es wollte den wenigsten zu Sinne, daß sie nicht mehr das junge Laub der Waldbäume zu Viehfutter abträpfen, ihre Kühe nicht mehr im jungen Schläge zur Weide treiben soll-

Gausfreund.

ten, obgleich ihr Bürgermeister an seinen eigenen Aedern erwiesen hatte, wie viel besser die von ihm eingeführten Futterpflanzen ihren Zweck erfüllten. —

Nur auf sein inständiges Bitten wurde der Lorenz dann nicht ein viertes Mal zum Schulz gewählt, da er noch einige Jahre der Ruhe pflegen und im Kreise seiner heranwachsenden Enkel nochmals seine ihm in der Jugend lieb gewordenen Bücher lesen wollte. — Im hohen Alter wurde ihm dann noch die Freude zu Theil, daß das in der Schule gelehrt wurde, was er sich einst mit schweren Kosten und vielen Mühsalen durch Selbstunterricht zu verschaffen gewußt hatte.

Und auch die Saat, die er als Oberhaupt der Gemeinde ausgestreut hatte, ist aufgegangen — zehnfältig, ja hundertfältig, wenn auch erst über seinem Grabe. — Und dies ist der beste Dank, den ein Mensch in dieser Welt erwarten darf — und keiner hat umsonst gestreut, der den Nutzen des Augenblicks über dem Bleibenden und Dauernden gering geachtet hat.

Sancta simplicitas!*)

(Pfälzisch)

Schön-Sannche schdeht im Gaarte draus,
Schneid' Blume ab un macht 'n Schdrauß —
'n wunnerschöne: lauter große
Levhoje un Resedde, Rose,
Lavendel aach un — kurz un gut,
Was schön is un gut rieche dhut.
Do — ewe wie se 'n zammehind' —
Do kummt des Wegs der Parre her,
n' guter alter Herr — un der
Bleibt schdehn un sächt: „Ei, liewes Kind,
Was for e schönes Schdräuße! — Ich
Meen' als — gell Kind? — des is for mich!“

Mein Sannche b'sinnt sich nit un schbringt
Zum Gaartedhirche hin und bringt
'm gschwind ihr Schdräuße, macht 'n Knix
Un lacht vergniecht — redd' awer nix.
Do sächt der gut' alt' Herr im Schbaß
Zum Sannche: „Guck', 's is schad nor, daß
Du selbscht nit bischt do neingewunne
Un mit 'm Schnierche drangebunne:
Du dhätscht m'r vun de Blimcher alle
Als allerschönst's am beschte g'falle!“

Verlege sächt Schön-Sannche do
In ihrem unschuldsvolle Sinn:
„Herr Parre, seie Se doch froh,
Daß ich nit neingebunne bin:
Ich wär' e Blum' nor for 's Vergnieche —
Sor anzugucke — doch gut rieche.
Des dhät ich nit, — do mißt' ich liege!“

Do lacht der Parre un sächt: „Mein,
Nix kann halt ganz vollkomme sein!“
Druf geht er seines Wegs fürbaß
Un denkt: „sancta simplicitas!“

*) Heilige Einfalt.

M. Barak.

Die Mädchen all' sin Krazberchte.

Humoreske im Pfälzer Dialekt von M. Barad.

Jch war emol verliebt — nor eestmol in mein Lewe, denn zum gute Glid bin ich selwigsmol korirt worre d'ruff, daß ich's verschwore hab' for alle Zeite, nooch keem Mädche mehr zu sehe un wann's noch schöner wär', als unserm Herrgott sein schönster Engel: neen, ich will vun keener nix mehr wisse, daß Heibeise un Krazberchte sin se all' — dorch die Dant! Zu dere Zwerzeitung bin ich kumma an dem eene Dag, wo ich uf Freiersstieß geloffe bin, daß wam' mer erlebt, was ich selwigsmol erlebt hab', do mißt Gener 'n Esel sein, wann er nochemol verliebde Gedanke kriche dhät. Selwigsmol awer — 's is jeh, Gottlob un Dant, schon zehnt Johr her — do war ich werklisch so 'n Esel un hab gemeent, ich könnt' ohne die Gredche Schuhmacher nit lewe. Die Fieß haw' ich m'r abgeloffe wege 'r un alsefort un alsefort bin ich druf ausgewest, emol mit 'r ergendwo zammekumme zu könne, for daß ich se froge könnt', ob se meist sein wollt' for 's Lewe. Noch ich hab's erreecht; uf ere Landbardie bin ich emol 'n halwe Dag lang mit 'r zammegewest, awer — g'frot haw' ich se nit, dann ich bin e bissel schicktern vun Gemith un wann ich was sage soll, do gag! ich un gag! ich halt alsefort, awer raus bring' ich nie nix gheids. Deretwege haw' ich mein Maul g'halte un — bin heut' noch froh drum, dann wann ich se g'frot hätt', hätt' se am End' „Ja“ a'sagt un dann — hätt' ich se g'hätt un b'halte misse for mein Lebtag.

So gedenkt awer haw' ich, wie g'sagt, selwigsmol nit, neen funträr, wie mein alti Bas' Bawedd, dere ich mich anvertraut hab', sacht: „Weescht du was, Philippche? Do muß ich halt die Sach' emol in die Hand nemme un e Landbardie veranschalt, wo ihr Zwee zammekumme können“, do haw' ich gemeent, 's gäb' keen glidlichere Mensche uf der Welt, als mich. Grad gepackt haw' ich mein Bas' un bin mit 'r in der Schub' rumgedanz, daß se vor Angsicht frische un g'sagt hot: „Um Gotteswille, Philippche, laß' mich doch los, ich kann ja kaum noch schnause!“ Do haw' ich se uf 's Kanebee plumbse lasse, daß der alt' Kajsche — 's Kanebee nämlich — facht vertracht is, un bin alleen rumgedanz, daß mein Bas' nor so nausgelacht un g'sagt hot: „Du bischt awer emol 'n wahnfinniger Häring! Jesses, wie kam 'mer dann so arg verliebt sein! Neen, wam 'mer nor nit so werd: was zu arg is, is zu arg!“

Gegentlich hot se recht g'hätt, awer meiner Freed un Glidseligkeit haw' ich halt e bissel Luft mache misse, sunst wär' ich, glaaw' ich, grad verbläht. „Bas'“ — haw' ich g'sagt — „nix for ungut, awer ich bin halt ganz außer m'r vor Bläfir un wann ich e Bläfir hab', do muß ich halt 'n dumme Schdreech mache: kumm', loß' d'r wenigstens 'n Kuß gewe!“

„Noch“ — lacht se do — „den dumma Schdreech will ich m'r noch ehnder g'falle losse, als des Gedanz: in Gottsname, kumm her, ich geb' d'r een!“

So sacht se un drikt m'r emol een nuf mit ihrem Zahnrademaul, daß m'r 's facht nit recht iwel worre is. Awere ich hab' m'r de Schnawel abgewischt un gedenkt: „Eestmol un nit widder! Wann ich emol mit 'm Gredche so weit bin, do soll m'r 's besser schmede!“

's is nie so weit kumme, dann ich hab' meiner Lebtag keen Kuß kriecht vun der Gredche, dann ich hab' nie keen gewollt vun dere Krazbercht. Warum awer

un wie 's kumme is, daß ich vun meiner Biewestkrantheit gründlich korirt worre bin, des will ich jeh ver-zähle.

Mein Bas' hot also richtig e Landbardie nooch Mundene veranschalt — egentlich heest 's Mundeneheim, awer mir Manemer sage halt Mundene — un hot mich un 's alte Schuhmachers mit ihrer Gredche d'zu eingeladen. Ich muß sage, ich hab' mich g'freet uf den Samschdagnoochmiddag wie e Kind un wie er endlich kummt, do geh' ich halt schon glei nooch 'm Mibbageffe g'schniegelt un frisiert — ich hab' m'r so-gar Bode brenne losse — hin zu meiner Bas' mit eme schöne Buggedd for zwee Mark in der eene un mein neue Sonnenstern in der annere Hand un waart halt, bis die Gredche kummt. Mein Bas' hot was gelacht. „Awer Philippche“, hot se g'sagt, „du kummscht jo viel zu frih: mir gehne doch ericht am drei fort un jeh is 's jo noch nit emol Zwee! do kam 'mer 's widder emol sehe: dem Glidlichen schlägt keen Schdub' sacht mer als nit umsunst. Noch, weescht was? Hoß' dich neen in die gut' Schdub' un waart; ich awer leg' mich noch e Bissel hin, for un mein Mibbagschläfsche zu mache, dann wann ich das nit gemacht hab', do bin ich zu gar nix zu brauche. Also gute Unerhaltung d'rweil!“

So sacht se, macht die Dhir' binner sich zu un e paar Minutte d'rnoochder schnarcht und schnorrt se schon im Kewezimmer wie e Schreinerjäg'. Ich awer hab' mich mit mein Buggedd in der Hand in 'n Lehnschdubl' g'hoßt un hab' driwer noochgedenkt, was ich zu der Gredche sage wollt', wann se kam, un — bin d'r glidlich aach driwer einig'schloose.

Uf eestmol awer fabr' ich in alle Höh', dann die Dhir' geht uf un die dic' alt' Schuhmachers mit sammt ihrem Mann schiebt sich reist wie 'n Bahnschlitte un hinnennooch kummt die Gredche ime schneeweisse Kleeche un eme forze grooe (grauen) Mäntelche driwer un lächelt halt ganz sieß, wie se mich so dohooche sacht. Schwind schbring' ich berntweg' uf un geh' ene entgege, mach' mein Kumbelment un sag': „Meine Herrschaften, erlaawe Se, daß ich Sie im Name der Fraa Buchmaier begriß' un willkommen heeß' — se is nämlich mein Bas' —“

„Ja, ich weeß“, sacht do der alt' Bahnschlitte, „mir hawe minanner schon viel vun Ihne geredd!“

„Geredd!“ sacht do aach der alt' Schuhmacher, dann er hot die Gewohnheit g'hätt, alsefort 's letschte Wort vun seiner Fraa noochzuplabbere. Sunst awer hot er nie nix g'sagt.

Die Gredche awer macht m'r aach e Kumbelment un sacht hochbeitsch: „Sehr angenehm, Herr Bauer!“

Do iverreech' ich 'r mein Buggedd un sag' aach uf Hochbeitsch: „Mein Frailein, darf ich mir erlauben, Ihne des Buggeddche anzubiete?“

„Wau! Wau! Wau!“ macht 's do uf eestmol unner ihrem Mäntelche vor un — „Jesses!“ kreischt se, „nemme Se Ihne e Bissel in acht, mein Hundche beißt!“

Ganz verschrode fabr' ich do zurick un: „Ach“ — sag' ich — „Sie hawe e Hundche uf 'm Arm?“

„Ja freilich!“ sacht se un schlägt ihr Mäntelche e Bissel auseenanner, daß mar des Hundsvieh hot sehe könne — 's is so 'n kleiner weißer Schbizer gewest, daß ich mich nor hab' verwunnere misse, wie mar so 'n Flohpeter uf de Arm hot nemme möge — 's is mein Azorche, fährt se fort, „mein Viebling un mein gröschte Freed un Bläfir uf dere Welt!“

„Noch“, dent' ich do, „mein gröschte Freed un Bläfir wärscht du grad nit, du Schindvieh, du misse-

ramels!" G'sagt awer haw' ich 's nabierlich nit, neß funträr, ich sag': „Ach, was for e schöns Hundche: des hot Ihne gewiß aach recht geern!"

„Ja freilich", sacht se, „arg geern hot 's mich: des dhät m'r vun Niemand nix g'schehe losse!"

„Nönn" — sag' ich — „des nemmt mich nit Wunner: wann ich Ihne Ihr Hundche wär, do — hätt' ich Ihne — aach arg geern!"

Do hot se gelacht, awer nix druf g'sagt, dann nabierlich, se is e Bissel verlege gewest eenerseits — un annerseits is d'r grad mein Bas' in die Schüb reinsumme un hot krißche, mer sollte kumme, 's wär Alles do un mer wolle fortgehn. Derntweg' hot se nix druf sage könne; gemerkt awer haw' ich doch, daß se nit usgeern g'hört hot, was ich zu 'e g'sagt hab'.

Nönn, mer sin also nunner-gange uf die Gass' un mit de annere Eingeladene fort; 's sin nor noch vier Persone gewest, zwee junge Mädcher — weitlose Verwandte vun meiner Bas' — un zwee junge Herrn. Gener l'rbust is der Bräutigam vun der ältere gewest un der anner — 'n Keitnant in Civil — hot die jinger' bussirt. So haw' ich also gut Gelegenheit g'hatt, mich uf 'm Weg nooch Mundene an mein Gredche zu mach: un e bissel Sihholz zu rasch-ble. Se hot sich 's aach ganz geern g'falle losse, awer widder nix druf g'sagt, dann se hot nor alsefort dem Azorche fladdirt, den se ame Schnierche zwische sich un mir g'firt hot, daß ich nor hab' usbasse misse, daß ich dem Hundavieh nit uf die Fiez getrete bin. Ach hätt' 'm derntweg' aach am liebschte 'n Tritt gewe, daß er nunner in de Schopfegrawe g'foge wär, awer nabierlich, des haw' ich nit gekönt. Nönn endlich un endlich sin mer nooch Mundene kumme un do im Gaarte vun der Schwane war 's halt wunnerschön: 's is junscht keß annerer Mensch dogewest, wo uns hätt' schenire könne, un derntweg' hawe mer allinanner d'rerscht e Saueremilch gesse — e Schöbbele Weis un 'n Handlās wär' m'r zwar liewer gewest, awer die Gredche hot g'sagt, Saueremilch dhät se for ihr Kewe geern esse, daß ich nabierlich g'sagt hab': „ich aach, mir geht nix iwer Saueremilch!" derntwege haw' ich halt wohl obder iwel des Zeug aach esse misse — Pr!' 's schiddelt mich jeh noch, wann ich draßident!' Mit Ach un Krach haw' ich des Geschlabb nunnergeworft, awer was dhut mar nit Alles, wam 'mer verliebt is: ich glaab', ich hätt' noch ärgere Sache, sogar Unschlittlichter g'fresse, wann die Gredche g'sagt hätt', se dhät se geern esse!"

Endlich wie mer alle fertig sin un aach der Azorche — er is nabierlich widder zwische der Gredche un mir uf der Bank g'hoßt — sein Schälche siße Milch g'hatt hot — keß saure hot er nämlich nit gemdat — do uf eemol kreißt mein Bas': „Rinner, wißt 'r was? Jeh mache mer e schöns Schbielche, Wo laaft die Scheer' obder Hach, Hach, meinderwege aach Schau nit um, der Fuchs geht rum! Mir Alte dhun aach mit: mer sin jo ganz alleest unner uns Parrer'sdöchter — gell, Schuhmachern!"

„Gi freilich, gern!" sacht der Bahnschlitte un —

„Geern!" plabbert aach der alt' Hannebambel nooch. Do is d'r dann e Freed un e Lebtag gewest un die Mädcher hawe d'r e Gefrißch un e Gebhu' g'hatt, grad wie verrickt. Die Gredche awer kreißt: „Ach ja Hach, Hach' wolle mer schbiel, des is so arg nett: kumme Se, Herr Bauer, mir sin e Paar minanner!"

„Dun Herze geern" sag' ich do un guck 'r ganz verliebt in die Auge — „e Paar for Zeit un Ewigkeit!"

Do werd se ganz roth, lacht awer un sacht: „D mein, babble Se doch keß Blech: in der Ewigkeit schbielt mer nit mehr Hach, Hach'!"

„Neß" — sag' ich — „des nit, awer — awer —" Awer da haw' ich aig'fange zu gagse, wie jedes-

mol wann ich was geeschtreichs sage will, un derntwege — haw' ich liewer mein Maul ganz g'halte.

Nönn mittlerweile hawe sich aach die annere Paar zammeg'funne: 's Brautpaar war des eene nabierlich, der Keitnant un sein Bussasch des annere, un der alt' Schuhmacher hot galant meiner Bas' Baweddche de Arm gereecht; nor die Schuhmachern, der did' alt' Bahnschlitte, is iwriggebliewe un hot sich e Männche „hache" solle. Do is was gelacht worre. Awer die Did' hot g'sagt: „Sachet ihr norre: ich werr' m'r schon mein Alte fange, dann wißt 'r, der kann aach nit mehr daff'r laafe — den kriß' ich schun!"

So sacht se un balscht in die Händ'. Do schbringt halt des hinner'schte Paar — 's is richtig der alt' Schuhmacher un mein Bas' gewest — Gens rechts un 's anner links vor un wolle sich vorne wider zammefinne, awer kaum siecht die Did' ihren Alte d'rherwacke, so schießt se — troß ihre dritthalwe Zentner netto — uf'n los wie'n Drache un — wubbdich! hot se'n.

Jesses, was is do widder gelacht worre!

Die Did' awer lacht aach un kreißt: „Jeh hab's jo g'sagt, ich fang' m'r mein Alte! Such' Du d'r nor 'n Annere, Baweddche" — sacht se d'rhernoochder zu meiner Bas' — „weescht, mein brauch' ich for mich alleest!"

Do hot widder Alles gelacht. Mein Bas' awer sacht: „In Goltsname, ich will's emol prowire' ob ich in meine alte Dage noch een kriß. Ich meen' als, de Philippche werr' ich verwitsche (erwischen): der hot Sachsbissel an un in bene schbringt mer schlecht!"

Do lacht widder Alles un guck' m'r uf meine nagelneie, ferchterlich enge Schbiffel. Mein Bas' awer balscht in die Händ' un jeh haw' ich un die Gredche schbringe müsse, dann wir ware dran. Wie der Blik fahre mir hinne vor un wie mich mein Bas' siecht, schbringt se halt aach wie 's Dunnerwedder uf mich neß. Jeh awer hätt' mich nit hache un vun meiner Gredche trenne losse, nit for Alles. Derntweg' schbring' ich, was ich nor kann un hab' grad der Gredche widder die Hand reede wolle — awer jeh is was bussirt, wo keß Mensch draßgedent hot. Wie mich nämlich der Azorche der Gredche so nachschbringe siecht, jo hot er, scheint's, gemeent, ich wolt' 'r was dhun un fahrt m'r wie wiethig an die Deß, daß ich im Schuß, wie



Um Gottes Wille, Philippche.

ich war, iwer des Hundsviech nauschdoller' un — plumb! so lang ich bin, dolieg' im Dred. Un des war noch nit emol Alles! Neen, wie ich gelege hab', schnappt m'r der Kerl uf emol nooch de Wade un wie ich schdrambel mit de Fiech, so packt mich des Vuder an de Hoffe un reißt m'r's gröscht' Schdiek raus. Do bin ich awer falsch worre un hab' g'sucht wie 'n Dert, dann nabierlich, 's sin mein beschde Sonndags-hoffe gewest. Alles awer lacht widder un die Gredche — des hot mich noch am mehrschte geärgert — hot allsefort nor ihr Lumbeviech vun Hund bedauert, weil ich'm beim Schdramble emol 'n Tritt uf die Nas' gewe hab'. „Ach, du aarm's Hundche,“ hot sie emol iwer 's anner g'sagt, „hot d'r's dann weh' gebhatt? Kumm' her, mein Dhierche, loß' mich emol deim liebs Näsche sehe!“

„Ei, Freele Gredche,“ sag' ich do, „Se sollte ehnder mit mir Bedauerniß have un nit mit dem Hund, wo er mich — eso zugericht' hot!“

Des haw' ich aach, hot se do g'sagt, awer wisse Se, mein Azorche hot halt gemeent, er mißt mich gege Ihne vertheidige. Azorche, du dummes Hundche — sächst se dann zu dem kleene Krischer — des is jo 'n liewer Herr, dem darf mar nix dhun: g'schwind kum her, geb'm e schön Händche un sag'm, daß du's nit mehr dhun willst, g'schwind, g'schwind!“

Do hot er mit'm Schwänzel geweddel un seil eenes Pötche nausg'schdreckt, trog dem awer noch geknorrt un mich ganz mißtrauisch angeduckt d'rbei. Die Gredche awer hot'm noch emol zugeredd' un g'sagt: „G'schwind, Azorche, sei e lieb Hundche un geb' dem Herr e schön Händche!“ Un zu mir sächst se: „Se brauche sich jek nit mehr zu ferchte vor'm, er dhut Ihne for ganz gewiß nix, jek wo ich mit'm geredd' hab' — nemme Se nor herzhaft seil Händche!“

Kon, was haw' ich mache wolle? Ich nemm' halt die Dredpot, wo er nauschdreckt, sag' awer d'rbei heemlich zu der Gredche: „E Händche vun Ihne war m'r doch noch liewer — des dhät' ich herzhaft nemme!“

Do werd se schon widder roth, sächst awer ganz leif' zu m'r: „Kon, wisse Se was, Herr Bauer? Heut Dwend, wenn 'mer heemgehne, — do gew' ich Ihne aach eens — zum Abschied!“

„Ach, do wollt' ich nor, daß es schon Dwend war' un — mer gienge heem!“ sag' ich do widder.

Do lächelt se und sächst: „Ich aach!“

Kon, mer schiele weiter un des Azorche hot mich jek werlich — wie arg ich aach der Gredche als noochschbring' — nit mehr attafirt. 's is recht schön gewest insoweit un ich war aach recht vergniecht d'rbei — nor die ewig' Schbringerei haw' ich nach un nooch dick kriecht, dann mein Fiech' hawe mich allgemach gebrennt in bene enge Radschiffel un ich bin d'r herz-

lich froh gewest, wie's endlich Dwend un dunkel werd, dann „Gott Lob un Dan!“ haw' ich gedentt, „jek merre mer doch endlich heemgeh'n un — ich werre mein Händche kriech!“

Awer ich hätt' mich grad nit gar so arg uf den Heemgang zu freue brauche. Fort sin 'mer natierlich: der Azorche voraus — daß der hot die Sach' aach nach un nooch genug kriecht — dann bin ich mit der Gredche kumme, d'rhernoochder 's Brautpaar un 's Viwespaar un zum Schluß die drei Alte. Awer kaum ware mer so e halwes Schindche vun Mundene weg un ich im beste Sihholzraschble drinn, do uf emol bliß't's un — „Jesses!“ kreischt der Bahnschlitte, 's kummt e Gewitter un — mer hawe jo noch fäsch e Schund bis Mannem!“ Die Gredche awer sächst ganz

verschrode: „Ach Gott, mein weiß' Kleeche — un ich hab jo nor e Sunneschermche!“

„Do do seine Se nor ganz ruhig,“ sag' ich, „ich hab'n Scherm, zwar aach nor 'n Sunnescherm, awer wir hawe doch zu zweet brunner Blaz: Se misse m'r halt Ihne Ihr Urmche gewe un sich recht fescht am' mich dricke!“

Die zweet annere Viwespärcher hawe nix g'sagt, wiewohl se aach keen Scherm g'hatt hawe. Wahrscheinlich hawe se gedenkt: „In Gott's name, wam 'mer nah werre, so werre mer halt nah.“

Do bliß't's schon widder. „Rinner,“ kreischt do mein Bai', „laafet e bissel dapfer,“

laafet e bissel dapfer, eh' daß 's losgeht!“

Do fange mir Junge halt an auszuzieche wie b'jesse, awer schon nooch e paar Schritt kreischt der Bahnschlitte widder: „Jesses, Rinner, nit gar so g'schwind, ich kumm' jo mit meim Alte gar nimmer nooch!“

Do dhun mer widder langsamer. Jek awer, wie's widder blißt un dunnet, kreischt mein Bai': „Ach Gott, laafet, 's tröppelt jo schon!“

Do zieche mer halt noch emol aus, awer schon nooch fünf Minudde fangt's an runnerzumache wie mit Kowel. Do schann' ich mein Scherm uf un sag' zu der Gredche: „Jek nemme Se mein Arm un dricke Se Ihne fescht am' mich!“

Awer die Gredche kreischt: „Ach Gott, mein aarmi Mutter — die hot jo aach keen Scherm! Ach gelle Se, liewer Herr Bauer, Se gewe m'r Ihne Ihren for mich un mein Mutter un sin d'rhernoochder so gut un fähre mein Vetter: wisse Se, der alt' Mann kann nit mehr alleen laafe!“

Kon, „liewer Herr Bauer,“ hot se g'sagt un dod'rfor hätt' ich'r aach noch mehnder (mehr) gewe als mein Scherm: Ruck un Hoffe hätt' ich ausgezoge for se. Deretweg' sag' ich: „Ei freilich, liewi Freele Gredche Alles, was Se nor wolle, dhun ich for Ihne!“



Mein Fraulein, darf ich mir erlauben, Ihne das Buggebäck anzubieten?

D
sch
e bis
bress
Se, E
runne
säch
jo se
— sch
sich i
Haf
bab'
(Sauc
geregu
mer u
— fir
ankun
nem.
haw'
wie 'n
Wifuf
an de
bamb
schlep
'n
ame K
Schlo
Haupt
mer u
getren
mit
bedä
abg'
der
mach
nun
platz,
se ge
daß i
losha
geben
ich d
Seel'
zwar
mach
Fun
Bau
mir
dann
wie
der
Free
un u
e H
giti
je w
—
dann

Do reißt se m'r mein Scherm aus der Hand un schbringt mit'm hin zum Bahnschlitte; ich awer geh' e bissel langsamer — 's hot m'r nit gar so arg bressirt — hin zu dem alte Kracher un sag': „Kumme Se, Herr Schuhmacher, ich fibr' Ihne, so lang's eso runnermacht. Hoffentlich hört's bald widder uf! mar sächt jo als: „Strenge Herre regiere nit lang!“

Do schiebt er, ohne was zu sage — viel Redde is jo sein Sach' nit gewest — sein Arm dorch mein un — schdatt mein Gredche, wie ich gehofft hab' — hot sich jeh der Alt' am' mich hinstgedrickt wie 'n nasser Has' un so schlepp' ich 'n dorch Dick un Dinn fort un hab' halt uf mich neistregne losse, daß m'r die Soos (Sauce) unne zu de Lackbissel naußgelosse is.

Nas' wie gebad'ti Mäus — dann 's hot fort-geregnet, so lang mer unnerwegs ware — fin' m'r endlich ankumme in Mannem. Trokdem awer haw' ich g'schwigt wie 'n Präzepter am Brifungsdag, dann an dem alte Hannebambel haw' ich zu schleppe g'halt, wie 'n Rheindampfer ame Kohleschiff. Am Schloß, bei der Hauptwach, hawe mer uns bunenanner getrennt: mein Bas' mit dene zwee Liebespärdcher is rechts abg'schome un ich mit der Familie Schuhmacher geh' gradaus nunner an de Marktplatz, dann do hawe se gewohnt.

Gott sei Dank, daß ich des alt' Viech loshab'! haw' ich gedenkt, wie mer vor'm Haus schdehne — „ich werr' ich doch endlich mein Händche triche: ich hab's, meiner Seel', fauer genug verdient!“

Awer dod'rmit is d'r's halt aach nix gewest un zwar widder — wege dem miserawle Hundsviech.

Kaum hat nämlich die Alt' 's Hausdhor uf-gemacht, so gebt se m'r e Hand vun mindestens zwee Bund Fleisch un sächt: „Gut' Nacht, lieber Herr Bauer, un ich dank' Ihne aach recht schön, daß Se mir un der Gredche Ihne Ihren Scherm gelehnt hawe, dann sunscht wäre mer jo aach so wäsch'nah heemtumme wie mein Mann un Sie selwer!“

„Selwer!“ sächt do des alt' Babelmaul. „Un noch Gens, lieber Herr Bauer,“ fahrt d'rnooch der Bahnschlitte widder fort, „'s werd uns e rechte Freed sein, wann Se uns aach emol die Ehr' schenke un uns b'suche wolle!“

„Wolle!“ sächt der Alt' widder un gebt m'r aach e Hand.

Ich awer sag': „Recht vun Herze gern, wenn Se's gitig'icht erlaawe!“

Dod'rmit wend' ich mich zu der Gredche un meen', se werd m'r jeh endlich aach ihr Balschhändche gewe, — awer do uf eemol freischt se: „Ach Gott, wo is dann der Azorche? Jesses, wo is nor mein Hundche?“

„Ha, wo werd er dann sein?“ sächt do die Alt'.

„Ins Haus neist is er g'schbrunge, wie ich ufgemacht hab'!“

„Neest, Mutter, neest — do mißt ich 'n doch g'sebe hawe,“ jomert jeh die Gredche. „Jesses, wann er am End' in Mundene gebluwe wär!“

„Ah bewahr“, sag' ich do, „ich hab' 'n for ganz gewiß mitsfortgehn un vorausschbrunge sehe!“

„Un grad ewe is er ins Haus neist!“ sächt die Alt'.

„Nost, des will ich glei sehe,“ sächt die Gredche, macht forzer Hand Rehr, schbringt ins Haus un die Schdieg nuf un kreischt alsefort: „Azorche, wo bist du dann? Kumm', mein lieb' Hundche, kumm' — kumm'!“

„Jesses,“ sächt do der Bahnschlitte un schiebt ihren Mann in de Hausgang neist, „mit dem Hundche werd des Nädel noch ganz varrickt!“

„Varrickt!“ sächt noch der alt' Hannebambel, d'rhernoochder schlägt die Did' 's Dhor zu — un mein Händche haw' ich g'halt.

Verdriehlich mach ich mich uf de Heemweg, widder die Breet Schdraß nuf, dann ich hab' selwigs mol noch drowe newe de Runneschul' bei's junge Hubers gewohnt, do — wie ich schon fascht d'r-heem bin — uf eemol hippt (hupft) e Hundche am'm'r nuf.

„E Dunnerwetter,“ dent' ich do, „mar sott' jo grad meene,“

des wär' de Azorche“ — un wie ich recht guck, so is er's aach. „Ei,“ sag' ich do zu 'm, „Azorche, wo schdrolschicht' dann du noch rum? Warum bist du dann nit mitheemgange, du Lumbviech, du miserawligs?“

So sag' ich un will 'm grad 'n Tritt gewe, weil er alsefort noch am' m'r nuffhippt, awer „Neest“ — haw' ich d'rhernoochder gedenkt — „'s is besser, ich flad dir 'm un bring' 'n der Gredche nunner an's Haus, do werd se emol e Freed hawe, wann ich schell' un sag', ich hätt' ihr Azorche g'funne!“

Doch zum gute Glid is m'r noch eing'falle, daß Mutter un Tochter jo aach nas' gewest fin bis uf die Haut un daß se jeh jedenfalls sich auszieche odder gar schon ins Bett gange sein mißte, forzum, daß ich mein Gredche heut' Dwend nit mehr sehe und spreche könn'.

„Neest,“ dent' ich do, „'s allerbestichte werd sein, wann ich des nasse Viech in Gott'sname mitheem nimm: ich will 'm meind'rwege e Bett mache hinnerm Ofte un morge frih bring' ich dann mein Gredche ihren Viebling. D'rhernoochder krieh ich for ganz gewiß e Händche vun 'r un wer weeh — wann ich 'r sag', daß se mein einziger Gedanke is bei Dag un mein Traam bei Nacht — verleicht aach e Rißche — — ach Gott, e Rißche vun ihrem Zukermäulche, o wie sieß muß des sein!“



Hoffentlich hört's bald wieder uf

So den! ich un lod' halt dem dreifige Viech: „Azorche, kumm' mein Hundche! Kumm', du berficht mit — kumm', kumm', mein Azorche!“

Do weddelt er mit 'm Schwänzel, hippt widder am' m'r nuf un geht ganz geern mit, ohne daß ich 'm noch viel gute Wort' hab' gewe misse. Nach wie ich 's Hausdhor uffschlieh', haw' ich 'm nit locke brauche un kaum geht mein Schduwedhir uf — ich hab' grad newe der Hausdhir parterre gewohnt — do is er aach schun drin in der Schdub. Ich mach' Nicht un gud, wo er dann is, do — ich hab' grad gemeent, mich trifft der Schlag — hocht des nasse Viech mitte uf mein frischwerzogene Bett und kraht sich die Fldh' runner.

Do bin ich awer falsch worre. „Azor — du Lumbviech, du verflamm-des,“ kreisch' ich, „gehst de runner — gehst de aageblicklich runner!“

Awer der hat nor geknorrt un die Zäh'n g'fleischt, runnergange is er nit!

„Du sollst doch die Schawe kriech!“ kreisch' ich do widder un lang hist noch 'm for um 'n runnerzuschmeiße, awer jeh macht der Kerl Schnabb! un beißt mich fesch in mein Hand mein.

Do haw' ich mich awer doch fascht nit mehr gekentt vor Zorn. Du sollst doch die Malefizkrant kriech, du Carnali (Canaille), du miserawli!“ kreisch' ich, nimm' mein Rohrschdoc un hau' dem Sauhund emol Geni riwer, daß ich gemeent hab', er mißt alle Biere vun sich schrede un hin un kabut sein. Awer er hot nor ferschterlich zu kreische angsfange un d'rzwischenein mich angebessat, runnergange vun mein Bett is er awer als noch nit.

„Waart' nor, du Besszer, ich dhü' d'r for 's Knorre!“ sag' ich do un hau' 'm halt widder e paar riwer, uf de Kopp, de Bauch un die Veest, forzum wo 's nor hingehet. Jeh hot awer des Hundsviech e Gefrisch un e Ramendo angsfange, daß es nimmer schdn war un — iwer eemol klopp'ts an meiner Dhir un wie ich gud', schdeht mein Hausfrau im Unnerrock un Bettkittel draus un sacht: „Ja, um Gottswille, Herr Bauer, was is denn des for e Gefrisch? Wen hawe Se dann bei Ihne?“

„'n Hund, 'n miserawli!“ sag' ich do, „'n Sauhund, 'n miserawli!“

„Ei, so jage Se 'n doch 'naus!“ sacht se jeh.

„Ja, des is gut sage,“ sag' ich, „awer er geht halt nit — ich hab' 'm schun die beschte Wort gewe!“

„So hawe Se 'm emol e paar feschte runner!“

„Haw' ich aach schun,“ sag' ich widder, „awer 's badd' halt nix: er kreischt nor, geht awer nit emol vum Bett runner!“

„Waaas?“ kreischt se do. „U'm Bett is er? Uf meiner nagelneie gschdebbde Seidefuwert?! Jesses, losse Se mich emol neist, ich werr 'n glei runner-bringe!“

So sacht se un kummt halt rein in ihrem Bettkittel. „Gewe Se Acht, Fraa Huber, er beißt!“ sag' ich noch, do — hot er se schun vorne an der Brust un reißt 'r die ganz halb' Seit' weg, daß die aarm jung' Fraa dog'schbanne is, befortirt — wie for uf de Baal zu gehn.

„Jesses, mein Belziggeeja!“ kreischt se jeh. „Der Kerl macht jo Alles hin un — ach Gott, ach Gott, gute Se norre“ — jomert se d'rhernoochder un leucht' mit ihrem Licht uf die Seidefuwert — „er hot jo Alles versch-weinigelt!“

In Dod verschrocke gud' ich hin un — richtig: Die ganz schdn nagelneie gschdebbt Seidefuwert is voll un — hot g'schdunte wie e ganz' Badderie geruchlose Hinnerlader. „Jesses“ — sag' ich — „'s is jo wahr: Azor, du Sauviech, gehst de jeh runner odder nit!“

„So sag' ich un hau' halt widder druf, wo's histgeht. Do sangt er widder entsechlich zu kreische an, daß 's Gem dorch Mark un Bein geht — runner awer vum Bett is er widder nit.“

„Jesses, höre Se uf!“ — kreischt jeh die Fraa Huber. „Des Lumbviech weckt jo 's aanz Haus uf mit seim Gefrisch un — ach Gott, wie hot er mich zuericht', der abscheulich Hund!“ sacht se d'rhernoochder ganz verschämt, dann jeh erscht bot se gemerkt, daß se uf der linke Seit' nit mehr ganz schickhaft angezoge is. „Jesses, wann mein Mann jeh grad heem-kumme un mich eso sehe dhät — — aus Ihne



Gewe Se Acht, Frau Huber, er beißt.

Ihre Schdub' rauskumme!“

So sacht se un — nix wie naus un fort.

Ich awer hab' gedenkt: „Was sang' ich jeh nor an? Pridel hadde nig bei dem Lumbviech, dann er kreischt nor, daß ich am End' noch 's ganz Haus uf de Hals krieh' eenerseits — un annererseits, wann ich'n aach runnerbringe dhät vun mein Bett, neistliege sönn't ich jo doch nit, wo 's eso arg versaut is: also loß' ich 'n in Gottsname liege, wo er liegt, un ich selwer leg' mich uf mein Kanebee — die Nacht werd jo rumgeh'n!“

So den! ich, schaff' m'r emol vor alle Dinge die nasse Kleider vum Leib, widel' mich in mein Schlof-rod, leg' mich hin uf des hart' Kanebee un bloo' endlich — 's grad Zwölfe gewest — mein Licht aus.

Awer schlofe haw' ich nit gekönn't. Des Lumbviech hot sich die ganz Nacht gekraht un d'rbei gewinselt, daß ich keen Nag' hab' zumache könne. Am Morge awer, wie ich endlich un endlich e bissel Schlof g'funne hab': uf eemol schellt's mörderlich an meiner Schduwedhir, daß ich in alle Höh' fahr'.

Ich schbring uf un geh' d'r hin an die Dhir. Do schdehd e Dienstmädel draus un sacht: „'n schöne Grub' soll ich sage vun der Freele Gredche Schuhmacher un se loht froge, ob Se geschtern Dwend beim Heemgeh'n nit verleicht ihren Azorche g'lese hawe —“

Weiter is se nit kumme, dann kaum hot des Hundsviech

vielh dem Mädel sein Schdimm' g'hört, so fangt er an, ganz vergnügt zu belle, wie wann er sage wollt': „Kumm' nor rein, Christhine odder Sabbine, do bin ich ja!“

Ich hab' aach gar nit nöthig g'hatt, dem Mädel Antwort zu gewe, dann des hot 'n aach an der Schdimm' gekent un kreischt: „Jesses, do drin liegt er jo! Noß, Gottlob un Dank, daß ich 'n g'funne hab': schön seit zwee Schdub' muß ich rumlaafe un muß 'n suche!“

„Jo,“ sag' ich, „er is drin uf mein Bett. Kumm' Se nor rein un hole Se 'n, dann ich hab' 'n — mit de beschte Wort nit runnergebracht!“

„Azorche, kumm' — kumm', mein Hundche!“ sacht se do. Aber mein Azorche hot nur gewinselt, is awer nit kumme. Do is des Mädel reifgange ans Bett un — „Jesses!“ — sacht se — „wie hot der sich usg'fihrt: des is jo schrecklich!“

„Ja,“ sag' ich, „des is freilich schrecklich — awer nemme Se 'n jek nor mit fort: mir folgt er nit!“

„Kumm', Azorche!“ sacht do die Mädel nochemol. Awer widder winselt er nor un schdeht nit uf. „Jesses,“ sacht se do, „ich glaab', er is krank un — kann nit laafe!“

„Sooo?“ sag' ich. „Des wär' schön möglich — awer ich meen' als, 's werd nit so arg' sein: ich hab' 'm halt geschtern Dwend, wie er m'r mein Bett eso ver—saut hot, e bissel hart fladdirt — mit 'm Schdub'. Wann er emol draus is uf der Gass', werd er schön widder schbringe!“

„Neest, neest,“ sacht se do, „er kann for gewiß nit laafe!“

„Noß, dann — wisse Se was?“ — sag' ich jek' — „dann nemme Se 'n halt in Ihne Ihr Körbche neist un — trage Se 'n heem!“

Do hot 'n des Mädel vorfichtig ufgenomme — er hot zwar ganz erschrecklich lamendirt d'rbei — un hot 'n neistgelegt in de Korb.

„Sage Se der Freele Gredche 'n schöne Grub,“ sag' ich noch, „un ich läm' schbäter selwer hin, for — um mich nooch ihrem un 'm Azorche seim Besinde zu erkundige!“

„Ich dank' Ihne, ich will's ausrichte!“ sacht se do un — geht endlich mit dem verflamme Hundsviech.

Ich awer hab' drei Kreuz hinner 'r gemacht un mich nochemol hingelegt uf mein Kanabee un — jek' endlich haw' ich aach noch e Schbindche odder zwee schlose könne.

Am e Uhrer Elfe rum awer geh' ich widder g'schneigelt un fristrit hin zu 's Schuhmachers, for um mein Besuch zu mache un der Gredche zu sage, wie un wo ich ihren Azorche gedroffe hab' un wie m'r's mit 'm gange is. Ich muß sage, ich hab' e bissel Herzlobbe g'hatt for Ufregung, dann — je nooch Umständ' — haw' ich vorg'hatt, meiner Gredche e Bieweserkklärung zu mache un se um des verschbrochene Händche — for 's ganze Lewe zu bitte. Mit dere Absicht geh' ich ins Schuhmachers guti Schdub' — des Mädel, wo Morgens de Azorche bei m'r abg'holt

hot, hot mich neistg'fihrt un g'sagt, die Fraa Schuhmacher wär' noch nit angezoge, awer die Freele Gredche dhät glei kumme — un berntwege, wie ich allein bin, haw' ich g'schwind nochemol die schön Redd' dum „Gedanke bei Dag' un 'm Traam bei Nacht“ for mich herg'sagt, daß ich nit schdedebleiwe sollt', wann ich se halte dhät. Do uf eemol schießt die Gredche in die Schdub' reist wie 'n Drache, ganz ufgeragt un mit dickverschollene rotte Lage un fangt halt, ohne uf mein Grub zu achte, glei mit ere ganz zidbrige Schdimm' an: „So, Herr Bauer, ich hab' wirklich nit gemeent, daß Se sich unnerschdeht dhäte, zu uns zu kumme!“

In Dod verschrode fahr' ich do zurück un wedder die Wand. „Nit?! Ja — vun wege warum — dann nit?!“ schdammel ich. „Ihne Ihre — Herre Eltern — hawe mich doch — geschtern Dwend extra — eist—ge—lade!“

„Das hätte se for ganz gewiß nit gedhan, wenn se gewiß hätte, was ich jek' vun Ihne weeh!“ sacht se jek' ganz giftig.

„Sooo?!“ sag' ich ganz erschtaunt. „Ja — was wisse Se dann vun mir?“

„Daß Sie — Ihne Ihren Name nit mit Unrecht hawe,“ kreischt se do, „daß Sie — 'n Bauer un d'rzu noch 'n rechter grower fin!“

„Awer um Gotteswille — Freele Gredche —“

„Bitte“ — unnerbrecht se mich ganz schnippisch — „ich bin die Frailein Schuhmacher for Ihne!“

„Noß — d'rnoochder also Frailein Schuhmacher, wann 's Ihne so besser g'fallt,“ sag' ich. „Awer was haw' ich denn so Arg's gedhan?“

„Des wisse Se nit?“ kreischt se jek' widder. „Noß, dann will ich's Ihne sage: Sie hawe geschtern Dwend beim Heemgehn meist Viebling, mein armes

Azorche, an Ihne gelockt un mitheemgenomme, nor um 'n d'rheem recht dichtig verschlage zu könne, weil er Ihne — Ihre dreckige alte Hoffe verrisse hot!“

„O, for ganz gewiß nit, Freele Gredche —“

„Bitte, Frailein Schuhmacher!“ fallt se m'r in die Redd'.

„Pardonn, ja, Frailein Schuhmacher!“ sag' ich jek' un schlud' e paarmol, dann der Zorn is m'r endlich g'schdiege bis in de Hals. „Also for 's Erschte, Frailein Schuhmacher, muß ich Ihne sage, daß die Hoffe nit dreckig un alt ware, neest, 's is mein bescht's Paar Sunndagshoffe gewest. For 's Zweete awer sag' ich Ihne, daß ich des Hundel nor dessentwege mitgenomme hab', for um 's — Ihne bringe un e Freed mache zu könne!“

„Ja, vun wege warum hawe Se 's nit gedhan?“ frog't se jek' widder ganz giftig.

„Erchtens — weil ich uf 'm Heemweg keen Scherm g'hatt hab', wie Sie, Frailein Schuhmacher un so wäschnaß, wie ich war, nit noch lang in der Schdadt hab' rumlaafe wolle,“ sag' ich do voller Zorn, „un Zweetens, weil's schon Nachts Elfe gewest is, wo bei



So, Herr Bauer, ich hab' wirklich nit gemeent etc.

Ihne gewiß schon Alles im Bett gelege un g'schlofe hot!"

"O, ich hab' die ganz Nacht keen Nag' zugemacht wege meim arme Azorche, des Sie so arg verchlage hawe, daß es heut' uf keen Beer' mehr schdeh'n kann," sächst se jeh. "Worum dann hawe Se des gedhan, Sie Growian — Sie Flechel, Sie abscheulicher!"

"Des will ich Ihne sage," sag' ich do un denk: jeh sagscht 'r emol did un dinn dein Meenung. "Ich hab's gedhan, weil der Sauhund, wie ich mit 'm in mein Schdub' kumm', glei mit gleiche Fiech' uf mein Bett schbringt!"

"Noñ, nadierlich!" sächst se. "Des is er halt so gewöhnt — er schloft jo jedi Nacht bei mir uf 'm Bett!"

"So?" sag' ich un lach! "Des haw' ich freisch nit gewißt un — hält 's aach nit geglaabt, daß Se — so 'n dreckige Flohbeter als Schlofamerad hawe!"

"Noñ, des kann ich doch halte, wie ich will," sächst se jeh e bissel verlege. "Des geht doch Ihne gar nix an!" "Do hawe Se recht!" sag' ich. "Wege mir könne Se in Zukunft mit 'm Megzder Diem sein große Neufundländer in 's Bett liege — mir is 's egal! Ich aber bin nit gewöhnt, 'n Hund bei m'r im Bett zu hawe, un wie ich kerntwege Ihne Ihren schdinkige Siebling hab' runnerjage wolle, do — hot er mich in die Hand gebisse —"

"So, des g'schieht Ihne recht," sächst se jeh ganz blaß vor Zorn. "Des gunn' ich Ihne!"

"— un do," fahr' ich fort, "haw' ich nadierlich mein Schdock genomme un hab' drufg'haue, wo's hingehet —"

"O, Sie Barbar — Sie Unmensch!" unnerbrecht se mich widder.

"— un weil er trotzdem nor ferchterlich kreischet, awer nit vun meim Bett runnergeht, so hau' ich halt druf, so lang ich mein Arm hab' rihre könne!"

"O, du aarm's, aarm's Hundche" — jomert se jeh — "wärscht du doch d'rheem bei mir un — uf meim Bett gewest!"

"Noñ, Frailein Schuhmacher," sag' ich do, "dann möcht' ich nor, daß er — aach Ihne Ihr Bett so versch—miert un versch—weinigest hätt' wie meins, daß ich d'rhernoochder gar nit hab' neinfliege könne un uf 'm Kannebee hab' schlofe misse!"

"Oooo — des dhut er doch sunscht gar nit!" "Bei mir awer hot er 's gedhan," sag' ich, "un derntwege hoff' ich nor, daß er 's — aach emol bei Ihne dhut, awer gründlich. Adjes, Frailein Schuhmacher!"

"So sag' ich un nix wie nauß zum Tempel, die Schdieg' nunner un fort. —"

E paar Däg d'rnooch hot m'r die Gredche zwar dorch mein Bas' Bawedd sage losse, ich möcht' doch nochemol hinkumme, 's solkt' Alles vergewe un vergesse sein — un se wär' m'r jo doch aach noch e Hand schuldig, awer ich hab' gedenkt: "Neen, Frailein Schuhmacher", ich denk — ich will dein Hand nit, nit emol dein Händche, dann dich haw' ich fenne gelernt am Sunndagmorge. Neen, geb' du dein Händche mit-sammt 'm Fiechche beim Azorche, wann 's bei d'r im Bett liegt: ich verzicht uf die Ehr'!" —

Seid'rher haw' ich keen Bieweswanwablunge mehr kriecht, dann allemol, wann ich verliebde Gedanke un Heiratsidee kriecht hab', haw' ich gedenkt: "Neen, die Mädchen all' sin Kraßberschte — bleib' vun se!"

So bin ich alsefort noch lebbig. Awer Gens freet mich nor, daß aach die Frailein Schuhmacher' keen Mann kriecht hot un nit emol mehr ihr Azorche als

Schlofamerad ins Bett nemme kann, dann des is vorics Zobr verreckt.

Die Schwarz'.

Von Hermine Billinger.

Es war im Jahre 1886; festlich erklangen die Glocken des Freiburger Münsters, begleitet von den unzähligen Glöcklein der kleineren Kirchen im Thale. Heute wollte kein Mensch daheim bleiben; galt es doch, dem lieben Gott zu danken für die endliche Genesung des Fürstensohnes, dessen Leben so lange Zeit in schwerer Gefahr geschwebt hatte. Auf allen Straßen kamen sie daher gezogen, die Landleute der Umgegend, in ihren farbigen Röcken, rothen Westen, fliegenden Haubenbändern und gelben Hüten. Die Fahrenden begrüßten einander mit lustigem Peitschenknall; dazwischen ließen sich Zurufe vernehmen, wie: „Grüßlich Gott,“ — „Mitfohre, Ihr Lütt“, — und „Bleibe vum G'fährt eweg, fappermoscht!“

Nach der Erschöpfung des Gaules zu urtheilen, mochten die paar Leute, welche auf der Höllenthaler Straße einher gefahren kamen, einen ziemlich weiten Weg zurückgelegt haben. Neben dem Bauern, der kutschirte, saß eine alte Frau, die mit feierlich-frohem Gesichtsausdruck in's Weite schaute. Ihre Haube war reich gestickt; um den Hals trug sie ihren Hochzeitschmuck, den sie zwar längst der Schwiegertochter abgegeben, aber an diesem Tage selbst angelegt hatte. Auf dem zweiten Sitze saß die Bäuerin, zwischen Sohn und Tochter, und hinter diesen hochte der Knecht; Alle im schönsten Ruß.

Daß die Familie, welche einsam und hochgelegen wohnte, nicht, wie gewöhnlich, in der Kirche der nächstgelegenen Ortschaft ihre Andacht verrichtete, lag an dem Wunder, welches der liebe Gott durch die Vermittelung der Großmutter gewirkt hatte, und wofür man ihm einen Staatsbesuch in seinem Münster schuldig zu sein glaubte.

„Schwiget still,“ hatte die Großmutter zu den Ibrigen gesagt, „und holtet's Mul; wem's Gott im Schloß git, der müß nit großthü, — viel Ehr' macht numme Schmerz.“

Zur Zeit nämlich, als über des Fürstensohnes Ergehen gerade die schlimmsten Nachrichten einliefen, die der Bauer aus dem nahen Orte heim zu bringen pflegte, hatte die Großmutter einen Traum; und zwar träumte ihr, der Kranke, von dem zu jeder Tageszeit die Rede war, werde gesund von der Bräute ihres schwarzen Liebeshuhnes. Voll freudigen Eifers theilte sie den Ibrigen den wunderbaren Wink von oben mit und verlangte, daß sich einer der Männer sofort aufmache und das Fuhr in die Residenz bringe.

Der Bauer erwiderte kein Wort auf den Vorschlag der Mutter, sondern schüttelte den Kopf mit einer Bewegung der Hand, als wollte er sagen: „Unsinn!“

Der Enkel, welcher mit der Schwester den Hochzeits-Festlichkeiten des jungen Fürstenpaares beigewohnt hatte, bedachte sich eine Weile und meinte dann, sich hinter den Ohren kratzend:

„Sie wäret mi uslache, wan i das Dier uspack!“

„Ihr hänt halt der Glaube nüt,“ erklärte die Großmutter. „Die Träum' chummet vum Himmel; mit sidene Fäd webt sie de Muettergottes am güldene Webstuhl und schnidet si abe. Wan Ihr nüt goht, gang i!“

Und da half kein Ab-rathen, kein Bitten und kein Bangemachen, die Alte blieb fest. Der Bauer sagte ihr nicht einmal „B'hütet Gott“, so zornig war er über das ihm höchst ungehörig erscheinende Vorhaben der Mutter. „Wan's no öbbe (wenigstens) e Gizeli gfi wär,“ meinte er, „aber e so an alli Huhn . . .“

Der Enkel ließ sich erweichen und fuhr die Großmutter nach Freiburg an die Bahn; er half ihr in den Wagen und schob ihr den Korb nach, in welchem sich außer der „Schwarzen“ eine ansehnliche Weggehrung befand. Als die Alte davonfuhr, war dem jungen Menschen recht übel zu Muth, so daß er sich, zu Hause wieder angelangt, auf die Ofenbank warf und kein Wort sprach. Der Bauer dagegen stand den ganzen Tag vor der Thür und schaute den Himmel an, an dem ein paar dunkle Wolken aufstiegen.

Früh am Nachmittag spannte der Enkel schon wieder an, um mit Mutter und Schwester die Großmutter von der Bahn abzuholen. Sie kam aber erst mit dem Abendzuge, aus dem sie der Schaffner sammt ihrem Korbe sorgfältig auslud, denn sie hatte geschlafen. Jetzt kam auch der Bauer auf dem Leiterwagen eines Nachbars an-

gefahren, nachdem er doch vorher sich hoch und heilig verschworen hatte, sich nicht im Geringsten um die eigenwillige Alte zu kümmern. Als sie nun aber die Großmutter in ihrer Mitte hatten, athmeten Alle erleichtert auf, und ihre Neugierde, von dem Unternehmen zu hören, machte sich in einem Durcheinander von Fragen Luft.

„G'föhre,“ begann die Alte, „G'föhre hani keini g'funde, wo i au nag'luegt ha. Da war der Her Condoctor, der isch immer am Fenster g'fi u hat mit mer g'redt uf e so e g'meini Art, daß i mi nüt g'nüg ha b'im bedanke chönne. Der het mer g'seit: ‚Sez, Fra, iez stiegener us; Ihr sin anchumme.‘ E Her het mer der Weg in's Schloß g'wisse, 's isch immer gradus, i wollt'n gli wieder finde. Durt han i mi wieder an Ein g'wendt; sel war e so e schöne Ma, as wie 'ne Gros, u wan i nüt so vo mim Ustrog ing'nomme g'fi wär, i het mer bi Gott e bigeli g'föcht, 'ne anz'rede, so schöni Quästli het er an sim Stacke g'hett. ‚Her,‘ sag i zuenem, isch's verlaubt, i möt zum Erbprinze. i cha 'nem helfe.‘ — ‚Des goht nüt, Fra,‘ seit er. — ‚De,‘ sagi, ‚do lose Sie mi mintwege zum Landesvadder.‘ — ‚Des goht au nüt,‘ seit er. — ‚Do bin i aber falsch wore: Was meinener au, chummi echter do abe for nient? Bi miner Seel,“

Und do stand i und do bleib i!

Her, i gang nüt vom Platz e weg, as i mi Sach' usg'richt ha, u do standi, u do blibi! Endli, — mer hän no e Langs u e Breits z'sameg'redt, — isch er gange, u 's het numme e kleini Wil duert, chummt er wieder u holt mi.“

„Gelt aber, 's Schloß isch au schön!“ meinte die Enkelin.

„I han nient g'fehn u nit denkt, as: wan's numme was hilft mit'm Huhn, — wan se numme g'scheidt sin u an unserm Herget si Fingerzeig glaubet! Sunst war mer Allis glich. De Her het mi in e Düre g'wiese, u wieni uslueg, stand i vor unserm Landesvadder. O Her Jesis au,



isch des e Truer u e Schmerz g'it in sim liebe G'sicht! Fascht wär mer 's Hüle Humme, aber i han mi z'fameg'numme. „I ha 'nem helfe, han i g'schrie, i ha träumt, daß er, wan er e Suppe vo mim schwarze Huhn ißt, g'sund werd. U wendli riß i mi Zeinli uf u holt'm die Schwarz füri: „Do isch se, — do hän er se!“ U nüt g'rüehet hani, u das Malefiz-Dier hat e so ihü, als wie am Messer, bis se endli der Landesvadder g'numme het. Und versproche het er mer's in d'Hand nin, der Erbprinz chriegt si Suppe! U iez passet uf, 'sisch'm g'hulfe, iez ward's guet, u unserm Herget sei Lob u Dank davor. Amen!“

Die Anderen stimmten damals noch nicht in den Jubel mit ein, aber nachdenklicher wurden sie von Tag zu Tag, als plötzlich die Nachrichten über des hohen Kranken Befinden angingen, besser und besser zu lauten. Und als der Bauer eines Tages im Orte drunten die Anzeige vom Dankes-Gottesdienst für die Genesung des Fürstsohnes las, da eilte der phlegmatische Mann den Berg hinauf, wie 's seit seinen Bubenzahren nicht mehr geschehen war. Athemlos, dunkelroth von der Anstrengung, trat er bei den Seinen ein; um den Kizel im Halse los zu werden, schlug er erst, einen tüchtigen Fluch ausstosend, auf den Tisch, dann verkündete er: „S'isch Allis guet, — er isch über'm Grab', — die Schwarz' hat g'hulfe! Jez aber lost, Ihr Rütt, — am Sunntig goht's uf Friburg, des losimer nüt nehme! Mir müesse unser Bergelt's Gott im Münster sprechen, mir z'allerercht, bi Gott! Und fappermoscht no amol, i lok' mi ebbis koschte!“

Beim Schwabenthor im Bären stieg die Familie ab. Heller Sonnenglanz lag über der lieblichen Dreisam-Stadt, durch die Gassen wogte ein buntes Durcheinander festlicher Stadt- und Landestrachten. Der Bauer, die Mutter an der Hand, schaffte sich Platz, ohne viel Umstände zu machen; sie drängten sich durch die Menschenmasse auf dem Münsterplatz und verschnaufsten ein wenig in der Vorhalle. Im Dome ruhte der Bauer nicht, bis er die Mutter vornan in der ersten Bank untergebracht hatte.

„Als z'fameg'rucht, do g'hört se hin,“ erklärte er mit einer Ausdauer, daß schließlich Jeder davon überzeugt war und sein Möglichstes that.

Die Alte war ganz hingerissen von der Herrlichkeit des Hochamtes, den prächtigen, goldgestickten Gewändern der hohen Geistlichkeit, den unzähligen Ministranten, die kamen und gingen und ihre Weihrauchfessel schwingen. Mit dem Lichte der vielen Kerzen vermischten sich die zu den farbigen Bogenfenstern hereindringenden

Sonnenstrahlen, und zu all dem Glanze gefellte sich noch das aus Hunderten von Herzen kommende Gefühl gemeinsamer Freudigkeit.

Als aber das Dankesgebet auf der Kanzel gesprochen wurde, und der geistliche Herr hinzufügte, wie gewiß die innigen Gebete der vielen Landesfinder nicht wenig dazu beigetragen hätten, dem hohen Kranken zur Wiedergenesung zu verhelfen, da stieß die alte Frau den Sohn, der neben ihr stand, mit einem verschnitzten Lächeln an und legte, ohne ein Wort zu sagen, den Finger auf den Mund.

Zum goldenen Adler.

Eine Erzählung aus der Rheinpfalz.

Im goldenen Adler war Tanzmusik. Den ganzen Nachmittag schütterte der Tanzboden und quidten und quinquilrten die Geigen und Flöten. Die Jugend von Breiten-Bergs „hopfte“ im großen Saale und die Alten saßen in der Wirthsstube vornen, pafften ihre „Kloben“ und tranken ihr „Schöppche Wein“. Viele standen auch unter der Tbüre des Tanzsaales oder saßen auf den Bänken drinnen und schäkerten und lachten mit den Jungen. Es war ein Gesumm und Gebumm durch alle Stuben wie von einem Bienen-schwarm. In der Küche briet und schmorte und brozelte es, das ganze Haus roch nach Braten und Kuchen, denn es gab gar viele hungrige Mäuler zu stopfen und noch mehr durstige Kehlen zu tränken. Marie, des Adlerwirths Nichte, hatte alle Hände voll zu thun, mit Hin- und Hertragen, mit Einschenken und Beiholen, so daß kaum Zeit blieb, bisweilen mit einem der Gäste ein paar Worte zu wechseln. Sauber und appetitlich sah sie aus in ihrem lichtblauen Kleide, mit ihren festen Blondböpfen über dem häßlichen, rofigen Gesicht. Sie war groß und schlank und slink. Daß ihr die Arbeit nur so von der Hand flog, mußten ihr selbst ihre Kleider lassen und solche hatte sie, besonders unter den Mädchen. Munkelt man doch davon, daß der Adlerwirth die Waise als Kind angenommen und sein Vermögen zur Hälfte ihr und zur Hälfte seinem Sohne vermachte habe. Daran schien nun freilich etwas Wahres zu sein, denn Marie war schon als zwölfjähriges Kind in das Haus gekommen und ward gehalten wie die eigene Tochter. Die Breitenberger wußten aber eigentlich noch mehr: Der Alte wollte die Marie zur Sohnestochter haben, aber der Schorsch wollte sie nicht.

Ueber das Warum machten sich die Breitenberger weiter keine Gedanken, aber heute erschien der Grund hiefür Allen völlig klar. Zum Tanz war ein Mädchen aus der Stadt mit ihrer Mutter gekommen, ein schwarzes, fixes, lustiges Ding, mit dem tanzte der Schorsch den ganzen Tag schon und es sah gar nicht aus, als ob er sie erst von heute kenne. Dem gichtbrüchigen Alten mußte dies auch schon aufgefallen sein, denn er humpelte mit seinem härbeißigen Gesicht in der Wirthschaft herum. Aber freilich war dies gerade kein Wunder, denn er hatte Schmerzen zum Schreien und gehörte eigentlich ins Bett. Aber dies war ja heute ganz und gar unmöglich. Er mußte ja überall nachsehen, denn der Schorsch, der den ganzen Tag schon auf dem Tanzboden herumlungerte, kümmernte sich rein um gar nichts! Der Zorn stieg dem Adlerwirth zu Kopf und er schob sein schwarzes Käppchen von einem

Ohr zum andern. Wiederholt hatte er probirt, den Schorsch von der Stadtdame loszubekommen, aber er war ihm immer wieder ausgeriffen. Das ärgerte nun den Alten mit seinen lahmen Beinen! Alles plagte sich halb zu todt und der tanzte, schäferle und ließ unsern Herrgott einen guten Mann sein! Dabei aß und trank er, was ihm schmeckte und fühlte sich äußerst wohl dabei! Das paßte sich nicht für den künftigen Adlerwirth! War denn er selbst jemals so? Oder die Mutter? Oder die Marie? Wie er noch ordentlich fort konnte, da ging alles wie am Schnürchen, er war überall hintendran, gerade so wie die alte, tränkliche Mutter, die heute den ganzen Tag schon am Herde stand und vor Hitze schier verbriet. Und erst die Marie! Ja die! Wenn die nicht gewesen wäre!

Überall war sie. Vom Keller flog sie in die Küche, vom Wirthszimmer in die Schenke, vom Tanzboden in die Speisekammer. Alles wußte sie, alles sah sie, an alles dachte sie, alles machte sie, ein Staatsmädchel. Er sah ihr nach, wie sie so unter den Geschäften herumging, wie sie Keinen über sah, Jedem freundlich zulachte — und es war ihr doch bei Gott nicht drum heute, er wußte es wohl. Es war eine dumme Geschichte, daß der Schorsch gar nichts von dem Mädchen wissen wollte!

Der Alte kratzte sich am Kopfe, er wollte seinem Sohn die Gedanken an das Stadtfraulein schon austreiben. Die wäre so die richtige, künftige Adlerwirthin gewesen, die mit ihren Seidenfächchen und Badschuhen! Wie die sich wohl ausgenommen hätte auf dem Felde und im Stall! Der Adlerwirthin durfte keine Arbeit zu gering sein; bei ihnen hieß es schaffen und sich rühren, wenn sie oben bleiben wollten! Deshalb war es ein wahres Glück, daß sie die Marie hatten und deshalb hatte er diese seinem Sohne zum Weibe auszuwählen. O, wenn er sie doch nur gewollt hätte!

„Die Marie ist nicht mit Gold zu bezahlen, ich hab's schon oft gesagt und meine Frau sagt's auch,“ redete er den alten Sägmüller an, zu dem er sich in die Ecke setzte. Es saßen auch noch ein paar Bauern dabei, die es auch hörten, und die nickten beständig, wie der Sägmüller.

„Ihr habt Gott's Lohn an ihr, daß Ihr sie genommen habt, als ein Waisenkind!“ meinte derselbe.

„Die lohnt's schon selber, Sägmüller. Wir haben 'r noch kein böß Wort zu gewo gebraucht, 's is gewiß und wahrhaftig wahr!“

„Die muß auf den Adler! meinte der Sägmüller wieder und blinzelte mit den Neuglein.“

„Wann's Gott's Wille wär!“

„Un Eurer, Adlerwirth!“

„Meiner is, das kann ich Euch sagen.“

„Nachher fehlt's wo anders, Adlerwirth.“

„Es wird wohl so sein, Sägmüller! — Was is Marie?“ fragte er sodann das herangefommene Mädchen. Sie flüsterte ihm etwas in's Ohr.

„Was, den feine Wein? brauste er auf, nein, do wird nix draus!“

Und Marie flüsterte ihm wieder etwas zu.

„Was? Er hot's nur den fremden Leuten gesagt? Ist mir egal, er kriegt'n nit.“

„Aber Onkel, er hat den Wein doch bei mir bestellt, und er weiß, daß noch im Keller liegt, und die Fremden haben es gehört, geben Sie mir doch den Schlüssel!“

„Ich verließ' Dich nit, Mädel! Sag ihm, der Vater gibt keinen her, Punktum!“

„Des kann ich doch nicht und das thun Sie auch nicht Onkel, schon wegen de Gäscht nit.“

„Er hot getrunke genug!“

„Es 's awer for die Fremde!“



Und Marie flüsterte ihm wieder etwas zu.

Der Adlerwirth dachte einen Augenblick nach, dann sprach er bedächtig: „Gäscht Du 'n bisher alles allein gebracht?“

„Ja.“

„So? Da hoscht de Schlüssel, hol die Fleisch, aber schütt 'm de Wein in's Gesicht!“ schrie der Alte in plötzlich ausbrechendem Zorn.

Marie rannte weg mit dem Schlüssel. Der Adlerwirth aber erhob sich. Jetzt will ich emol gucke, wie die G'schicht is, sagte er. Stöhnend und ächzend hinkte er durch die Reihen der Gäste dem Tanzsaal zu. Manch Einer schrie ihm scherzend nach: „Wohin Adlerwirth so im Galopp?“ oder: „spring doch nit so schnell, überhuddl dich nit, nur langsam!“ aber er hörte nicht auf die Wiße, mit zornigem Kopf drückte er sich durch die Leute.

„Do is was nit sauber, glaubst's? Do gibt's heut noch was! Er hat feiß böß Rapp uff!“ meinte der Sägmüller zum alten Rothhöfer nebedran und machte pfiffig ein Neuglein dazu.

Der nickte mit seinem Glaskopf: „Allemol,“ sagte er. Er war kein Freund vom vielen Reden und nur

bie und da gab er ein Wort drein und dann gewöhnlich eins, das nicht paßte.

Im Tanzsaal war eben Pause. Die Mädchen saßen plaudernd auf den Bänken, steckten die Köpfe zusammen und lüchelten. Besonders eifrig war des Sägmüllers Lisbeth; ihr stand der Mund keinen Augenblick still, besonders auf Schorsch hatte sie es heute abgesehen und wohl schon zum zehntenmal sagte sie zu Rothhöfers Rätchen: „Such norr den Schorsch an!“

„Der thut heut auch nit, wies der Alt hawe will,“ antwortete diese.

„Wer is denn des fremde Mädche?“ fragte eine Andere.

„Ei, ich weiß nit,“ antwortete Rätchen, „aus der Stadt is se.“

„Des sehe ich aach, do brauch ich Dich nit dazu,“ erwiderte die Andere spitz.

„Der Schorsch soll heimlich versproche mit'r sein!“ flüsterte Rätchen.

„Jo, warum nit gar!“ lachte Lisbeth, „der traut sich so was! Dem wollt' sein Alter! Gud', allweil kummt er der Adlerwirth! Au, macht der e G'sicht!“

Der Adlerwirth trat unter die Thüre und suchte seinen Sohn. Richtig, dort in der Ecke sah er ja, an dem einzigen Tische im Vokal, neben der Musik. Dort war weiß gedeckt und in der Mitte stand ein hoher Blumenstrauß und rechts und links Berge von Kuchen. Oben lief Marie an ihm vorbei, ein Tablett mit Gläsern und eine Flasche Wein tragend.

„Wer hot denn des angeordnet!“ fragte sie der Alte, als sie vorüberging.

„Was?“ fragte sie eifrig, „schon wieder im Gehen.“

„Den Blumenstrauß do bräbe und den viele Küche!“

Der Schorsch hot's so hawe wolle!“ entgegnete sie und fort war sie wie der Wind und mit ihrem Brett bei den Gästen. Sie wollte es auf den Tisch setzen, rief aber an den in einem Wasserglas stehenden Strauß, er fiel um und das Wasser floß auf das Kleid des jungen Mädchens. Kreischend sprang es auf und Schorsch rief Marie wüthend zu: „Hosch de denn teer Nage im Kopp?!“ Ruhig, aber mit zitternden Lippen bat sie um Entschuldigung: „Es thut mir sehr leid, mein Fräulein“, sprach sie, „ich bitte, meine Ungeschicklichkeit zu verzeihen!“ Mit diesen Worten ergriff sie eine Serviette, um der jungen Dame das Kleid abzutrocknen. Doch diese erwiderte spitz: „Das näht jezt auch nichts mehr, das Kleid ist kaput, dem Ihrigen hätt's freilich nichts geschadet!“

„Meinem nicht, da haben Sie recht, ich bitte nochmals um Entschuldigung!“ erwiderte Marie in aller Ruhe. Da stand plötzlich der Adlerwirth neben ihr: „Wenn dem Fräulein sein Kleid ruinirt ist, so zahl ich's“, sagte er, „ich will nicht, daß meine Nichte Unannehmlichkeiten kriegt!“

Da aber waren sowohl Mutter als Tochter wie umgewendete Handschuhe. Lächelnd lehnten sie dies Anerbieten ab und luden den Alten ein, sich zu ihnen zu setzen. Aber der Adlerwirth küßte nur sein Rädchen ein ganz klein wenig, trollte wortlos ab und stellte sich in der Nähe auf. Die zwei Damen dagegen und Schorsch blieben mit etwas dummen Gesichtern sitzen. Da begann der Tanz und Schorsch stand auf und verbeugte sich vor dem jungen Mädchen, aber der Vater kam ihm zuvor.

„Entschuldigen Sie, Fräulein,“ sagte er, „mein Sohn kann jezt nicht tanzen, er hat den ganzen Tag nicht an's Geschäft gedacht und muß jezt dran denken. Meine Nichte soll ein wenig tanzen, denn so ist es Brauch bei uns im Dorf; die Tochter vom Haus muß

auch mit den Gästen tanzen. Entschuldigen Sie also und lassen sie sich den Wein und den Kuchen gut schmecken.“

Schorsch war bass. Im ersten Augenblick wollte er zornig auffahren, da aber sah er das blaurothe Gesicht seines Vaters und besann sich. Er biß sich auf die Lippen und trat mit einer kurzen Verbeugung zurück. „Entschuldigen die Damen, ich werd bald zurück sein.“

„Ich werd' Dir das Baldzurücksein schon verreiben!“ knurrte der Alte hinter ihm drein. Schorsch schoß durch die Beute und geradewegs in die Küche, wo er Marie hatte verschwinden sehen. Die Adlerwirthin machte sofort die Thüre hinter ihm zu, denn Schorsch zitterte vor Zorn; als aber der Alte auch nachgehinkt kam, schickte sie Marie und alles Gefinde hinaus, denn — sie ahnte, was jezt kommen würde. Die an der Thüre horchten, versicherten später, daß der Alte getobt und gerettet hätte, wie schon lang nimmer. Gini,e behaupteten sogar, daß es drinnen bedenklich „gepatst“ hätte, so wie wenn Handfläche und Wade sich berührten. Mochte dies nun auch übertrieben sein, Thatsache war, daß es sehr stürmisch zuging, daß die alte Wirthin gleich nachher sich ins Bett legen mußte und Schorsch alsbald in Wirthschaft und Keller nachschaute. Marie aber war für eine Stunde verschwunden und kam erst dann mit gerötheten Augen wieder zum Vorschein, um dem Adlerwirth zum Tanzsaal zu folgen. Dort hatte man mittlerweile die Lichter angezündet, so daß die Laubkränze mit ihren Gold-Papierrosellen und die langen, farbigen Papierketten, die von den Wänden herunterhingen, im Glanz der vielen Kerzen und Lampen förmlich schimmerten. Dies aber war der Stolz des Adlerwirths; wenn bei ihm getanzt wurde, mußte es schöner sein wie in der „Post“: Kränze mußten her und Guirlanden und mit Licht durfte auch nicht gespart werden. Darum lief auch Alles zu ihm, besonders die jungen Burken — der Marie wegen. Keiner war ihr zu gering, einem Jeden brachte sie ihr Glas mit dem gleich freundlichen Gesicht und mit Jedem tanzte sie. Keiner jedoch wagte gegen sie ein freieres oder unpassendes Wort.

„Die Marie ist streng“, sagten sie, „aber sie is gut un leutselig!“

Auch heute ging's gleich an mit dem Tanzen, Jeder wollte der Erste sein. Marie hatte sich anfänglich geweigert, aber der Onkel wollte es durchaus! „Du bist mir die Tochter vom Haus und die muß mit den Gästen tanzen.“ So tanzte sie halt ein paar Touren. Vergnügen machte es ihr keines. Sie lachte und wußte nicht warum, sie schwächte und wußte nicht was. Am liebsten wäre sie wieder hineingelaufen ins Wirthszimmer und hätte die Gäste bedient, da wären ihr doch die trüben Gedanken vergangen, die sie unwillkürlich erfaßt hatten.

Auf einmal stand der Onkel neben ihr und hinter ihm Schorsch. „So jezt tanz Du mit'm Schorsch!“ kommandirte er.

Schorsch machte ein ziemlich sauerdöpfisches Gesicht, alle Leute schauten nach ihnen, Marie fühlte es, wie sie zum Tanz mit ihm antrat. Alles zischelte und steckte die Köpfe zusammen.

„Sei mir nit böß, Schorsch, daß ich so ungeschickt war“, sagte sie unter dem Tanzen zu ihm. „Ich habe gewiß nix darfor gekonnt!“

„Ach was!“ entgegnete er mürrisch. „Bei jemand Anderem hätt'st de wenigstens mehr Acht gegeben!“

Marie wurde roth und hatte eine scharfe Antwort auf der Zunge, aber sie unterdrückte sie.

„Warum bist Du immer so hastig mit mir?“ fragte sie ihn leise.

„Ach was! Ich hab' ja kein Recht mehr im Haus!“ sprach er zornig. „Immer heißt's nur Marie, Marie.“ Was Du thust, das wird gelobt, und freilich — Du schaffst auch immer drauf los wie verrückt. Aber ich weiß auch wohl, warum Du's thust und — wo Du 'naus willst, — aber 's wird nig drauß, for ganz gewiß nig!“

Marie hörte auf zu tanzen. „Du bist aufgehekt, ich will nimmer weiter reden mit Dir,“ damit ging sie von ihm weg, sie war ganz weiß geworden im Gesicht. Schorsch war froh, daß sie gegangen war. Heimlich lachend schritt er wieder an den Tisch der Fremden, das Mädchen begrüßte ihn kurz und schnippisch.

„Haben Sie jetzt genug mit der Kellnerin getanzt?“ frug sie ihn halblaut mit leicht erkennbarem Aerger.

„Sie wissen, daß das Mädchen keine Kellnerin ist.“

„Nun dann, das Fräulein Cousine mit der Kellnerinnenschürze — oder etwa gar das Fräulein Braut?“ — fragte sie spöttisch lachend.

„Ich verstehe solche Spässe nicht und es wäre mir lieber, nimmer darüber zu reden.“

„Wie galant! Zuerst wird man sitzen gelassen und — dann wird Einem das Reden verboten.“

„Ich verbiete nichts; wenn's Ihnen Vergnügen macht, so reden Sie nur weiter, mir aber werden Sie gestatten, zu gehen!“

Nun zog das Fräulein andere Saiten auf. Sie schmolte und wisperte ihm wieder heimlich zu, wie wenn es die Mutter nicht hören dürfe: „Geh, Du streitest auch immer tort, ich hab' Dir doch nichts gethan. Du bist wegelaufen und — es that mir doch so weh, wie Dein Vater gegen mich war. Doch darüber sagst Du kein Wort!“

„Glaubst Du, mich hat es gefreut?“ entgegnete er bitter lachend. „Könntest auch anders mit mir sein!“

„Du hast Recht, Schorsch, aber ich bin auch zornig gewesen, trag mir's nicht nach!“ Schorsch schüttelte den Kopf und sah in ihre dunklen Augen: „Ich bin Dir nicht böös, Elise,“ sagte er, „ich kann's nicht sein!“

„Wenn Du mich so angeekelt mit Deinen schwarzen Augen —“

„Blau sind auch schön!“ neckte sie.

„Hör auf, ich will nichts wissen von den blauen!“

„Jetzt gehen wir auch wieder tanzen, gelt Schorsch?“

„Ich hab's dem Vater versprochen, ich komme gleich in die Wirtschaft, — ich kann nicht, Elise.“

„Nur einen, einen einzigen!“ Sie schaute ihn bittend an, doch Schorsch zögerte gleichwohl noch. Doch nur einen Augenblick, dann aber legte er den Arm um sie. Ein Tanz war ja gleich herum, und der Alte war nicht da.

Der Alte war aber doch da. Er stand hinter einem Tannenbaum und sah die zwei gerade auf sich zutanzten.

Er stieß einen Fluch aus: „Schorsch!“ schrie er ihm entgegen, „Schorsch!“

Aber Schorsch that, als hätte er nichts gehört und tanzte ruhig weiter.

Da hob der Adlerwirth grimmig den Stock und bau! stieß er gegen eine Petroleumlampe. Da lag sie und lichterloh flammte das Feuer auf. Im Nu ergriff es die Papierketten, wie eine Schlange kroch die Flamme an ihnen und den Verzierungen der Kränze entlang. Niemand dachte zuerst an's Böschen. Alles drängte dem Ausgang zu, in dichten Knäueln stauten sich Alt und Jung — Männer und Frauen — an den Thüren und schrieten und heulten vor Aufregung und Furcht, und es qualmte und brannte weiter. Die Musikanten spielten im Anfang noch, bis sie das



Sie schleppten ihn zum Brunnen hinaus in den Hof.

Geschrei und den Tumult hörten und selbst schreiend vom Podium heruntersprangen. Schon brannte der Boden und ein dicker Qualm zog durch's Haus. Einige Männer hatten versucht, die Flammen mit Bier zu löschen, Krug um Krug schütteten sie hin, aber wenn sie's hier erstickten, schlug es dort wieder lichterloh empor und leckte mit spitzen Zungen weiter und immer weiter. Jetzt brannten die Fensterrahmen, die Vorhänge und — „Feuer! Feuer!“ gellte es im Hausgang. „Feuer!“ schrie es auf der Straße und „Wasser! Wasser!“ rief man draußen in wirrem Durcheinander. Und die Flamme fraß weiter und wurde immer größer und noch war kein Wasser da, noch kam keine Spritze an, noch sah Alles rathlos zu, wie das Feuer immer mehr um sich griff. Niemand war da, der ihm wehrte. Der Adlerwirth war wie gelähmt am Thürpfosten gestanden; er konnte sich nicht rühren und stand und starre in die Flammen, bis ihn der Sägmüller und der Rothhölzer mit Gewalt wegbrachten. Sie schleppten ihn zum Brunnen hinaus in den Hof, sie spritzten ihm Wasser ins Gesicht, denn er war fast bewußtlos; vorsichtig ließen sie ihn auf den Brunnenrand nieder. Sein erstes Wort, als er wieder zu sich kam, war: „Wo

ist die Mutter? Um Gotteswillen, sie ist ins obere Stockwerk, ins Schlafzimmer gegangen!" Und mit aller Gewalt wollte er ins brennende Haus zurück. Aber er kam nicht vom Fleck; seine Füße waren lahm, ohne Gefühl, trost- und hilflos blieb er sitzen.

"Ach Gott, ach Gott! Das auch noch!" rief er. "Sägmüller, ich kann nimmer gehen, keinen Schritt!" wimmerte er. "Seht doch nach der Mutter, ich bitt Euch! Wo ist der Schorsch, wo ist die Marie? Und die Feuerwehr, wo ist die Feuerwehr? Geht denn niemand d'rum? Lauft, lauft, um Gotteswillen, Alles verbrennt ja!"

In breiten, schwarzgrauen Schwaden qualmte es zu den vier Fenstern heraus, dann wieder zuckte eine einzige große Flamme daraus hervor, zuckte auf, verschwand wieder und stieg dann plötzlich hoch, bis übers erste Stockwerk empor. Und das Knistern und Knatzen und Krachen des Holzes hörte man mit schredlicher Deutlichkeit im Hof. Der Sägmüller und der Nothhölzer liefen fort: "Bleib ruhig sitzen, wir kommen schon wieder", schrie der Sägmüller noch zurück. Da saß der Adlerwirth allein auf seinem Brunnentroge, gegen das Rohr gelehnt, und konnte sich nicht rühren und mußte zusehen, wie sein Haus abbrannte, war so nah und konnte nicht helfen und Niemand sah ihn in der Dunkelheit. In einiger Entfernung liefen wohl Leute vorbei, aber sie hörten ihn nicht, wenn er rief und die meisten standen auf der Straße, wo das Feuer jetzt in hellen hohen Garben in die Höhe schlug. Da plötzlich hörte er ein Zischen und Brausen: schwere, weiße Dampfwolken wälzten sich aus den Flammen, die sich zusammendrückten und wieder aufzüngelten, bis wieder ein Wasserstrahl mit Zischen und Brausen in die rolhe Höhe fuhr. Endlich die Feuerwehr! Der Adlerwirth sah alles, er hörte das Schreien, das Gewir der vielen Stimmen, das Gerenn, die hellen Rufe, die Kommandos. So saß er bis um Mitternacht, durchschauert und durchkältet; ein rauher, regenseuchter Wind war erwacht, es schüttelte ihn vor Kälte. Endlich kamen der Sägmüller und der Nothhölzer zurück, um ihn fortzuführen. Aber nur mühsam gelang es ihnen, denn er mußte mehr getragen wie geführt werden, und so brachten sie ihn in des Sägmüllers Haus, das nicht weit entfernt war.

"Wo ist die Mutter?" war wieder seine erste Frage.

"Gut untergebracht!"

"Und die Marie?"

"Bei der Mutter."

"Gott sei Dank! — Und der Schorsch?"

"Er wird Löschern helfen."

"Und 's Vieh, und 's Silber, und mein Pelzrock und der Mutter ihr Brautkleid?" Alles wollte er wissen und um alles klagte und jammerte er, bis sie ihn glücklich im Bett hatten, in des Sägmüllers guter Stube. Da saß dann die schwerhörige Frau des Sägmüllers neben ihm und gab auf alles, was er fragte, verkehrte Antworten, denn die andern waren alle wieder fort. Er lag und stöhnte und sah den rothen Widerschein des Feuers an der Decke, sah das Aufzucken der Flammen, hörte die Glocken läuten und die Feuer-signale gellen und das dumpfe Rasseln der Feuerspritzen, die von andern Orten herbeikamen, das eilige Laufen und Sprechen in den Straßen. Die Frau neben ihm jammerte von Zeit zu Zeit: "Ach Gott, ach Gott! Adlerwirth, das Unglück! Du lieber Herrgott behüt' uns!" Sie saß immer mit gefalteten Händen, wie betend, und nur wenn die Flammen wieder in die Höhe schlugen, murmelte sie ihr: "Des Unglück, des Unglück!"

Als der Morgen kam, schien das Feuer endlich gelöscht; der Lärm verstummte und der Adlerwirth hörte, wie Leute heimkehrten. Es mußte ein kühler Morgen sein, die Fenster-scheiben waren angelaufen und es froz ihn unter der dicken Federdecke. Schlafen konnte er nicht; stets lauschte er, ob denn noch immer seines seiner Angehörigen käme, nach ihm zu sehen und ihm Nachricht zu bringen.

Endlich ein eilender Schritt, ein Klinken an der Hausthüre, ein Schürfen im Flur: "Marie!" schrie der Adlerwirth. Da saß sie schon neben ihm am Bett und hatte seine Hände gefaßt. Aber wie sah sie aus! Wie um zehn Jahre älter, bleich und tummervoll, das Haar wirre, die Hände zerschunden!

"Marie — die Mutter?" frug er hastig.

Die Mutter ist beim Lehrer, Onkel. Sie hat sich so viel geängstigt und ist jetzt nicht ganz wohl. Sie hat den Feuerlärm gehört, wie sie droben im Bett lag und ist im Schreck aus dem Bett gesprungen. Da bin ich zum Glück dazu gekommen und hab' sie angezogen; sie hat nur immerfort geweint wie ein Kind, ich hab' sie geführt und zu Lehrers gebracht, dort ist sie jetzt noch und sie find sehr gut mit ihr."

Daß sie sehr krank geworden sei und man den Doktor hatte holen müssen, verschwieg Marie. Wozu auch hätte sie es sagen sollen? Der Onkel hatte Aufregung genug gehabt.

"Daß Du nit zu mir gekommen bist, die ganz' Nacht!" jammerte er.

"Ich hab wirklich nicht gekonnt, Onkel! 's hat so viel Arbeit gegeben un alles hot — wie 's halt so geht — den Kopf verlore g'hatt! Ich hab' nur immer wieder bringen müssen, die Deut' hätten sonst alles liege lassen, 's Silber und 's Vieh und die Papiere. Denke Se nor, Onkel, der Knecht, der Peter, is wie verrückt rumgeloße und hat alsefort was rette wolle; zulezt do hat er Ihne Ihr alte Pelzapp' gebracht, denke Sie!" So versuchte sie lächelnd ihn aufzuheitern. Es gelang ihr dies auch, denn der Alte lächelte gleichfalls und sagte: "Nun, so is also doch e bissel was gerett'! — Wo is der Schorsch?" fragte er sodann.

"Er hat tüchtig mitg'holse lösche; jetzt is er bei der Mutter, wird aber gleich kommen!"

"Ist es aus — jetzt — 's Feuer?" fragte er furchtsam.

"Ja, Onkel! 's sin nur mehr die Wachen, die andern Feuerwehrmänner sitzen in der 'Post' und trinken."

"Man muß ihnen Bier geben, von unserm," rief er aufgereggt hervor.

"Man kann nit an unsers hin, Onkel, der Keller is noch verschüttet."

"Sie sitzen in der Post!" wiederholte er.

"Marie, die werden jetzt immer in der Post sitzen! den Schade, das Unglück!"

"Seien Se nur ruhig, Onkel, wir baue provisorisch zuerst 's Wirthszimmer un dann komme sie alle wieder schon wegen Ihne!"

Der Adlerwirth nickte vor sich hin.

"Wir werden uns hart thun müssen, Marie, mir brauche Geld — un ich — Marie, ich kann nimmer, mein Fuß' sind lahm!"

Marie sah ihn erschreckt an, faßte sich aber schnell wieder: "Das is nur vom Schrecke — 's wird schon wieder gut werde. Und sehe Se Onkel, jetzt wird's Tag, jetzt kommt die Sonn', un — do bringt Ihnen die Bisbeth Kaffee — ah, wie der gut riecht! Der wird Ihne schmede! Die Bisbeth hat geschafft wie 'n Mann! Die hat Wasser getrage un gepumpt. —"

„Ich bin so stark!“ lachte diese. „Wenn Ihr zu der Adlerwirthin gehen wollt, Marie, ich bleib jetzt da.“ Marie blinzelte ihr noch zu und legte den Finger auf den Mund, d. h. sie ging und die Elisabeth nickte wieder, sie verstand sie wohl.

Die Adlerwirthin lag indessen, ohne daß der Alte etwas davon wußte, schwer krank beim Lehrer. Marie pflegte sie Tag und Nacht mit rührender Sorgfalt. Alles was sie ihr an den Augen absehen konnte, that sie, sie war unermüdblich, der guten alten Frau alles zu Willen zu thun. Nächte lang kam sie nicht aus den Kleidern. Einmal hatte die kranke Frau ihre Hände gefaßt: „Marie“, sprach sie lebend zu ihr, „verlaß den Vater nicht, er is krank — verlaß den Schorsch nicht, er kann sich nicht helfen!“

Und Marie versprach es ihr, wenn auch abgernd und mit schwerem Herzen; sie sah recht gut ein, daß es ihre Pflicht war, dem Wunsche der Kranken, deren Tage sichtlich gezählt waren, nachzukommen.

Zum Glück erleichterte ihr Schorsch dies zu bringende Opfer. Er selbst bat sie mit Thränen, ihn nicht zu verlassen.

„Marie“, sprach er, „wenn Du nach der Eltern Tod aus dem Hause gingest, so ginge das Glüd — ich weiß es wohl: weder ich, noch die Elise, meine künftige Frau, können Dich entbehren — ich bitte Dich, bleib bei uns!“

Da reichte sie ihm traurig lächelnd die Hand, nickte mit dem Kopfe und — eilte, in Thränen ausbrechend, aus der Stube.

Und früher als sie wohl gedacht hatte, trat die Nothwendigkeit an Marie heran, ihr gegebenes Versprechen zu halten.

Die Ahnung der Adlerwirthin, daß sie bald sterben werde, war nur allzubegründet. Wenige Tage später starb sie.

Marie, ihr Onkel und Schorsch siedelten nun über in ein dem abgebrannten Adler gegenüberliegendes Haus, denn „der Vater soll das Bauen sehen, das macht ihn wieder lebendig“, meinte der Schorsch.

Marie war dagegen, sie hoffte nichts Gutes davon, aber der Alte stimmte seinem Sohn zu. „Ich hab' ja gar nix sonst, die Mutter is fort, hinaus kann ich nicht, da will ich zusehen, wie mein Haus wird.“

Es war aber doch ein harter Schlag für ihn, als er sah, daß nichts mehr stand wie die kahlen Mauern und die ersten Tage wollte er gar nicht aus dem Bett, sondern blieb liegen und zwar mit dem Gesicht gegen die Wand gelehrt. Aber als das Schuttabräumen anging und er das Rufen der Arbeiter, das Knarren

und Poltern der Wagen hörte, litt es ihn doch nicht mehr im Bette. Nun saß er Tag ein, Tag aus mit seinen lahmen Beinen am Fenster und nichts entging ihm. Manchmal schrie er zornig hinüber, wenn sie etwas nicht recht machten, oder der Bauführer kam zu ihm und sie fanden dann gar kein Ende mit Reden über den Bau. Schorsch brachte Pläne über Pläne, es war ein ewiges Projektmachen, nichts war recht, viel größer, viel schöner sollte es werden — nobler wie die Post! — Darin war einer wie der andere, Schorsch und der Vater.

„Aber Onkel, es geht nicht, es kostet zu viel,“ wagte Marie manchmal zu mahnen.

„Ach was! haben wir's nit, so leihen wir's,“ entgegnete der Alte. „Ich will einmal ein nobles Haus,

die Freude wirst Du mir doch lassen, ich hab' ja sonst nichts mehr im Leben.“

Marie steckte sich hinter Schorsch. „Es langt nit, red' doch Du dem Vater zu, kleiner zu bauen. Wenn Ihr mit Schulden anfängt, wie sollt Ihr da auskommen?“

Aber Schorsch wollte davon auch nichts wissen.

„Ich will ein feines Haus“ sagte er, „und eine noble Wirthschaft — keine Bauernspelunte mehr. Billards sollen hineintommen und Spiegel!“

„Woher willst Du denn aber das Publikum nehmen?“ fragte Marie in höchstem Erstaunen.

„Woher? Aus der Stadt natürlich. Du wirst sehen, die Stadtleute kommen in Haufen!“

„Und vertreiben Dir die Hiesigen!“

„Ah bah! laß nur mich machen. Im Sommer kommen die Städter so wie so und im Winter gibt's Schlittenpartieen!“

„Dann brauchst Du aber mehr Personal in die Wirthschaft.“

„Ja, natürlich.“

„Und Kellnerinnen?“

„Freilich und — eine feine Frau. Aber Du darfst Alles dirigiren, denn meine Frau wird doch selten in das Gastzimmer kommen, höchstens ans Buffet an Gesellschaftstagen —“

Das war's — die junge Frau! Für sie mußte alles fein sein. Marie sagte nichts mehr, aber ihre Sorgen und ihre Traurigkeit wuchsen. Mit Schreden sah sie das große, schöne Haus in die Höhe steigen, mit Angst hörte sie die Gespräche der beiden Männer. Immer neue Projekte, immer kostspieligere Vorschläge, den ganzen Tag steckten sie die Köpfe zusammen, es war eine wahre Oier in ihnen. Nichts ging ihnen schnell genug, mit nichts waren sie zufrieden, alles hatten sie sich schöner gedacht.



Er hatte die Arme auf den Tisch gelegt und den Kopf darauf zc.

Es war ein trockener Spätoctober gewesen und ein heller, klarer November folgte ihm. Der Bau schritt dadurch rüstig vorwärts. Schon sprachen die Bauleute vom Dachstuhl-Aufsetzen und von der Hebebaumfeier, als Schorsch und der Vater hintereinanderkamen. Schorsch rückte mit seinen Einrichtungsplänen heraus, mit seinen Spiegeln, Verzierungen, Billards, Buffets zc."

Der Alte machte große Augen. — „Was?“ stotterte er „der Tanzsaal soll 'n Gesellschaftssaal werde? — Für wen? Für was? Wir brauchen den Tanzsaal für die Bauere und ich will den feinsten Tanzsaal in der ganze Hinterpalz haben und die schönst und größte Wirthsstub', aber keine Restauration! Des ging mir ab. Schlag d'r nur die Bosse aus'm Kopf! Ich bin Herr da im Haus, un so lang ich leb', wird nix draus.“

„In e Bauerwirthshaus geht meine Frau nit.“

„Deine Frau? welche?“

Marie ging aus dem Zimmer, sie wollte die weiteren Auseinandersetzungen nicht mehr mitanhören. Diese aber endeten mit einem vollständigen Bruche zwischen Vater und Sohn. War der Alte halsstarrig, so war es Schorsch nicht minder, er ging im Zorn weg und — kam nicht wieder. Auch beim Bau ließ er sich nicht sehen, es hieß, er sitze die ganze Zeit in der Stadt.

Der Alte hatte noch seinen gewöhnlichen Platz am Fenster, aber mit der rechten Freude am Bau war's vorbei. Das Haus wurde genau gemacht, wie er es wollte, schmod und groß und stattlich. „Ich will sehen,“ sagte er, „ob ich den goldnen Adler nicht auch nobel fortführen kann mit meinen Bauern, gell Marie, Du hilfsch m'r d'rzu, wir wolle kein Stadtlut, loh nor de Schorsch zapple, er kummt schun wieder.“

Für Marie war es eine schöne Zeit gewesen, so lang Schorsch jeden Tag gekommen war, denn immer war er nur lieb und gut mit ihr. Seit er sich bei ihr über seine Heirath ausgesprochen und sie gebeten hatte, doch im Haus zu bleiben, war er viel offener, viel freundschaftlicher gegen sie. Sie konnte es zwar schwer verschmerzen, daß er wirklich die Andere nehmen wollte, aber Hoffnungen hatte sie sich eigentlich nie gemacht, denn sie wußte, daß er sie nicht liebte. Dennoch waren es schöne Tage gewesen und — jezt wurde es öd und traurig. Der Adlerwirth wurde zudem von Tag zu Tag mißlauniger, nichts war ihm recht, nichts freute ihn. Daß zum größten Theil Schorsch hieran schuld sei, weil er sich nimmer sehen ließ, gestand er nicht zu. Er brach immer kurz ab, wenn Marie davon reden wollte. Es ging ihm überdies von Tag zu Tag schlechter, er mußte manchmal eine ganze Woche zu Bett bleiben, und als die Bauleute ihr Fest zur Vollendung des Hauses feierten — es war Anfang Dezember und der erste Schnee fiel in dichten Flocken — da löschte er aus wie ein Licht: er erlebte es nimmer, sein Haus fix und fertig zu sehen.

Marie hatte es noch dahin gebracht, daß er sich mit Schorsch aussöhnte vor seinem Tode. Der Alte wollte noch, daß Schorsch sich das Stadtfraulein aus dem Kopfe schlage und Marie heirathe, denn dies sei sein letzter und einziger Wunsch. Als Schorsch ihn jedoch eindringlich bat, ihn nicht zu quälen, er habe der Elise sein Wort gegeben und müsse es halten, war sein Vater vernünftig genug, ihn nicht weiter zuzureden, aber es that ihm fürchtbar weh.

Dann gieb mir wenigstens die Hand darauf, daß die Marie bei Dir bleibt, immer, und daß Ihr wie Geschwister sein wollt!“

Sie versprachen es ihm Beide und zuletzt, als er allein mit Marie war, flüsterte er ihr leise zu: „Marie,

verlaß den Schorsch nicht, er kommt sonst ins Unglück und alles ist verloren!“

Gerade wie die Mutter bat er sie und wie er war erst ruhig, nachdem sie ihm alles fest versprochen hatte. Noch in der Nacht starb er.

Nach des Alten Tode war's viel schwerer für Marie, wie nach der Mutter Tod. Da stand das stattliche, neue Haus, eine Menge Geld darauf aufgenommen und noch war Vieles zu bezahlen. Täglich liefen neue Rechnungen ein und oft war kaum ein Thaler im Hause. Wie sollte das enden? Die vielen Schulden und die Zinsen für das aufgenommene Geld mußten — wenzgleich Schorsch es auch nicht von Wucherern, sondern von Bekannten geliehen hatte — doch immerhin regelmäßig bezahlt werden! Das war eine schwere Aufgabe, denn die Gäste hatten sich verlaufen und überall im Hause waren neue Dienstmoten, die man nicht kannte, lauter fremde Leute! Nur eine alte Magd hatte sich wieder eingefunden und es war für Marie ein großer Trost, wenigstens dies eine treue Gesicht um sich zu haben.

Schorsch machte sich weniger Skrupel hierüber. Er hatte auch das „Restaurant im großen Stii“ bald verschmerzt, nachdem ihm Elise erklärt hatte, sie wäre auf gar keinen Fall in die Wirthszimmer gegangen, und wenn sie noch so elegant gewesen wären. Also begnügte er sich nach des Vaters Wunsch, blanke, freundliche Stuben herzustellen und alles hübsch einzurichten. Ein wahrer Feuereifer war plötzlich über ihn gekommen, er fuhr in der Welt herum und kaufte Vieh, kaufte Wein und Vorräthe und am Eröffnungstage der neuen Wirthschaft war diese gesteckt voll. Die Musik spielte, alles hing voll Guirlanden und Kränzen, man tanzte und zechte und Schorsch machte ein großartiges Geschäft. Eine Zeitlang ging's auch so weiter. Schorsch hatte zudem auch Glück gehabt mit dem Vieh, er hatte fleißige Dienstmoten und sah überall selbst nach — aber trotzdem konnte er die ersten Zinsen nicht bezahlen und die Schulden mehrten sich.

Marie arbeitete unermüdlich, wie früher, nur die Luft fehlte ihr, sie sah zu klar, welches Ende die Sache nehmen würde. Sie kannte Schorsch zu genau und wußte, daß bei ihm der Eifer nicht allzu lang anhält: er ertrug die Pladerei bei Tag und Nacht wohl eine Zeitlang, aber dann ließ er sicher nach. Ueberdies geschah, was sie vorausgesehen hatte, das Geschäft verschlechterte sich und nun wurde Schorsch gleich völlig muthlos und Marie hatte nur zu trösten und aufzuheitern, obwohl sie sich selbst bedrückt fühlte. Die Verantwortung für das große Geschäft lag wie eine Riesentaft auf ihr und sie bat einmal Schorsch ernstlich: „Heirathe doch, es muß eine Frau ins Haus!“

„Ich hab' wohl schon daran gedacht,“ erwiderte Schorsch, „ich hab's auch der Elise gesagt — aber —“ weiter kam er nicht. Es mußte mit den Zweien nicht recht in Ordnung sein. Im Anfang war er täglich zur Stadt gefahren, dann that er es seltener und war dann zu Hause wortfarg und mürrisch, auch in der Wirthschaft. „Er is nit wie der Alt“, sagten die Bauern, und von Marie meinten sie, „sie is aach die Alt' nimmer,“ und dann fingen sie an, in die Post zu gehen, denn da war's lustiger.

Es war gerade um die Zeit der Frühjahrsarbeiten, als Schorsch wieder in die Stadt fuhr, während zu Hause niemand zur Ueberwachung war. Marie that zwar was sie konnte, aber es fehlte doch an allen Ecken und Enden, sie war oft ganz verzweifelt vor Sorgen und hatte nicht einmal Jemanden, mit dem sie sich aussprechen konnte. Schorsch verschwand oft für

3 und 4 Tage ganz und dann kam er verstorbt heim, daß sie ihm nicht noch mit ihren Sorgen kommen wollte. Eines Abends stürzte er ohne Hut ins Wirthszimmer, gegen zehn Uhr war's. Er war leichenblau und zitterte am ganzen Körper. Es war gerade niemand da wie Marie.

„Es ist aus,“ sagte er kurz.

„Aus? Was ist aus?“ fragte Marie erschreckt.

„Mit mir und der Elise.“

„Aus? Warum denn, Schorsch?“

„Weil ich Schulden hab'. Sie trau' sich nit un wollt' nit in Sorge hinein heirathen — sagt sie, ich sollt' mir eine reiche Frau suchen!“

„Sie traut sich nit?“ rief Marie aus. „Dann sei froh, dann — war sie nit die Rechte für Dich!“

„Ober“ — fuhr sie darauf fort — „vielleicht hat sie Recht, Du fannst Dir noch eine Reiche suchen!“

„Sei still! Ich will vun keener mehr was wissen — vun nig — vun garnig will ich noch was wisse!“

Er hatte die Arme auf den Tisch ge egt und den Kopf darauf und stöhnte, daß es Marie erbarmte.

„Sei ruhig, Schorsch!“ bat sie ihn. „Wir wollen treu zusammenhalten und fleißig sein, arbeiten was wir nur können, denk' an Deiss gute Mutter, an Deinen Vater.“

Schorch schüttelte nur abwehrend den Kopf „es ist aus, es ist alles aus — 's bricht über mir z'sammen — ich hab' gar keinen Muth mehr, ich komm' nun immer weiter 'neist — un jeh, des aach noch —!“

Marie sprach ihm Muth zu, suchte ihn aufzufrischen, daß er 's jeh erst recht probiren solle, aber sie hatte selbst nicht so viel Muth, als sie ihm einredete, sie war traurig und sah kein Ende.

Schorch versuchte es noch ein paar Wochen, aber es fehlte da und fehlte dort und er konnte nicht helfen. Er war wie gebrochen.

Zu der Zeit tauchten auch die Gerüchte im Dorf auf, der Schorsch stehe sehr schlecht und sei am Umwerfen, Schulden über Schulden, er sei kein Haushälter, wolle nur hoch hinaus — und eines Tages hieß es, das Adlerwirthshaus werde versteigert. So schlimm war's nun aber gerade nicht, das Adlerwirthshaus blieb nach wie vor bestehen, aber der Schorsch war fort. Zuerst ging das Gerücht, er sei nur in der Stadt, dann hörte man aber lang gar nichts von ihm und Marie wußte selbst nicht, wo er war und lief voll Kummer zum Bürgermeister. Aber dort erfuhr sie ebensowenig wie beim Lehrer oder beim Sägmüller. Er war eben fort, eines morgens verschwunden, ohne daß er einen Brief oder sonst etwas hinterlassen hätte. Endlich aber — nach vierzehn Tagen, die für Marie Tage des

Gaustfreund.

schwersten Kummers waren — kam ein an sie adressirter Brief von ihm aus Amerika. Schorsch bat darin Marie um Verzeihung, wenn er ihr Sorgen gemacht; es sei am Besten so, daß er von daheim weg wäre, er sei ihr doch nur eine Last gewesen, als ein im Geschäft un nützer Mensch. Er wolle jetzt in Amerika versuchen, ein tüchtiger Mensch zu werden und etwas zu lernen. Gelingen ihm das, so käme er wieder, gelinge es nicht, so wolle er lieber in der Fremde untergehen als zu Hause. Er bat Marie, alles zu verkaufen, um die Schulden zu bezahlen, wenn sie sich nicht anders zu helfen wußte; es thue ihm von Herzen leid, daß ihr dann nur wenig bliebe, aber das was noch übrig sei, solle sie annehmen ohne Groll, vielleicht finde sie einen guten Mann, so gut als sie 's verdiene.



„Er kennt die Marie freilich noch!“ rief da hinter ihr.

Marie war getrüßter, als sie den Brief gelesen; hatte sie doch nicht anders geglaubt, als Schorsch hätte sich ein Leid angethan. Wenigstens wußte sie jetzt, daß er noch lebte, wenn er auch weit weg war, wenigstens hatte sie die Hoffnung, daß er vielleicht noch einmal wieder käme.

Er hatte ihr eine schwere Aufgabe zurückgelassen. Jetzt stand sie ganz allein, und jetzt galt es erst recht, den schweren Kampf ums Dasein zu kämpfen, denn verkaufen wollte Marie das Anwesen um keinen Preis, sie hatte es Schorsch's Eltern ja versprochen, zu thun, was in ihren Kräften stehe und sie wollte ihr Versprechen halten. Stundenlang saß sie beim Bürgermeister, der einer der Hauptgläubiger war, und rechnete und zählte und überlegte mit ihm, stundenlang war sie auch

mit dem Sägmüller beisammen, der ebenfalls Geld auf das schöne neue Haus stehen hatte. Mit beiden berieth sie sich und — eines Tages wurde wieder gebaut im Adler. Eine Mauer ließen sie aufführen durch's ganze Haus, so daß zwei Häuser entstanden, alle beide noch groß und stattlich. Das eine wurde vermietet mit Hof und Stall, und Feld und Vieh, den andern Theil mit dem Nothwendigsten und mit einigen guten Grundstücken behielt Marie. Die Menge Dienstboten wurden entlassen, und nur wenige treue blieben.

„Wenn's nur geht, Herr Bürgermeister,“ sagte Marie, „daß wir eine Heimath für Schorsch behalten, ich hab's doch versprochen!“

„'s geht Marie, nur keine Angst! Sie werden sehen, 's geht — un wegen Ihnen helfe wir Alle mit!“ tröstete sie der Bürgermeister.

Und er war der erste, der wieder in den Adler ging, aus dem auch ihn die Größe und die Ungemüthlichkeit der Räume vertrieben hatte und ihm folgten Viele, schon aus Neugierde. Die Wirthschaft wurde wieder jeden Abend gut besucht, es war wieder wie im

alten goldnen Adler, schlicht, einfach, mittelgroß, gediegen und alles gut: dafür sorgte Marie.

Sie war wieder heiter, rührig, und unermüdblich unter den Gästen. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, den goldnen Adler zu halten und sie arbeitete mit allen Kräften. Auch mit Lust wieder, es war doch eher ein Hinaussehen jetzt. Freilich gab's noch viel böse Stunden und viel schwere Rechnungen zu bezahlen und manche Nacht saß Marie auf im Bett und weinte. Dabei lag ihr schwer auf dem Herzen, daß sie gar nichts mehr von Schorsch hörte, denn sie hatte keine Zeile mehr von ihm bekommen. Getreulich hütete sie sein Haus und sein Gut, sich selbst gönnte sie nur das Nötigste und war sparsam bis zum Aeußersten, denn „es gehört nichts mir, es gehört dem Schorsch“, pflegte sie immer zu sagen.

So arbeitete sie drei volle Jahre und sparte und dachte nur an Schorsch, der einmal kommen und sehen mußte, wie weit sie war. Zwar die Schulden waren noch nicht völlig abbezahlt, aber es war doch ein hübsches Stückchen davon abgeschrieben und Marie konnte wieder freier athmen. Im dritten Jahre endlich war eine gute Ernte gewesen und Marie konnte ein schönes Stück Geld zum Bürgermeister tragen.

„Herr Bürgermeister“, sagte sie, „ich glaube, weiß Gott, mir kommen jetzt endlich wieder e Bissel in die Höhl!“

„Ja, Gott un Ihnen sei Dank Marie, 's geht aufwärts!“ erwiderte der wackere Mann, „Sie sind aber auch ein Staatsmädel!“

Und so dachte jetzt das ganze Dorf. Selbst der Rothhöfer, der fast nie was redete, verstieg sich eines Abends zu dem langen Satz: „Die Marie is e Rarität.“

Und dieser Name blieb ihr, und sie war stolz darauf.

Eines Tages, als sie wieder Geld zum Bürgermeister getragen hatte und glücklich heimkam, sagte ihr die Kathrine, die alte treue Magd, es sei ein Brief gekommen aus Amerika.

„Ein Brief? — — aus — Amerika? Schnell, schnell Kathrine, — wo is er?“ 's wird doch dem Schorsch nig passiert sein?“ —

Und sie eilte in die Stube, wo der Brief auf dem Tisch lag, und riß ihn auf.

„Nein, Kathrine, er lebt, Gott sei Dank!“ rief sie sodann, „'s geht ihm gut un er — er frogt, ob er wieder kommen darf, er hat Heimweh. Ach Du lieber Gott, was braucht er dann zu froge? Ach die Freed, du lieber Gott, — die Freed — die Freed!“ Erst später überlas sie den Brief noch einmal. Geld bringe er nicht viel, schrieb der Schorsch, aber Erfahrungen. „Ich habe gelernt, was arbeiten heißt, und ich glaube, ich bin ein brauchbarer Mensch geworden, ich schme mich vor keiner Arbeit mehr. Wenn Du mir verzeihen kannst, Marie, und mich im Elternhaus aufnehmen willst, so schreibe mir. Schreibe aber bald, denn ich sehne mich nach der Heimath und — nach Dir!“

Marie setzte sich sogleich hin, um zu schreiben, hastig und mit fieberheißen Wangen. Aber es wollte nicht recht gelingen: Schreiben war gerade nicht ihre stärkste Seite. „Ach was!“ rief sie endlich, „ich brauch ja nit viel zu schreibe: Ein Wort is genug!“ So rief sie jubelnd und — schrieb nichts auf den Papierbogen, als das Wörtchen „Komm!“ und setzte dann noch unten dran: „Es erwartet Dich hocherfreut Marie!“

Nun kam eine aufgeregte Zeit für das Mädchen. Alles wurde blank geschauert im ganzen Haus, vom Speischer bis in den Keller mußte es blinken, in jeder

Stode mußte es schön und sauber werden, „Schorsch muß Freude an seinem Haus haben“, sagte Marie.

„Ob er wohl noch schreibt, eh' daß er kommt? Un — ob er wohl so bleibt!“ So frug die alte Kathrine alle Augenblide.

Dann aber, als Marie ihn auf dem Meere wußte, war sie in Angst und Sorge um ihn. „Er wird doch a'sund bleibe — 's Schiff wird doch nicht untergehen!“ fragte sie sich selbst wohl hundertmal im Tage.

Sie schlief nimmer recht. Alle Augenblide wachte sie auf „der Schorsch ist da“ und je näher die Zeit seiner Ankunft kam, desto aufgeregter wurde sie.

„Gell, ich bin recht alt geworde?“ sagte sie e'nes Morgens, als sie vor dem Spiegel im Wirthszimmer stand. „Der Schorsch wird mich am En' gar nicht mehr kennen!“

„Er kennt die Marie freilich noch!“ rief's da hinter ihr.

Mit einem Aufschrei drehte sie sich um: „Schorsch!“ — Sie hielten sich lang in den Armen und schauten sich in die Augen, sie brauchten vorerst nichts zu sagen.

Endlich streichelte ihr Schorsch die Hände:

„Marie, was hast Du alles für mich gethan! Ich weiß alles vom Bürgermeister, wie kann ich Dir das je vergelten?“

„Hab' mich e Bissel lieb“, bat Marie schüchtern und legte den Kopf an seine Brust.

„Ja kannst Du mir denn verzeihen? Kannst Du mich denn noch lieb haben nach allem, was ich Dir angethan habe?“

Statt aller Antwort sah ihm Marie nun in die Augen. Und er neigte sich und küßte ihren Mund.

„Kathrin, 's gibt Hochzich“, rief er jubelnd der Alten in ächtem Pfälzisch zu.

„Hochzich gib's un ä scheeni Hochzich wuß 's werre, alle Bent müsse kumme zu Musit un Tanz. — „Reiß Schorsch, lieber Niemand, bleiben wir für uns allein“, bat Marie.

„Was allein?! Nein, Liebste, do wird nig draus. Wir halte grohe Hochzich, — ich bin jetzt der Herr im Haus“, jubelte er, „un mir gehört der goldne Adler!“

Marie lachte so herzlich wie er und widersprach ihm nicht weiter.

Wochenlang sprach das ganze Dorf von nichts anderem, als von Schorsch's Heimkunft, vom goldnen Adler und von Marie.

„Ich hab's ja gesah, sie is ä Rarität!“ wiederholte der alte Rothhöfer stolz!

„Das erste geschaidte Wort, daß der Rothhöfer heraus gebracht hat“, meinte der Bürgermeister. Und noch dem Hochzeitsmahl auf das Ehepaar, ließ er Marie noch extra leben: „Marie, die Wirthin zum goldnen Adler, unsere Rarität, sie lebe hoch! hoch! hoch!“

Und alle stimmten jubelnd ein, vor allem der junge Gemann, der sein Glas auf einen Zug leerte: „meine Rarität!“ flüsterte er Marie in's Ohr.

Der geschickte Großvater.

Als der Professor Ochs seinen Gymnasiasten einen lehrhaften Vortrag an der Hand der schriftlichen Aufzeichnungen seines verstorbenen Vaters über ein griechisches Geschichtsthema hielt, stund am Schluß des selben ein Schüler, der 13jährige Sohn des Professors auf und rief: „Vater!“

Professor: „Was willst Du, Theodor?“

Sohn: „Du mußt einmal einen geschickten Vater gehabt haben!“

Professor: „Halt's Maul, Du Bausbub, einen geschicktern, als Du hast!“

† Verlagsbuchhändler Josef Lang,

Verleger des Rheinländischen Hausfreunds.

Am 22. Juni des Jahres 1898 hat man einen Mann zu Grabe getragen, dessen Name nicht nur in Baden, sondern weit darüber hinaus rühmlichst bekannt geworden ist. Es ist dieses der Verlagsbuchhändler J. Lang von Tauberbischofsheim. Ein jäher Tod, ein Hirnschlag, hat ihn mitten aus einem arbeitsvollen Leben hinweggerafft. Er, dessen kräftiger Körper für ein hohes Alter geschaffen zu sein schien, erreichte nur das 64. Lebensjahr. Lang war geboren zu Bretten; dort wuchs er auf in einfachen, bürgerlichen Verhältnissen. Ausgerüstet mit einer tüchtigen Volksschulbildung, kam er nach Pforzheim als Setzerlehrling, später nach Wien, wo er den Großbetrieb des Druckereiwesens kennen lernte. Nachdem er sich dort rasch gediegene Fachkenntnisse erworben und ein kleines Kapital erspart hatte, gründete er in seinem 25. Lebensjahre in Tauberbischofsheim ein bescheidenes Geschäft. Er verlegte die Tauberzeitung, ein Blatt, das eine günstige Aufnahme fand und sich bald einer weiten Verbreitung erfreute. Dieses Organ verfolgte die Tendenz des gemäßigten Liberalismus und hielt sich fern von jeder gehässigen Polemik. Die oft heftigen Angriffe, welche Lang von seinen politischen Gegnern zu erdulden hatte, ignorierte er entweder gänzlich, oder er wies sie sachlich und vornehm zurück. Neben der Redaktion dieses Lokalblattes errichtete er eine Buchhandlung und nahm bald auch selbst zahlreiche Werke aus dem Gebiete der Volksschule in seinen Verlag. In kurzer

Zeit gelang es dem Verewigten, durch unermüdlige, rastlose Thätigkeit seinen Verlag zu einem hochbedeutenden pädagogischen und juristischen zu machen, der weit über Badens Grenzen sich erstreckte. Nicht vergessen werden darf an dieser Stelle ein Ausspruch, den er einem seiner Autoren gegenüber that. Dieser fragte ihn bewundernd: „Aber, geehrter Herr Lang, wie vermögen Sie allein eine solch ungeheure Arbeitslast zu bewältigen?“ In seiner schlichten, selbst-

losen Weise erwiderte er: „In einem zwölfstündigen Arbeitstage läßt sich vieles erleben.“ Diese wenigen Worte aus dem Munde des unermüdlchen Mannes charakterisieren ihn trefflich.

Im Jahre 1882 gab er den Rheinländischen Hausfreund heraus, ein Werk, das zu seinen bedeutendsten Leistungen zählt und auf das er einen großen Theil seiner Arbeitskraft verwandte. Dieser Kalender ist seiner Zeit von dem Dichter Hebel gegründet und redigiert worden; seit vielen Jahren war er eingegangen. Lang brachte das Verlagsrecht dieser einst so beliebten Volkschrift an sich und hauchte ihr neues Leben ein. Der wiedererstandene Hebelkalender



Josef Lang.

war dem Verstorbenen wie ein Kind ans Herz gewachsen, das er mit Liebe pflegte und für welches er die größten Opfer brachte. Er ist den Spuren Hebels gefolgt und hat den neuen Rheinländischen Hausfreund wieder zu dem gemacht, was er gewesen, nämlich zu einem echten Volkskalender, der die Saiten im Herzen des Volkes berührte und es sich zum hohen idealen Ziele machte, vaterländischen Sinn und Fürstentreue zu hegen und zu pflegen. Mit ebenso fein geläutertem Geschmack, wie mit tiefem

Verständniß gelang es ihm, tüchtige Mitarbeiter zu wählen. Wir erwähnen als solche nur die Namen: Anzengruber, Rosegger, Barack, Längin, Geres; von illustrierenden Künstlern nennen wir Wisnieski und Kögler. — Und die Mühe wurde durch den Erfolg gekrönt. Der Rheinländische Hausfreund kann sich wohl mit Recht rühmen, einer der gediegensten Volkskalender zu sein. Darum erlebte er auch schon nach wenigen Jahren überaus starke Auflagen und erfreute sich namentlich in Amerika und in der Schweiz einer großen Beliebtheit. — Außer diesem beruflichen Wirken fand Lang noch Zeit und Kraft, sich den volkswirtschaftlichen Bestrebungen seiner zweiten Heimat zu widmen. Lange Zeit war er Gauvorstand der Gewerbevereine des Kreises Mosbach und hat als solcher sehr viel für die Hebung des industriellen Lebens gethan. Als solcher wurde er in den badischen Eisenbahnrat gewählt, in welchem Amte er mehrere Jahre verblieb. Ueberall bethätigte er seinen praktischen Sinn und die Liebe zum Volke, dessen Wohlfahrt ihm sehr am Herzen lag. Seine aufopfernde, gemeinnützige Thätigkeit fand denn auch die gebührende Würdigung an Allerhöchster Stelle und zwar durch Verleihung des Zähringer Löwenordens II. Klasse. — Lang war ein begeisteter Naturfreund. Er machte fast jährlich eine Reise nach der Schweiz oder nach Tirol, nach Italien oder nach dem Norden Deutschlands. Auch hatte er ein tiefes Verständniß für Kunst, besonders für die Malerei. Er hinterläßt eine ansehnliche Sammlung werthvoller Delgemälde alter Meister. Wer ihm näher trat, erkannte bald in ihm den feinfühligsten Menschen und den nobeln Charakter. Gegen sein Personal war er human und hilfsbereit; seinen Freunden zeigte er sich stets zuverlässig und opferwillig; seiner Familie aber, in deren traurem Kreise er in stiller Zurückgezogenheit die glücklichsten Stunden verlebte, war er eine kräftige Stütze, ein treuer Gatte und ein liebevoll besorgter Vater.

Das Jahr 1849 in Baden.

„Der Mensch wird des Guten überdrüssig, sucht das Bessere, findet das Schlimme und bleibt dann dabei aus Furcht vor noch Schlimmerem.“ Dieser Ausspruch eines alten Staatsmannes und erfahrenen Menschenkenners aus dem Anfang unseres Jahrhunderts trifft im vollen Umfang seiner traurigen, fast trostlosen Wahrheit zu auf die erschütternde, unheilvolle Bewegung, von der unser Baden im Jahre 1849 heimgesucht ward.

Wir haben vor Jahresfrist die Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen von 1848 in kurzem Ueberblick an uns vorüberziehen lassen; wir haben gesehen, wie und aus welchen Gründen der von den

edelfsten und besten Männern unseres Volkes geträumte Einheits- und Freiheits Traum kläglich zerrann, wie daneben die Versuche Heders und Struves, auf gewaltsamem Wege die deutsche Republik zu errichten, mit Leichtigkeit von der Regierungsgewalt unterdrückt wurden. Aber der revolutionäre Geist war damit noch nicht bewältigt. Mochten auch die Führer theils im Gefängniß sitzen, theils in's Ausland geflüchtet sein — die politischen Ziele, für die sie in den Kampf gezogen, waren noch nicht aufgegeben, der republikanische Gedanke war weder getödtet noch verjagt, und er erhielt neue Nahrung, als mit der Ablehnung der deutschen Kaiserkrone durch König Friedrich Wilhelm IV. im April 1849 alle Aussichten auf ein deutsches Reich, auf die Einung des deutschen Volkes — soweit man sie von den Fürsten erhofft hatte — endgiltig zu Grab getragen war.

Nun hatten die radikalen Männer, die schon im Frühling 1848 vor den Regierungen gewarnt hatten, welche nur in der Noth Versprechungen und Zugeständnisse machten, später aber Steine statt Brod geben würden, vielfach leichte Arbeit. Schien denn nicht der wirkliche Verlauf der Dinge ihre düsteren Prophezeiungen zu rechtfertigen? In Württemberg war die Volksbewegung so mächtig, daß König Wilhelm am 23. April aus seiner Hauptstadt floh, um nicht die eben geschaffene deutsche Reichsverfassung anerkennen und sich dem verhassten Hause Hohenzollern unterordnen zu müssen. In Dresden, wo eben ein reaktionäres Ministerium berufen worden war und der König die Annahme der Reichsverfassung abgelehnt hatte, nöthigte am 3. Mai ein Volksaufstand mit Barricadenbau den König und seine Familie zur Flucht; er konnte nur mit preussischer Hilfe nach zweitägigem Kampf, der über 200 Menschen das Leben kostete, niedergeschlagen werden. Die bayerische Rheinpfalz antwortete auf die Weigerung des Königs Maximilian II., die Reichsverfassung anzunehmen, mit offener Empörung. Ein revolutionärer Bundesausmarsch trat am 2. Mai in Kaiserslautern zusammen; er ordnete allgemeine Volksbewaffnung an und ging offen darauf aus, die Rheinpfalz vom Hause Wittelsbach loszureißen. Auch hier, wo ein Pole Namens Sznayde den Oberbefehl über die republikanischen Truppen führte, stellte ein preussisches Armeekorps nach einigen blutigen Gefechten den alten Stand der Dinge wieder her.

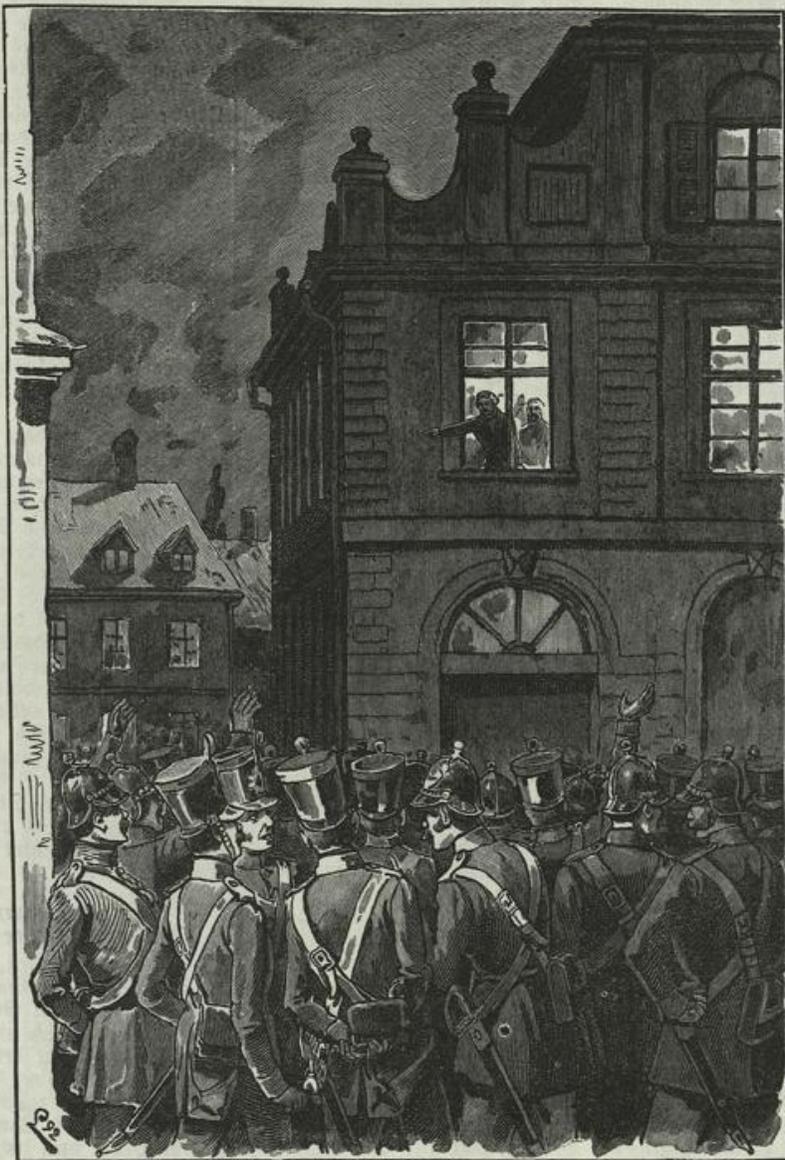
Ganz anders war in mehrfacher Beziehung die Sachlage in Baden, wo die Revolution die weiteste Ausbreitung gewann, Wochen lang das ganze Land in ihre Gewalt bekam und den Truppen der Monarchie einen heftigen Widerstand entgegensetzte. Denn hier stand ein für damalige und auch für jetzige Begriffe sehr freisinniges Ministerium, das nach dem uns von früher bekannten Vell den Namen trug, an der Spitze der Geschäfte und zeigte noch immer gegenüber allen Volkswünschen, die ein monarchischer Staat billiger Weise erfüllen kann, das weiteste Entgegenkommen. Der Großherzog Leopold erkannte die Reichsverfassung durch eine Erklärung vom 11. April, die der badische Gesandte in Frankfurt übergab, rückhaltlos an und ließ angefaßt der ablehnenden Haltung der größeren Bundesstaaten hinzufügen, er „würde glücklich sein, wenn er einer allseitigen Uebereinstimmung begegnete, in welcher die große politische Bewegung des verfloßenen Jahres ihren sicheren Ruhepunkt der Befriedigung finden könnte“. Es konnte also für Baden nicht — wie anderwärts mit mehr oder weniger Schein

der Wahrheit — das Widerstreben des Landesherrn gegen den Reichsgedanken, der Unwille des Volkes über das Scheitern berechtigter Hoffnungen als Grund des Aufstandes vom Mai 1849 in's Feld geführt werden. Es wird unsere nächste Aufgabe sein, die wahren Ursachen aufzudecken, das Ziel der leitenden Männer zu zeigen und die Mittel und Wege, die sie zu dessen Erreichung einschlugen.

I. Die Vorarbeit für die deutsche Republik.

Schon bei Beginn der Bewegung des Jahres 48 hatten Struve, Fickler u. a. als Ziel die deutsche Republik im Auge gehabt. Auf der großen Offenburger Versammlung am 19. März war Heder noch sehr energisch gegen den Sturz der Monarchie aufgetreten; aber kaum drei Wochen später war er an der Spitze seiner Freischaaaren für die Republik ins Feld gezogen. Unter dem Kriegszustand, der in Folge des Heder'schen Putches und dann wieder im September aus Anlaß der Schilderhebung Struve's erklärt worden war, waren die Volksversammlungen, die ein Hauptmittel zur Verbreitung revolutionärer Gedanken gebildet hatten, verboten worden; aber im Winter 1848/49 und im folgenden Frühjahr wurden sie wieder häufiger abgehalten. Es ist in mehr als einer Beziehung beherzigenswerth, wie ruhig und leidenschaftlos der damalige leitende Minister Bacons, wie Vest, der ja durch den Aufstand des Jahres 49 gestürzt ward, trotz aller seiner bitteren Erfahrungen über Volksversammlungen urtheilt. „Im Allgemeinen“, sagt er, „sind solche Bewegungen nicht schädlich; sie gehören mit zu einem gesunden Volksleben. In England oder wo sonst das bewegte öffentliche Leben durch lange Uebung schon in ein sicheres Geleise gebracht ist, läuft die Menge, mag sie auch durch noch so heftige Reden erhitzt werden, in der Regel ohne Gefahr für die Ordnung wieder auseinander. Der Fehler liegt hier, wie bei der Presse, darin, daß die größere Freiheit gerade in der Zeit einer starken Gährung zugestanden werden mußte, und daß die Versammelten, an ein solches Leben noch nicht gewohnt, von den Agitatoren viel stärkere Eindrücke empfingen, als wo die Erscheinung etwas Häufiges und Altes ist. Dazu kommt, daß die Freunde der Ordnung, was ebenfalls eine Folge der Neuheit ist, weder ihrerseits eigene sol-

große Versammlungen veranstalteten, noch an den von andern veranstalteten einen muthigen Antheil nahmen. Will man aber das Aufkommen dieses Gegengewichts und jener Wirkung der Gewohnheit nicht hindern, so darf man diese Freiheit, wie andere, im Allgemeinen nicht zurückhalten, wenn es gleich für die Uebergangs-



Gögg spricht in Kaffeehaus zu den Soldaten.

zeit wohlthätig sein mag, der Regierung größere Befugnisse einzuräumen, wonach sie etwa in aufgeregten Gegenden, ohne daß sie gerade im Kriegszustande sich befinden, auf eine bestimmte Zeit alle Volksversammlungen überhaupt zu verbieten berechtigt wäre.

Zu diesen Versammlungen kam seit dem Sommer 1848 die Bildung demokratischer, sogenannter **Volksvereine**, als deren Endziel schon im Juni 48 zu

Frankfurt die Errichtung der deutschen Republik bezeichnet wurde. Für Baden und die bayerische Rheinpfalz wurde in dem Kreis auschuß zu Mannheim ein Mittelpunkt geschaffen, in dem die Fäden des republikanischen Getriebes zusammenliefen. Auf diese Volksvereine setzten die Revolutionäre ihre Hoffnungen. „Seit wenigen Wochen,“ heißt es in einem Schreiben von Corvin-Wirbichly, dem „Chef des Generalstabes der deutschen republikanischen Legion in Straßburg“, das durch einen Zufall im Juli 48 der badischen Regierung in die Hände fiel, — „seit wenigen Wochen hat die Partei der Republikaner sich unendlich vermehrt, so daß wir, wenn ein st die rechte Stunde schlägt, mit einem großen Bürgerheer ins Feld ausrücken können. — Wir trachten vor allem darnach, die Armeen zu sprengen, in der Ueberzeugung, daß die Fürsten nicht im Stande sind, eine zweite zu sammeln. — Wir brauchen Geld, wir brauchen es nicht allein, um die Tausende von Verbannten zu unterstützen, sondern mehr noch, um die Vorbereitungen zu dem großen Kampfe zu treffen, der Deutschland frei machen wird.“ Bei einer solchen Klarheit der Lage war es etwas Selbstverständliches, daß durch eine großherzogliche Verordnung vom 22. Juli 48 alle demokratischen Vereine in Baden aufgelöst und die Betheiligung daran mit Strafe bedroht wurde. Das ging, bis am 27. Dezember der Reichsverweser, Erzherzog Johann, als Beschluß der Nationalversammlung in Frankfurt die sogenannten Grundrechte des deutschen Volkes im Reichs-Gesetzblatt veröffentlichte. Hier, im § 30, war bestimmt:

„Die Deutschen haben das Recht, Vereine zu bilden. Dieses Recht soll durch keine vorbeugende Maßregel beschränkt werden.“

Noch ehe die badische Regierung, dem Beispiel von Hessen und Württemberg folgend, am 12. Januar 1849 die Grundrechte als auch für Baden gültig verkünden ließ, versandte von Mannheim aus am 8. Januar ein „provisorischer Landesausschuß“, mit Lorenz Brentano und Amand Gögg, einem ehemaligen Finanzpraktikanten, an der Spitze, ein Rundschreiben, wodurch die Volksvereine wieder allerorts ins Leben gerufen oder neu gegründet wurden. Darin wurde auch mit klaren Worten auf eine bevorstehende neue große Volksbewegung hingewiesen, bei deren Ausbruch die Männer der republikanischen Partei, welche an die Spitze zu treten hätten, im Voraus bestimmt sein müßten. Der Zweck der Volksvereine selbst wurde nicht genannt, da er ja „bekannt“ sei. Der Schluß lautete: „Nur frisch an's Werk! Der Erfolg ist sicher. Bedenkt, welch hohen Beruf für Deutschland Baden wieder erfüllt, wenn es auch in diesem wirksamen Mittel, Rechte des Volkes zu erkämpfen, ein sähnes Beispiel gibt.“ Ein Einschreiten gegen die Vereine war für die Regierung nicht mehr gut möglich, ohne daß sie sich mit der eben anerkannten Reichsverfassung und den „Grundrechten“ in Widerspruch setzte. Auch begutachtete der Staatsanwalt beim Hofgericht Mannheim auf eine Anfrage des Justizministeriums, daß eine gerichtliche Verfolgung der Unterzeichner des Aufrufs vom 8. Januar nicht begründet sei.

Die lebhafteste Thätigkeit, welche die Partei Brentano's, des „Chefs der Klubregierung“, wie ihn Häusser nennt, nun allenthalben entfaltete, rief allmählich auch eine Gegenförmung wach. Die Anhänger der bestehenden Verhältnisse thaten sich, von der Regierung

darin gefördert, zu sogenannten vaterländischen Vereinen zusammen, um dem „Mißbrauch der Freiheit“, wie sie sich ausdrückten, entgegenzuarbeiten; die Gegner nannten sie spottweise nach dem Taufnamen des Ministers Bess „Voptistenvereine“; auch ihr Vorort war Mannheim.

Noch eine weitere, und zwar — wie die Folgen zeigten — die größte Schwierigkeit erwuchs der badischen Regierung aus der Anerkennung der Reichsverfassung auf dem Gebiete des Heerwesens. Die Nationalversammlung, deren „Reichsgesetze“ seit dem Oktober 48 im badischen Regierungsblatt veröffentlicht wurden, hatte schon vor Verkündigung der Grundrechte den Beschluß gefaßt, daß in allen deutschen Staaten zwei Prozent der Bevölkerung zum Heeresdienst eingezogen und das vielfach — so auch in Baden — übliche Einstandsweisen, wonach sich der Wohlhabende durch Bezahlung, oder richtiger, durch den Kauf eines Einkänders von der Wehrpflicht freimachen konnte, beseitigt werden sollte. Man wollte mit den Resten des alten, unwürdigen Soldnerwesens auf-räumen und ein wirkliches Volksheer schaffen. Die außerordentlichen Aushebungen aber, die damit nöthig wurden, fanden nur sehr getheilten Beifall im Volk; in den Volksvereinen säurte man wohl mannigfach die darob entstandene Unzufriedenheit. Was jedoch das Verderblichste war: — durch die plötzliche außerordentliche Vermehrung der Truppenzahl wurde die Manneszucht gelockert und damit der Boden für den Militäraufstand vom Mai 49 geschaffen, der ja einzig und allein der Revolution in Baden zu ihrem vorübergehenden Sieg verhalf. Weitans die Mehrzahl der Truppen bestand aus Rekruten, die zum Theil widerwillig und erbittert darüber, daß sie zum ersten Mal der Verpflanzung des Einsteherwesens verlustig gingen, dem Ruf zur Fahne Folge geleistet hatten; viele waren bereits von dem Revolutionsgeist erfüllt, dessen Aus-saat auch in die entlegensten Gemeinden zu tragen, die Volksvereine sich hatten angelegen sein lassen. Dazu kamen noch junge Leute aus den höheren und gebildeten Ständen, die bisher der Erfüllung der Militärpflicht durch Stellung von Ersatzmännern ent-hoben gewesen waren und jetzt nicht selten als feurige und beredte Verfechter des Gedankens der deutschen Republik auftraten.

II. Das Verlangen der Volksvereine nach Aenderung der badischen Verfassung.

Die ersten Thaten, die darauf hindeuteten, daß die Demokraten im Lande mit der in Frankfurt beschlossenen und vom Großherzog Leopold anerkannten Reichsverfassung sich nicht begnügen würden, sondern, nicht auf dem Wege der Reform, vielmehr der Gewalt und der Revolution weiter zu gehen entschlossen waren, geschahen im Februar 1849 und zwar in der zweiten badischen Kammer. Während diese früher, als ihr Heder noch angehörte, als ein Hort freiheitlicher Bestrebungen im Volke gegolten hatte, war ihr Ansehen bei den Volksvereinen des Jahres 49 tief gesunken. Denn von der Mehrheit der Abgeordneten, die vor dem Jahre 48 die Regierung bekämpft hatte, waren viele, da die billigen Forderungen des Volkes im Laufe des Jahres von dem freisinnigen und nationalen Fürsten zugestanden wurden, dem Ministerium Bess nähergekommen, und Brentano mit seinem Anhang sah sich in der Minderheit. Darum verlangte er die Auflösung der beiden Kammern und die Berufung einer neuen Volksvertretung, die über Verfassungsänderungen — wie sie namentlich wegen Aufhebung

der Ständevorrechte durch die Reichsverfassung nötig geworden waren, — aber auch noch über weitere Fragen beraten und beschließen sollte. Schon am 30. Oktober 1848 hatte der Abgeordnete Baum in der zweiten Kammer den Antrag eingebracht, daß den Ständen der Entwurf eines neuen Wahlgesetzes zur Berufung einer verfassunggebenden Versammlung vorgelegt werden sollte. Die Regierung aber war nicht gesonnen, den Demokraten weitere Zugeständnisse zu machen, als wie sie sich durch die Reichsverfassung, vor allem in Folge der „Grundrechte“, als notwendig erwiesen; sie glaubte, das Unumgängliche mit der vorhandenen Volksvertretung erledigen zu können. Am 10. Februar 49 fiel hierüber die Entscheidung. Die Linke hatte beantragt: „Die gegenwärtige Ständeversammlung ist aufzulösen — — — und eine neue, verfassunggebende Versammlung einzuberufen.“ Die zweite Kammer trat jedoch, nachdem Baum selbst seine Motion zurückgezogen hatte, mit 44 gegen 3 Stimmen, dem von dem bekannten Geschichtsschreiber Häuffer erstatteten Bericht bei; darnach sollte „den Ständen noch auf diesem Landtag in kürzester Frist ein Gesetzentwurf vorgelegt werden, wodurch die in den Grundrechten des deutschen Volkes ausgesprochene Aufhebung der Ständevorrechte ihre Anwendung erhalten, beziehungsweise die Wahlordnung für die künftige Landesvertretung sollte festgesetzt werden.“ Weitergehende Forderungen sollten dann dem auf Grund des neuen Wahlgesetzes zu berufenden nächsten ordentlichen Landtag vorgelegt werden.

Es schien auf den ersten Blick nur eine Meinungsverschiedenheit darüber zwischen der Mehrheit und der Opposition zu bestehen, in welchem Tempo die Forderungen der Lehren zu erfüllen seien. In Wahrheit freilich bedeutete bei dem damaligen Gang der Dinge in Deutschland das Hinausschieben der weitergehenden Verfassungsänderung, wie sie Brentano und Genossen gefordert hatten, nicht bloß eine Vertagung, sondern eine völlige Ablehnung weiterer Zugeständnisse. Dieser Einsicht verschloß sich auch Brentano nicht. In einem Brief vom 8. März an den Kammerpräsidenten, der darin bezeichnender Weise als „Bürgerpräsident“ angeredet war, erklärte er seinen Austritt aus der Kammer. Und damit nicht genug! Der provisorische Landesausschuß

der Volksvereine erließ in den seine Ansichten vertretenden öffentlichen Blättern, wozu die Mannheimer „Abendzeitung“ und die Konstanzer „Seebblätter“ gehörten, eine Aufforderung an sämtliche Abgeordnete der Volkspartei, unverzüglich aus der Kammer auszutreten und jede abermalige Wahl zu der derzeitigen



Einzug des Landesausschusses in Karlsruhe.

Ständeversammlung abzulehnen, — ferner an sämtliche Wahlbezirke, daß sie sofort ihre Abgeordneten von Karlsruhe abberufen sollten, und endlich an alle badischen Bürger, sie sollten gegen die Beschlüsse und Gesetze der bestehenden Ständeversammlung Verwahrung einlegen. Dieses Vorgehen, das auch wirklich den Austritt von 18 Abgeordneten der zweiten Kammer zur Folge hatte, war entschieden revolutionär; auch gelang es, in 15 von den so erledigten Bezirken die

Nachwahl zu bereiten, da hier nicht die nöthige Anzahl Wahlmänner sich zusammenfanden. Indessen hinderte das die Mehrheit, welche der Verfassung treu geblieben war, nicht, ihre Arbeit fortzusetzen. Daher wurden die Angriffe nicht bloß gegen die Regierung und vor allem den verhaßten Minister Vest, sondern auch gegen die Kammer immer heftiger und erbitterter. Es bedurfte nur noch des zündenden Funkens, um den schon längst befürchteten gewaltthätigen Ausbruch herbeizuführen.

III. Der Militäraufstand vom Mai 1849.

Die Stimmung bei Beginn des Frühlings 1849 in Deutschland war wesentlich verschieden von der, die ein Jahr vorher geherrscht hatte: damals fast allgemeine Begeisterung für den Anbruch einer neuen Zeit, alles voll der schönsten Hoffnungen auf die kommende bürgerliche Freiheit und die nationale Einigung; dann aber war bei der Mehrzahl der früheren Fortschrittsfreunde in Folge der vielfachen Ausschreitungen von Seiten der Verteidiger des Alten so gut wie von Seiten der Vorkämpfer für das Neue Ernüchterung eingetreten. Der frühere Feuereifer hatte der Gleichgültigkeit, der Hoffnungslosigkeit Platz gemacht; oder es erschien wenigstens der Besitz des Erreichten, wenn es auch lange nicht alles war, wonach man gestrebt hatte, begehrenswerther als die Fortdauer des Zustandes der Unsicherheit, der alles wieder in Frage zu stellen drohte. Dagegen war jetzt die kleine Minderheit der „unentwegten Republikaner“ fest entschlossen, lieber das Aeußerste zu wagen, um alles zu gewinnen, als sich mit etwas Halbem zufrieden zu geben. Die Ablehnung der Kaiserkrone durch den König von Preußen, das damit besiegelte Scheitern der Reichsverfassung auf volksthümlicher Grundlage gab nun den republikanischen Führern in Baden nicht eigentlich den Grund, sondern mehr nur den Vorwand ab, um loszuschlagen. Sie beriefen im Einverständnis mit den radikalen Männern des Frankfurter Parlamentes auf den 13. Mai (einen Sonntag) eine große Volksversammlung nach Offenburg, das schon einmal, am 19. März 1848, der Ausgangspunkt folgenschwerer Ereignisse gewesen war. Die Regierung, die nichts Gutes ahnte, gab bereits am 9. Mai Anordnung zu militärischen Maßregeln, falls in Offenburg ein neuer Freischaarenzug beschlossen oder sonstige revolutionäre Schritte gethan werden sollten. Aber bereits war aus den früher angegebenen Gründen die Manneszucht im Heer erschüttert; als man diese Waffe gebrauchen wollte, wandte sie sich gegen den eigenen Herrn; es bestand schon ein Einverständnis zwischen den Republikanern und den von ihnen verführten Soldaten. Offiziere der Kastatter Garnison z. B. wollten beobachtet haben, daß schon zwei bis drei Wochen vor dem Ausbruch der Militärmeuterei die Mannschaften sich geordneter und folgamer als sonst betrugten, und führten dies — natürlich erst später! — darauf zurück, daß die Soldaten schon damals zur Empörung entschlossen und ihr Geheimniß auf die ebengenannte Weise zu verbergen bemüht gewesen seien. Am Mittwoch, 9. Mai, Abends, fand auf dem Kastatter Exerzierplatz eine große Soldatenversammlung mit Ausschluß der Offiziere statt. Hier war davon die Rede, daß die Soldaten das Recht haben müßten, ihre Offiziere selbst zu wählen und die Mißliebigen abzusetzen; der Soldat als Staatsbürger müsse selbst wissen und beurtheilen, welcher Sache er diene; blinder Gehorsam sei seiner unwürdig. Am folgenden Tag wiederholte sich die Ver-

sammlung in einer großen Brauerei; die Bürger machten Brüderschaft mit den Truppen; die Kanoniere marschirten am Abend mit gezogenem Säbel, eine deutsche Fahne vorantragend, durch die Stadt. Am gleichen Tage wurde in Freiburg, wo der württembergische General von Müller im Namen des Reiches den Oberbefehl führte, eine Soldatenversammlung abgehalten. Unter den Truppen in Dörrach brach um dieselbe Zeit offene Meuterei aus, wobei der dortige Oberst von Kottberg einen Schuß durch den Leib erhielt. Da am 11. Mai in Kastatt ein Soldat Namens Stark, der Tags zuvor in der Versammlung aufreizende Reden gehalten hatte, nebst einem Unteroffizier in den Arrest verbracht worden war, rotteten sich die Kameraden seines Regiments mit noch anderen zusammen und besetzten den Stark mit Gewalt; die Kasernenwache weigerte sich, ihnen gegenüber von der Waffe Gebrauch zu machen. Am Abend war bereits der Aufruhr vollständig. Die Wohnung des Obersten des 3. Regiments wurde erstürmt; nur mit knapper Noth rettete dieser sein Leben. Als am Samstag Morgen der Kriegsminister, General Hoffmann, von Karlsruhe eintraf und durch eine Ansprache die Soldaten zum Gehorsam zurückzubringen suchte, hörte man ihn zwar an, und die aufrührerischen Truppen erwirkten von ihm die Erlaubniß, daß zwei Mann von jeder Kompagnie an der bevorstehenden Offenburger Versammlung theilnehmen durften; aber gegen Abend brachen die Gewaltthätigkeiten von Neuem aus. Die aufständische Infanterie besetzte das Schloß, und General Hoffmann mußte mit wenigen treu gebliebenen Truppen, namentlich Draagoonern, flüchtig die Festung verlassen, in der nun die Aufständischen sich als Herren einrichteten.

Ebenso revoltirten am 12. Mai zwei Kompagnien des Leibregiments, die zur Bewachung der Gefangenen nach Bruchsal kommandirt waren. Als sie deshalb am folgenden Tag durch zwei andere abgelöst und mit der Bahn nach Karlsruhe zurückbefördert wurden, fuhren sie unter dem Rufe „Gedeih hoch!“ im Karlsruher Bahnhof ein. Damit begann am Sonntag 13. Abends auch in Karlsruhe der Ausbruch der Meuterei unter den Truppen. Am Morgen des verhängnißvollen 13. Mai wurde ihnen der Eid auf die Reichsverfassung abgenommen, den sie unweigerlich leisteten. Bald nachdem am Abend die beiden Bruchsaler Kompagnien ihre alten Räume in der Kaserne des Leibregiments wieder bezogen hatten, begannen die Unruhen hier und in den Wirthshäusern der Stadt. Der Kommandeur des Regiments, Oberst Holz, der sich in die Kaserne begab, um zu beruhigen und das Schlimmste zu verhindern, wurde mit Widersehligkeiten und Beleidigungen empfangen, schließlich mißhandelt und konnte nur durch die Flucht sein Leben retten. Der zweite Sohn des Großherzogs, Prinz Friedrich, unser gegenwärtiger Landesherz, der ein Bataillon des Leibregiments befehligte, versuchte mit Lebensgefahr, die Meuternden zum Gehorsam zurückzubringen; aber umsonst; er mußte schließlich durch ein Fenster auf die Straße hinabspringen, um sich der bis zur Sinnlosigkeit gesteigerten Wuth zu entziehen. Dann zerstückten die aufständischen Soldaten im Verein mit Pöbelmassen die Wohnung des Obersten und richteten in der Kaserne allen möglichen Unfug an. Endlich zogen sie gegen das Zeughaus, das von einer kleinen Schaar treu gebliebener Truppen besetzt war und nun auch noch von einigen Kompagnien Bürgerwehr vertheidigt wurde. Hier kam es zum ersten Blutvergießen, da der Oberlieutenant Fäßler, der den Befehl im Zeughaus führte, unter keinen Umständen

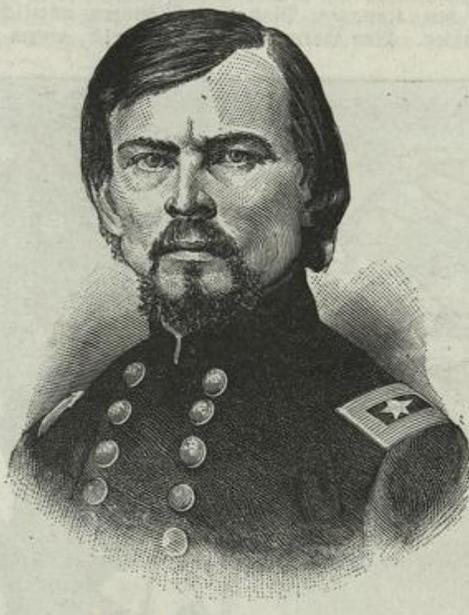
die dortigen Waffenvorräthe ausliefern wollte. Aber in der Frühe des 14. zog er, da er die Nutzlosigkeit des Widerstandes gegenüber neuen zu erwartenden Angriffen einsah, nach Gernersheim ab. Die Revolution hatte in der Hauptstadt und im ganzen Lande vollständig gesiegt; die Offiziere, soweit es ihnen nicht gelungen war, rechtzeitig ihre Person in Sicherheit zu bringen, wurden einige Tage später verhaftet und in die Kasematten nach Rastatt verbracht, aber am 13. Juni auf Befehl Brentanos wieder auf freien Fuß gesetzt.

IV. Die provisorische Regierung.

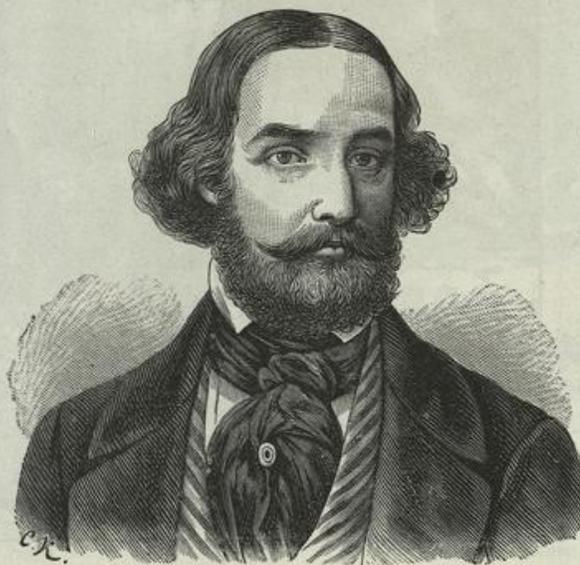
Wir kehren zur Landesversammlung nach Offenburg zurück. Hier ging es am Sonntag, 13. Mai, äußerst erregt und stürmisch zu. Schon am Tag vorher hatten die Abgeordneten der sämtlichen badischen Volksvereine eine Vorbesprechung abgehalten und eine Anzahl von Forderungen aufgestellt, die der Regierung vorgelegt und worauf diese sofort mit Ja oder Nein zu antworten aufgefordert werden sollte. Die Kammern seien alsbald aufzulösen, das Ministerium Bess zu entlassen, eine neue, verfassunggebende Landesversammlung einzuberufen und eine ausnahmslose Amnestie für sämtliche politische Gefangenen und Angellagten zu erlassen.

Sonntag früh um 6 Uhr erschienen die Offenburger Abgeordneten, welche diese Forderungen überbrachten, beim Minister Bess. Um 8 Uhr hielt das Staatsministerium unter dem Vorsitz des Großherzogs eine Beratung über die zu ertheilende Antwort. Es handelte sich jetzt einfach um die Frage: soll sich die Regierung der Revolution unterwerfen oder lieber thatsächlich fallen, als dem Vorgehen der Volksvereine durch Zustimmung noch den Charakter der Gesetzlichkeit verleihen. Die Antwort des Ministeriums fiel, wie nicht anders zu erwarten, verneinend aus.

Da inzwischen mit dem ersten Frühzuge am 13. Mai die Offenburger



Leutnant Sigel.



Microslawski.

fiel, wie nicht anders zu erwarten, verneinend aus.

dem Gelingen des Rastatter Militäraufstandes erhalten hatte, wartete sie die Rückkunft ihrer Abgeordneten und den Bescheid der Regierung gar nicht mehr ab, sondern beriet und beschloß ohne Rücksicht hierauf. Die Vertreter der Garnison Rastatt erklärten, daß sie, wie sie 1848 gegen das Volk und für die Regierung gekämpft hätten, nun für die Freiheit und für das Volk zu streiten bereit seien. Die Landesversammlung erklärte die „Revolution“ für „fortwährend“ und fakte eine Reihe revolutionärer Beschlüsse, durch welche die bestehende Regierung thatsächlich außer Kraft gesetzt wurde. Sie gab einem Ausschuss von 14 Mitgliedern, dem unter Anderen Brentano, Gögg, Fidler und Peter, daneben auch zwei Soldaten der Garnison Rastatt angehörten den Auftrag, „die nöthigen Anordnungen zur Durchführung dieser Beschlüsse mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu treffen und von dem Ergebnisse der heutigen Volksversammlung dem Landesauschuss in (dem aufständischen) Rheinbaiern, sowie den Landesauschüssen der übrigen Nachbarstaaten sofort Nachricht zu geben.“

Und in der That besah der Landesauschuss in Folge des Abfalls der Truppen wirklich die nöthigen Mittel. Denn da von der Reichsregierung keine rechtzeitige Hilfe zu erwarten und die Hauptstadt am Abend des 13. in der Hand der aufständischen Truppen war, so beschloß der Großherzog im Einverständnis mit dem Staatsministerium, sich noch in der gleichen Nacht mit seinen Angehörigen um der persönlichen Sicherheit willen außer Landes zu begeben. Er beabsichtigte zuerst, mit einem Zuge, der um 12 Uhr bei Gotesau, eine halbe Stunde vom Schloß entfernt, bereit stehen sollte, nach Frankfurt zu fahren; da aber schon vorher Schwärme von Soldaten und Freischärlern drohend auf dem Schloßplatz erschienen und es hier zum Blutvergießen kam, auch die Verbindung mit Gotesau abgeschnitten wurde, so flüchtete sich der Großherzog mit seiner Familie unter dem Schutz einer treugebliebenen Dragonerabtheilung

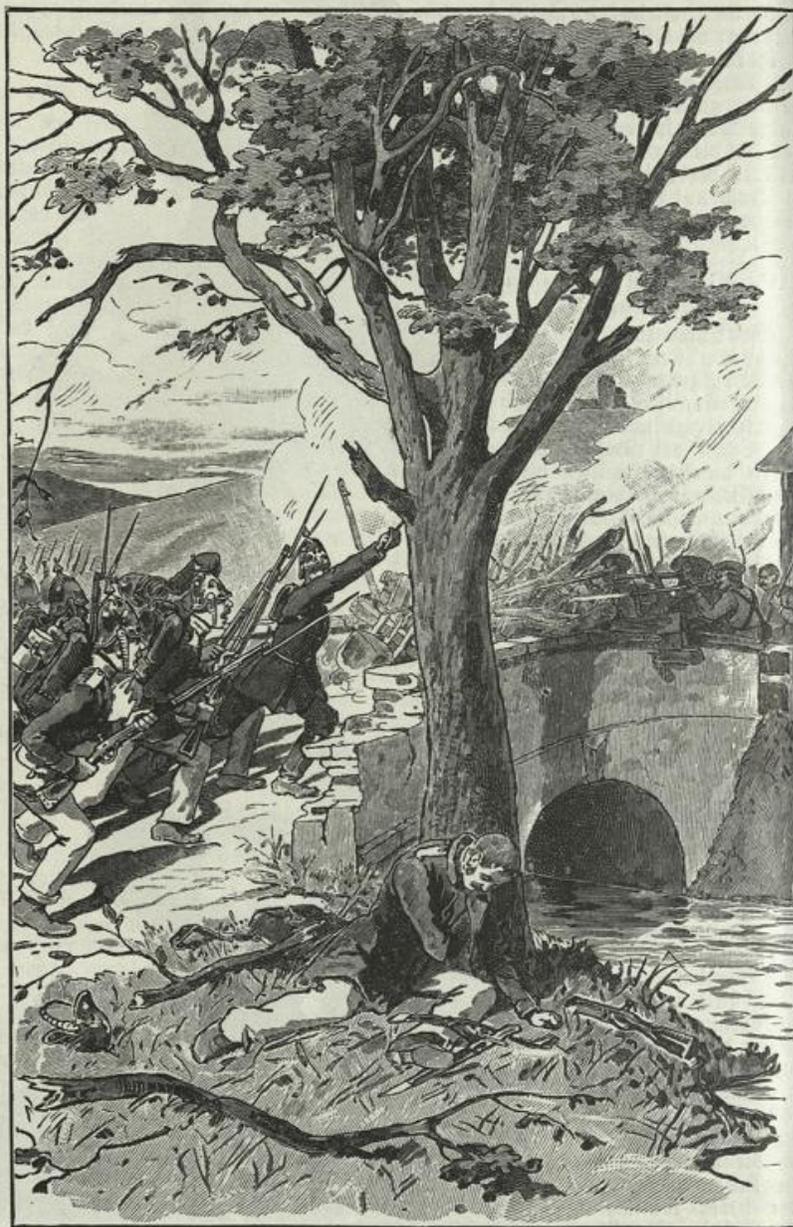
der Landesauschuss in Folge des Abfalls der Truppen wirklich die nöthigen Mittel. Denn da von der Reichsregierung keine rechtzeitige Hilfe zu erwarten und die Hauptstadt am Abend des 13. in der Hand der aufständischen Truppen war, so beschloß der Großherzog im Einverständnis mit dem Staatsministerium, sich noch in der gleichen Nacht mit seinen Angehörigen um der persönlichen Sicherheit willen außer Landes zu begeben. Er beabsichtigte zuerst, mit einem Zuge, der um 12 Uhr bei Gotesau, eine halbe Stunde vom Schloß entfernt, bereit stehen sollte, nach Frankfurt zu fahren; da aber schon vorher Schwärme von Soldaten und Freischärlern drohend auf dem Schloßplatz erschienen und es hier zum Blutvergießen kam, auch die Verbindung mit Gotesau abgeschnitten wurde, so flüchtete sich der Großherzog mit seiner Familie unter dem Schutz einer treugebliebenen Dragonerabtheilung

von 40 Mann und einer Batterie mit dem General Hoffmann nach der baierischen Festung Germersheim. In der Eile konnten nicht einmal genügend Wagen beigebracht werden, so daß der Großherzog auf einem Prokassen, die Prinzen auf den Kanonen Platz nehmen oder zu Fuß gehen mußten. Von Germersheim gelangte der Großherzog über Lauterburg und Saarbrücken nach Ehrenbreitstein und Frankfurt. Von Ehrenbreitstein aus, wo er in unmittelbare Verhandlungen mit einem preussischen Bevollmächtigten trat, verfügte er am 4. Juni die Entlassung seiner bisherigen Minister (mit Ausnahme des Kriegsministers). Schon zuvor hatte er sich in zwei eigenhändigen Schreiben (vom 24. und 31. Mai) an den König von Preußen um militärische Unterstützung gewandt. Er erhielt sie zugesagt, mußte aber dafür sein freikünniges Ministerium fallen lassen und in der deutschen Politik in die Gefolgschaft Preußens treten, d. h. sich vor Allem von der Gemeinschaft der deutschen Bundesstaaten lösen, welche die deutsche Reichsverfassung anerkannt hatten.

In Karlsruhe hatten am Vormittag des 14. Mai die Minister, die durch die vorzeitige Entfernung des Großherzogs jeder Vollmacht verlustig geworden waren, sich entschlossen, ebenfalls außer Landes zu flüchten; sie begaben sich nach Lauterburg, wo sie mit dem Großherzog zusammentrafen.

Wenige Stunden nach ihrer Abreise, am Montag Nachmittag 5 Uhr, traf über Rastatt der Offenburgener Landesausschuß, mit zahlreichen Truppen der Rastatter Garnison und Freischärlern im Gefolge, in Karlsruhe ein und nahm die Zügel der Regierung in die Hand. Brentano hielt eine Ansprache vom Balkon des Rathhauses, worin er die Uebernahme der Staatsgewalt durch den Landesausschuß bekannt gab. Schon in Offenburg war die „provisorische Regierung“ vorgelesen worden, und nun tauchten bald allerorts Bevollmächtigte derselben, „Civillkommissäre“, auf und nahmen den höheren Regierungsbeamten ihre Geschäfte ab.

Wir haben keine Veranlassung, die Thätigkeit des Landesausschusses lang und breit darzustellen. Er hatte seit dem 14. Mai die Staatslasten, die Verwaltung und das Heer in seiner Hand und übertrug vier Männern, nämlich Brentano, Peter, Sdag und Eichfeld, einem ehemaligen Oberleutnant, die



Gefecht bei Turlach.

höchste Gewalt. Der leitende Mann war der ehrgeizige Brentano, neben dem der eben erst aus dem Bruchsaler Gefängnis befreite und in den Landesausschuß berufene Struve bald völlig in den Hintergrund trat. Die meisten höheren Beamten der bisherigen Regierung durften in ihren Stellen bleiben;

nur mußten sie sich „auf Ehre und Gewissen“ verpflichten, „unbedingt und ohne Rückhalt den Anordnungen des Landesausschusses, unbeschadet ihrer auf die Landesverfassung geschuldeten Verpflichtung Folge zu leisten.“ Natürlich waren unter diesen Männern nur wenige Anhänger der Revolution; aber es war ein Glück, daß sie trotzdem auf ihrem Posten verharrten, da sonst die ganze Staatsmaschine Gefahr lief, still zu stehen oder wenigstens in ungeeigneter Weise bedient zu werden. Freilich erhielt dadurch auch das Rechtsgefühl einen bedenklichen Stoß; denn der frühere Eid auf die Verfassung konnte nicht in Einklang mit dem neuen stehen. Welche Wirkung mußte es haben, „wenn Amtsleute nun von denselben Personen Dienstweisungen entgegen nahmen und gehorfsam ausführten, gegen die sie wenige Monate vorher den Hochverrathsprozeß einleiteten?“ Das Hofgericht und das Oberhofgericht in Mannheim verweigerten denn auch die Leistung des Eides. So zeigte sich gleich, wie schwer es war, nicht bloß niederzureißen, sondern auch etwas Neues aufzubauen. Höchstens der in den Hintergrund geschobene Struve, der in seinen ruhigen Gesinnungskunden einen bis in's Einzelne ausgearbeiteten Plan der Revolutionierung ausgedacht hatte und mit erbarmungsloser Folgerichtigkeit nach der Art eines Robespierre vor keiner Maßregel zurückschreckte, hätte vielleicht — wenn die preussische Intervention nicht eingriff — eine badische Republik einrichten können, während Brentano dieser Aufgabe offenbar nicht gewachsen war und von einer Verlegenheit in die andere gerieth.

Der Landesausschuß ordnete am 17. Mai die Auflösung der beiden Kammern und Neuwahlen für eine konstituierende (verfassungsgebende) Versammlung an, setzte alle politischen Gefangenen in Freiheit und berief die politischen Flüchtlinge, so namentlich den in Amerika weilenden Hecker, zurück, der auch kam, aber gerade, als Alles zu Ende war. Dann wurde das Heer neu organisiert und den Blücher'schen Waffen gegeben. Daß es bei der neuen Ordnung der Dinge — wenn man das Wort Ordnung hier anwenden will — vielfach drunter und drüber ginge, daß namentlich mit Staatsgeldern oft in unverantwortlicher Weise gewirthschaftet wurde, ist selbstverständlich und konnte kaum anders sein, selbst wenn die leitenden Männer und ihre Organe

fähiger und rechtschaffener gewesen wären, als sie es oft sein mochten.

Hatten die revolutionären Führer gehofft, daß das in der Rheinpfalz und in Baden gegebene Beispiel allgemeine Nachahmung im übrigen Deutschland finden, daß aus der badischen die deutsche Republik



Die Kapitulation von Kastell.

hervorgehen werde, so sollten sie in dieser Erwartung recht bald und gründlich enttäuscht werden. Nirgends zeigte sich eine selbständige Erhebung. Ein Versuch, den Aufstand nach Hessen-Darmstadt zu verpflanzen, wobei es auch gelang, 6–8000 hessische Bauern dicht an der badischen Grenze zu sammeln, endigte mit der Zerspaltung dieses Haufens durch drei hessische Kompagnien.

In Baden wurde für den unzweifelhaft bevorstehenden Waffengang der ehemalige Leutnant **Sigel**, der uns als Anführer einer Freischaar beim Federzug vom Frühjahr 1848 bekannt ist, am 26. Mai zum Kriegsminister ernannt und mit der obersten Kriegsführung betraut. Er machte mit drei Regimentern Fußvolk, einem Regiment Dragoner, einer Artillerieabteilung und zahlreichen Freischaaren am 30. Mai einen Vorstoß gegen Hessen auf der Bergstraße, wurde aber bei Heppenheim von den hessischen Truppen, die allen Verführungen standhaft Trotz boten, mit schweren Verlusten zurückgewiesen. Solche Mißerfolge hatten vor Allem die nachtheilige Wirkung, daß sie unter den republikanischen Truppen, die an sich schon mit der Mannszucht auf gespanntem Fuß standen, Unbotmäßigkeit und Ausschreitungen noch steigerten. In Heidelberg sandten am 31. Mai die Offiziere und Soldaten des jetzt republikanischen ehemaligen Leibregiments eine Deputation an den zufällig anwesenden Brentano und ließen ihm als ihre Wünsche vortragen: 1) Rückberufung des Großherzogs und der früheren Regierung, wobei der Großherzog abeten werden sollte, Brentano zum Minister des Innern zu ernennen, 2) Entfernung Struve's aus der provisorischen Regierung, 3) Ausweisung aller Polen und nichtbadischen Freischaaren, 4) Absetzung Sigels, 5) Rückkehr des Leibregiments in seine Karlsruher Garnison. „Ein Offizier führte Brentano vor die Front seiner Kompanie —, und diese empfing den revolutionären Regenten mit dem Ruf: „Es lebe der Großherzog!“ Darauf erklärte Brentano: „Ich kann den Großherzog nicht zurückrufen; er wird übrigens schon von selbst kommen.“ Indessen wurde Sigel auf das Kriegsministerium beschränkt und ein Hauptmann Beck zum Oberbefehlshaber ernannt.

Am 1. Juni bewirkte es Brentano in Karlsruhe, daß der Landesausschuß eine provisorische Regierung, bestehend aus Brentano, Gögg, Fidler, Peter und Sigel einsetzte und sich dann auflöste. Zuerst erreichte von diesen Männern den unermüdblichen Agitator Fidler das Verhängniß. Als er alsbald nach Stuttgart abreiste, um dort eine Revolution in Scene zu setzen, wurde er am 2. Juni bei seinem ersten Ausgang in der schwäbischen Hauptstadt verhaftet und unschädlich gemacht.

Dagegen zog der General Peuder als Oberbefehlshaber der Reichstruppen an der Bergstraße ein Heer zusammen, das aus Hessen, Württembergern, Mecklenburgern, Kurhessen, Nassauern, Baiern, Preußen und Frankfurtern bestand, und wartete nur auf das Eintreffen eines angekündigten größeren preussischen Heeres, um mit diesem gemeinsam die Revolution niederzuerwerfen.

V. Die konstituierende Versammlung.

Mit Fidlers Verhaftung verlor die provisorische Regierung ihr fähigstes Mitglied und zugleich den Mann, der bisher die Spaltung der Republikaner in zwei feindliche Lager geschickt zu verhüten gewußt hatte. Es ist schon früher auf den Gegensatz zwischen den Radikalen, deren Führer Struve war, und den Gemäßigten, mit Brentano an der Spitze, hingewiesen worden. Nun erhoben jene, und nicht ohne einen Schein von Berechtigung, den Vorwurf, Brentano „verpufste die Revolution“. Als dann Struve im Verein mit einigen anderen Männern der äußersten Linken am 5. Juni von der provisorischen Regierung energisches Handeln, unter Anderem die

Berufung des polnischen Rebellen Generals **Mieroslawski**, verlangte und Anstalten traf, seine Forderungen mit Gewalt durchzusetzen, d. h. die Freischaaren in Karlsruhe aufbot, ließ Brentano ihn und einige seiner Gesinnungsgenossen am 6. Juni mit Hülfe der Karlsruher Bürgerwehr verhaften, gab sie jedoch bald wieder frei. In Folge davon wandte Struve der badischen Revolution den Rücken und ging nach der bairischen Pfalz.

Die Wahlen zur konstituierenden Versammlung, die inzwischen am 3. Juni stattgefunden hatten, fielen in der Mehrtheit günstig für die Richtung Brentanos aus. Nicht ohne Interesse freilich ist es zu hören, wie dieser selbst später, als er die Volksgunst eingebüßt hatte, über die damaligen Volksvertreter urtheilte. „Die Mehrheit“, meinte er, „bestand aus ganz unfähigen, gewöhnlichen Schreibern und bot das läglichste Bild einer Volksvertretung, die niemals getagt und die ihren gänzlichen Mangel an Einsicht und Kenntnissen hinter sogenannten revolutionären Anträgen verbergen wollte, die, heute zum Beschluß erhoben, morgen als unausführbar wieder umgestoßen werden mußten.“ Am 10. Juni wurde im Ständehaus zu Karlsruhe die erste Sitzung abgehalten. Brentano eröffnete sie mit einer sehr geschickten, gemähtigt gehaltenen und doch schwungvollen Rede.

Es fehlte der Versammlung offenbar an fähigen Köpfen und vor Allem — was ja sehr begreiflich war — an politischer Schulung; dementsprechend verliefen die Verhandlungen, die von Brentano in seinen oben angeführten Worten zutreffend charakterisirt sein dürften. Am 13. Juni beschloß sie gegen Brentano, der sich in der Minderheit befand, eine aus drei Männern bestehende unumschränkte Gewalt, eine Diktatur, an die Spitze des Staates zu stellen; gewählt wurden Brentano, Gögg und Werner, von denen ersterer die Befugniß erhielt, die Minister zu ernennen. Im Uebrigen stand seine Macht nur auf dem Papier; denn bereits bekümmerten sich die Heerführer um die provisorische Regierung so gut wie gar nichts mehr, sondern handelten auf eigene Faust.

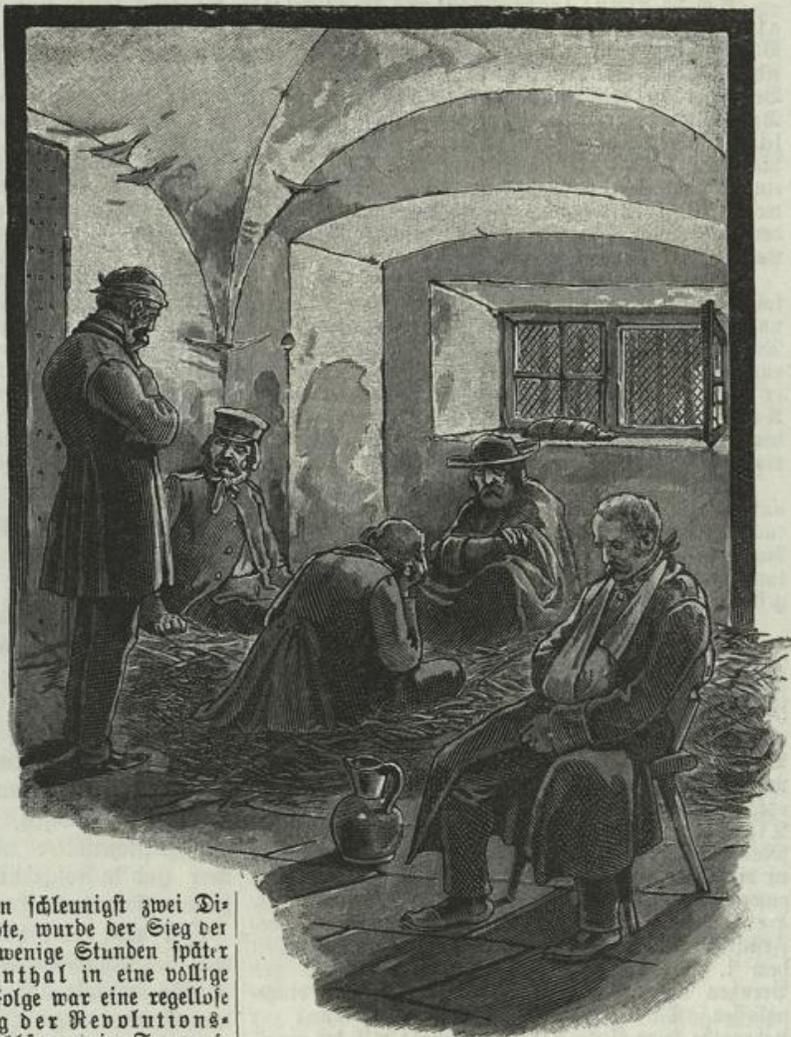
Bei den badischen Truppen, die im Norden des Landes dem Heer Peuder's gegenüberstanden, führte seit Anfang Juni wieder Sigel den Oberbefehl. Aber am 8. Juni langte bereits Ludwig **Mieroslawski** in Karlsruhe an, um die militärische Leitung der Revolution in Baden und der Rheinpfalz zu übernehmen. Damit kam ein Mann von weitem Blick und bedeutender Kriegserfahrung an die Spitze. Er hatte bereits 1830 und 1848 als Anführer polnischer Insurgenten und im April 1849 als Befehlshaber der sicilianischen Aufständischen gefochten; und wenn man bedenkt, daß er in Baden eine heillose Unordnung und Zuchtlosigkeit unter den Truppen antraf, daß er zudem nicht einmal der deutschen Sprache mächtig war, so verdienen die Erfolge, die er errang, alle Achtung. Und es that Noth, daß ein anderer Zug in die Sache der Revolutionäre kam. Bereits am 12. Juni besetzte eine Division von dem in Rheinbairern vordringenden Korps des preussischen Generals Hirschfeld Ludwigshafen, eine andere des gleichen Korps rückte zwei Tage später in Mannheim ein. Peuder verfügte über etwa 18 000 Mann. Dazu kam ein zweites preussisches Korps unter dem Grafen von der Gröben. Zusammen zählten die Gegner etwa 52 000 Mann, denen Mieroslawski nach seiner eigenen Berechnung etwa 18 000 mit 30 Geschützen gegenüberstellen konnte.

VI. Der Krieg vom Juni 1849.

Den Oberbefehl über die beiden preussischen Korps übernahm der Prinz von Preußen, der nachmalige König und Kaiser Wilhelm I. Er traf am 10. Juni in Mainz ein und verabredete hier am 12. mit Peucker und Gröben den Kriegsplan. Auf die Einzelheiten der militärischen Bewegungen einzugehen, kann ich mir ersparen, da es uns lediglich auf deren Ergebnisse ankommt. Am 15. wurde bei Ludwigshafen und den Neckar aufwärts bis gegen Hirschhorn, unterhalb Eberbachs, gekämpft; dabei verloren die Freischaaren zwar einiges Terrain, schlugen sich aber im Ganzen über Erwartung tapfer; namentlich wird die Ueberlegenheit ihrer Artillerie allseits rühmend anerkannt. Ebenso hielt sich Mieroslawski am 16. vortrefflich in einem Gefecht in der Gegend von Ladenburg, so daß die Regierung in Karlsruhe bereits Siegesjubiläum ankündigte. Aber die Lage wurde äußerst bedenklich, als der Aufstand in der bairischen Pfalz niedergeworfen war und die dortigen preussischen Truppen sich anschickten, auf das rechte Rheinufer hinüber zu gehen; denn dadurch wurde Mieroslawski auch in seinem Rücken bedroht. Wirklich überschritt das ganze preussische Armeekorps (Hirschfeld), das bisher gegen die aufständischen Pfälzer gekämpft hatte, am 20. Juni westlich von Philippsburg bei Rheinsheim den Strom, unter leichten Kämpfen gegen die dortigen Freischaaren, wobei Prinz Friedrich Karl von Preußen, ein Neffe des Königs, verwundet ward. Tags darauf gelang es Mieroslawski durch das Gefecht bei Waghäusel eine preussische Division (Hanneden) zum Rückzug zu nöthigen. Da indessen der Prinz von Preußen schleunigst zwei Divisionen zur Unterstützung sandte, wurde der Sieg der Republikaner vom Vormittag wenige Stunden später durch das Gefecht von Wiesenthal in eine völlige Niederlage verwandelt. Die Folge war eine regellose Flucht und völlige Auflösung der Revolutionsarmee; die Mannszucht, die mühsam einige Tage aufrecht erhalten worden war, brach völlig zusammen. Wären um die gleiche Zeit Peucker und Gröben von Norden her vorgezogen, so wäre wohl damals schon jede Fortsetzung des Widerstandes unmöglich gemacht worden. So aber verhielten sich beide ruhig, da sie zu spät von der Schlacht bei Waghäusel Kunde erhielten, und nahmen erst am 22. wieder die Bewegungen auf. Die Trümmer der geschlagenen Revolutionsarmee mit Mieroslawski und Sigel zogen sich auf der einzigen noch freien Straße über Sinshelm, Eppingen, Breiten und Durlach nach Karlsruhe und Rastatt zurück. Am 24. kamen die ersten Haufen nach anstrengenden Marschen in Durlach an. Hier versuchte die Nachhut, während

Mieroslawski nach Süden weiter zog, nochmals einen kurzen Widerstand gegen die verfolgenden Preußen, die schwere Verluste erlitten und eilte dann dem Hauptkorps nach.

Die Diktatoren und die konstituierende Versammlung zeigten sich gegenüber den erlittenen Schlägen vollkommen ohnmächtig und kopflos. Als der Feind der Landeshauptstadt näher kam, verzogen sich manche von diesen „konstituierenden Mitgliedern“ in Urlaub;



In den Kasematten in Rastatt.

die andern hielt sich reisefertig. Am 25. Juni floh beim Donner der preussischen Kanonen, die Durlach beschossen, wer sich schuldig fühlte und die Mittel zur Flucht gewinnen konnte: — die großherzogliche Regierung, die von Mainz her kam, nahm die Zügel wieder in die Hand. Am gleichen Tag zog die flüchtige Revolutionsarmee — noch etwa 18 000 Mann — in Rastatt ein. Drei Tage später langten bereits die preussischen Truppen vor der Festung an. Es kam noch zu einigen verzweifelten Kämpfen in deren Nachbarschaft; aber die badische Revo-

lution war zu Ende; ihre Sache war rettungslos verloren. Das sah auch Mirosławski ein. Er erbat und erhielt von der provisorischen Regierung seine Entlassung und ging ins Ausland. Auch Sigel, der nun wieder den Oberbefehl übernahm, — die Diktatoren und die Mitglieder der konstituierenden Versammlung waren klug genug, sich nicht in der „Mausfalle Rastatt“ fangen zu lassen, sondern flüchteten weiter in's badische Oberland, nach Offenburg und nach Freiburg.

Am 23. Juni legte Brentano seine Stelle als Diktator nieder, nachdem Strube bei den Volksvertretern den Beschluß durchgesetzt hatte, daß jeder, der mit dem Feind verhandeln wolle, für einen Verräther zu erklären sei; er floh in die Schweiz. Daheim wurde er später in contumaciam (= während seiner Abwesenheit) zum Tode verurtheilt. Nach längerem Aufenthalt in Amerika war es ihm noch einmal beschieden, nach Europa (1869) zurückzukehren, wo er seit 1872 einige Jahre hindurch als Vertreter der Vereinigten Staaten bei der sächsischen Regierung weilte; 1891 starb er in Chicago.

Sigel zog sich vor der ihm auf dem Fuße folgenden Reichsarmee von Freiburg über Billingen und Donaueschingen nach dem Seckreis zurück. In Donaueschingen gab er am 6. Juli das letzte „Regierungsblatt“ der Revolution aus; am 10. und 11. ging er bei Eglisau über den Rhein auf Schweizer Gebiet. Auch er endigte in Amerika, wo er als General in dem großen Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten (1861 bis 1865) eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Ebenso mußte Strube, sogar aus der Schweiz ausgewiesen, jenseits des großen Wassers eine Zuflucht suchen. Nach der Amnestie, die 1863 für die badischen Revolutionäre erlassen ward, kehrte er nach Deutschland zurück und ist hier im Jahre 1870 (zu Wien) gestorben.

VII. Rastatt.

Wir kommen zum letzten Akt der Tragödie, — wir kehren nach Rastatt zurück. Hier waren etwa 5—6000 Mann zurückgeblieben, die es versäumt hatten, rechtzeitig ihre Person in Sicherheit zu bringen, — Trümmer von allen möglichen Regimentern, Volkswehren und Freischaaaren. Den Oberbefehl führte ein ehemaliger badischer Leutnant, Gustav Nikolaus Liedemann, eine verunglückte Existenz, die der Mangel eines befriedigenden Berufs der Revolution in die Arme getrieben hatte. Neben ihm verdient als einer der fähigsten Führer der ehemalige Unteroffizier Heilig aus Pfullendorf, jetzt Befehlshaber der Festungsartillerie, hervorgehoben zu werden. Seit dem 1. Juli war die Festung vollständig von den Preußen unter dem Grafen von der Gröben eingeschlossen. Da die Freischärler der Aufforderung zur Uebergabe keine Folge leisteten, wurde mit der regelrechten Belagerung und seit dem 7. Juli mit der Beschickung begonnen. Die Belagerten hofften noch — die Führer thaten wenigstens, als ob sie noch hofften — auf Entsatz. Aber der preussische General bot ihnen, als er von diesem eiteln Wahn hörte, an, sie sollten sich durch eine Abordnung, der er freies Geleit nach Freiburg und Konstanz zusicherte, von der Auflösung des Revolutionsheeres überzeugen. Diese Erlaubniß wurde angenommen. Auf den Bericht, den die betreffenden Abgeordneten, darunter der bekannte Corvin, nach ihrer Rückkehr am 21. Juli in der Festung erstatteten, sah man die Kuchlosigkeit weiteren Widerstandes ein. Ein Kriegs Rath bot am 22. Juli dem

General Gröben an, daß die Besatzung bereit wäre, sich dem Großherzog zu ergeben; da aber dieser nicht zugegen sei, so verlange man freien Abzug nach Frankreich oder der Schweiz. Gröben erklärte jedoch, daß er nur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade annehme, im Uebrigen „sich verwenden wolle, daß der Besatzung alle diejenige Rücksicht zu Theil werde, welche die Umstände gestatteten.“ Welche Wahl blieb noch übrig? Der Kriegs Rath entschied sich für unbedingte Uebergabe. Am 23. wurde in Niederbühl die Kapitulation unterzeichnet. Darnach ergab sich die Besatzung auf Gnade und Ungnade dem Großherzog. Am späten Nachmittag erfolgte ihr Auszug; die Mannschaften mußten auf dem Glacis die Waffen niederlegen; dann wurden die Entwaffneten als Gefangene in die Festung zurückgebracht, die nun von preussischen Truppen besetzt ward. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 5600 Mann. Das war der Ausgang des Militäraufstandes in Baden.

Es folgte noch die traurige Thätigkeit der Standgerichte — 27 Todesurtheile wurden vollstreckt — die Verurtheilungen zu Zuchthausstrafen, Vermögensentziehungen, massenhafte Auswanderung. Es kam die Zeit der Reaktion auf allen Gebieten, die erst zu Anfang der sechziger Jahre vor einem frischen Hauch im politischen Leben, vor den neuerwachten nationalen und freihethlichen Bestrebungen sich zurückziehen mußte.

Unser Vaterland hat seinen Freiheitstaumel schwer büßen müssen; möge es vor der Wiederkehr ähnlichen Unheils stets bewahrt bleiben!

Aus der guten, alten Zeit.

Der Justizassessor Markus Helmer war ein Original. Er begann seine dienstliche Thätigkeit in der glorreichen Zeit, als noch „der Obervogt“ die Fuchtel über die von der Verwaltung ungetrennte Justiz schwang.

Als Ende der fünfziger Jahre endlich die vom Volk längst ersehnte, reinliche Scheidung der Justiz von der Verwaltung durchgeführt wurde, blieb Helmer auf seinen Wunsch in dem freundlichen Landstädtchen, wo er im Ganzen weit über ein Menschenalter als geachteter Richter thätig war und in Folge dessen den Gerichtsbezirk „wie seinen Hosensack“ kannte.

Er war eine höchst originelle Persönlichkeit, wie aus Nachstehendem ersehen werden mag.

Da er alle auf seiner Amtsstube verkehrenden Bauern von Jugend auf kannte, so mußte er sie, was ihm aber niemand verübelte.

Im Verkehr mit den Leuten überhaupt war Helmer stets kurz angebunden, schweigsam, namentlich im Dienst; sonst aber schnurrig, wie ein alter Kater. Er war von gedrungener, knorriger Gestalt, auf der ein großer fuchsroth behaarter und beharter Kopf saß. Eine mächtige Brille thronte auf seiner Habichtsnase.

So rauhhaarig er ausah und so unwirsch und mürrisch er sich gab, schlug ihm doch unter dem Brusttuch ein warmes Herz für seine Amts-

angehörigen. Für jeden armen Teufel hatte er eine offene Hand, und solcherweise unterstützte er nach möglichsten Kräften drei arme Kostschstudenten bis zur Vollendung ihrer Studien.

Einmal war er mit seiner eigenen Base verheiratet gewesen. Mit dem Abschluß dieser Ehe aber war es folgendermaßen zugegangen. Als er eines Tages mit dem bereits etwas ältlichen Bäschen einen Spaziergang machte, erklärte er diesem: „Siehst du dort oben am Teich den allein stehenden Zwetschgenbaum? Nun wohl: ich will dich heiraten; damit du aber Bedenkzeit hast, machen wir die Sache so: „Ich laufe jetzt links am Teich hin bis zu dem Baum und du rechts am Teich; kehrt du unterwegs um, dann ist es mit unserer Heirat nichts, gehst du aber, wie ich, bis zum Zwetschgenbaum hin, so bedeutet dies dein Jawort!“

Helmer lief zum Baum hin, sie natürlich auch und dort beiderseits angekommen, schloß er mit seiner Base den Bund für das Leben und bald darauf thatsächlich die Ehe. Eine unglückliche Niederkunst raubte ihm jedoch schon bald das treue Weib und er zog für den Lebensrest das Witwerthum dem Abschluß einer zweiten Ehe vor.

Die mit seiner Frau bewohnten Räume betrat er nicht mehr; er zog hinunter in die neben seiner Kanzlei befindliche Registratur, wo sein Faktotum, der alte Amtsdienner Biesele, der noch unter Napoleon I. mit dem badischen Kontingent in Spanien als Kanonier gedient hatte, ihm das Bett aufschlug und ihm durch seine Frau die Tageskost reichen ließ.

Seinem Hühnerhund Feldmann wurde ebenfalls in der Registratur ein geräumiges leeres Altensack als Hütte angewiesen.

Helmer war Jäger und guter Schütze und er sagte, gerade wie unser Altreichskanzler Bismarck, es sei ihm am wohlsten in Schmierstiefeln; er hatte die Feld- und Waldgemarkung des Städtchens gepachtet, schoß aber unter Schonung des Wildes nur so viel, als er für seinen frugalen Tisch in der Registratur brauchte.

Meistens trug er auch im Dienst seine langen Wasserstiefel, dazu seinen alten Gottfried, einen grauen Flausrock, in welcher Montur er sich bei seiner kurzen, gedrungenen Gestalt wunderbarlich genug ausnahm.

Eine Eigenthümlichkeit und ein Beweis für die seltene Gewissenhaftigkeit Helmers war es auch, daß, wenn er einmal seinen Jagdpaß vergessen oder je einmal über die Polizeistunde im Wirthshaus gefessen, er sofort eine Anzeige an die Polizeibehörde mit dem Antrag auf alsbaldige Bestrafung seiner Person einsandte.

Mußte er des Jahres ein oder zweimal —

was ihm ganz gegen den Strich ging —, in dem ihm höchst verhassten Gallafract erscheinen, so war sein erstes Geschäft, daß er auf seiner Kanzlei einen großen Spiegel auf den Arbeitstisch stellte, sich in Positur davor setzte und dann mit der langen Kanzleipapierscheere sein Haupt- und Barthaar kürzte und in Ordnung brachte.

Eine unüberwindliche Abneigung hatte er gegen die Advokaten. Kam ein Schriftsatz von einem solchen ein, so schrie er gleich ins Nebenzimmer hinein: „Herr Praktikant, da nehmen Sie's, machen Sie's fertig, ich will nichts von dem Zeug wissen, die Advokaten stecken dahinter!“ Sein Ideal in dieser Richtung war der Kanton



Siehst du dort oben am Teich den allein stehenden Zwetschgenbaum? Appenzell Inner-Rhoden, wo bekanntlich bis heutigen Tags sich kein Advokat sehen, geschweige niederlassen darf. Er hielt nämlich die Advokaten für schädlich, vollkommen überflüssig und nur dazu da, die Leute hintereinander zu bringen und ihnen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Alle Streitigkeiten wurden deshalb durch Vergleich erledigt, ein Urtheil mit Gründen kam so gut wie gar nicht vor. In Strafsachen beruhigten sich die Leute stets bei seinem Spruch. — Appellationen, Rekurse, Beschwerden an's Obergericht gab es niemals.

Zwei Hauptkunden auf der Amtsstube waren die beiden Lederhöslebauern, der Lochbauer und der Bärenmattheis, zwei sehr begüterte Landwirthe und Nachbarn, die sich jahraus, jahrein in den Haaren lagen. Einmal stritten sie sich über eine Reihe Forderungen und Gegenforderungen, lauter kleine Kosten.

Endlich wurden sie nach heißem Bemühen des Richters, die Streitsache beizulegen, einig — bis auf den Betrag von zwei Kronenthalern; weiter waren sie absolut nicht zu bringen. Nunmehr aber zog Helmer, da es bereits Essenszeit war,

seinen Geldbeutel aus der Tasche, legte zwei Kronenthaler auf den Tisch und sagte: „So, um die langweilige Sach' fertig zu machen, zahl ich die zwei Kronenthaler, Lochbauer, du kriegst einen und du Bärenmattheis den anderen, jetzt unterschreibt das Protokoll!“

Nachdem die beiden Bauern unterschrieben hatten, strich Helmer kaltlächelnd die zwei Kronenthaler wieder ein, erhob sich vom Tisch und rief:

„So, jetzt hab' ich genug mit Euch, glaubt Ihr, daß ich so dumm bin und gebe für Eure Launen aus meinem Sack Geld — zwei Kronenthaler her?! Warum nit gar! Setzt fort, Ihr hartgefotenen Prozeßer, nix wie naus, wo der Zimmermann 's Loch gemacht hat!“

Dem Lochbauer und Bärenmattheis imponirte dieser Zuspruch, sie erklärten ihren Verzicht auf die strittigen Kronenthaler und bedankten sich für die Mühe, die der Richter um den Vergleichsabschluß sich gegeben hatte.

Bei der Vergleichspraxis ging Helmer davon aus, daß eben ein magerer Vergleich viel billiger sei, als ein fetter, langwieriger Prozeß und in der That hatte er in den langen Jahren den Angehörigen seines Bezirks viele Tausende gespart, wofür ihm die Leute schließlich nur dankbar waren.

Helmer sagte oft: „Was, zum Teufel, thut denn der Bauer mit dem heutzutage so beliebten, kilometerlangen, mit allerhand Belehrsamkeit gepflasterten Entscheidungsgründen, ein bündiger, klarer, in drei Sätzen festgestellter Vergleich ist weit besser, stiftet Frieden unter den Parteien, der halbe Bogen Papier hat Platz im rothen Unterfutter des Bauers und was die Hauptsache ist, der Vergleich kostet soviel wie nichts!“ Helmer hatte die Schulle für die Theilungskommissäre oder Notare eine zweckmäßige Amtskleidung ausfindig zu machen und beschäftigte sich lange und ernsthaft mit diesem Problem. Der Kommissär oder Notar sollte nämlich — seiner Ansicht nach — im Stande sein, jederzeit, wo er gieng und stand, sofort, auch auf der offenen Landstraße, einem beliebigen, ihm begegnenden Menschen, der sein Testament machen wollte und dem es hiefür aus irgend einem Grunde pressirte, den letzten Willen aufzunehmen.

Endlich war das Problem gelöst: Der Theilungskommissär oder Notar sollte eine solide, bauchige, mit der Landes-Cocarde geschmückte Ledermütze tragen, in welcher Tinte und Sand, Siegellack und Petschaft bequem verwahrt werden könnten, für das Papier und Federn war eine seitwärts getragene Ledertasche vorgesehen; als Sitz schlug er einen Jagdstock zum Aufklappen und als aufzuschlagenden Tisch den breiten, alt-

fränkischen, aus gutem Sturzblech gefertigten Hosenlaß vor. Mit diesem Gesamtapparat konnte nach Helmers Erfindung ein Notar jederzeit und überall, Jedem, der sein Testament plötzlich errichten wollte, entsprechen.

Nur eigentlich einmal im Monat zeigte sich Helmer etwas aufgeknüpfter, wie gewöhnlich, sogar vergnügt, wenn nämlich der Amtstag in dem zwei Stunden vom Gerichtssitz entfernten zweiten Städtchen des Bezirks abgehalten wurde.

Dorthin fuhr dann Helmer mit seinem handfesten Praktikanten, dem sog. „starken Aktuar“ in einem alten Kumpelkasten von Amtschaise zum gewöhnlichen Absteigequartier in die Post, oder wie er scherzweise sagte, da der Wirth die Schwindsucht hatte, zum Gasthaus „zur goldenen Tuberkel“.

Geschäfte gab es auf diesem Amtstag so gut wie gar keine. Das zweite Städtchen des Bezirks war in früheren Jahren selbst Amtstadt gewesen und zur Erinnerung daran ließ man hier den von der Gemeinde bezahlten Amtstag bestehen. Einige Zahlbefehle, Beleidigungsklagen wurden aufgenommen und dann ging's schleunigst hinunter zum Frühschoppen auf die gute Regalbahn, wo Helmer und sein Praktikant sich für den Nachmittag einschossen.

Nach Tisch erschienen die Honorationen des Städtchens, verschiedene Pfarrherrn und eine Reihe Schullehrer der Umgegend und nun wurde bis zu mitternäch'ger Stunde und oft auch darüber hinaus das Regelspiel geübt.

Die Beiden waren sog. Kirchweihfegler und konnten sich sehen lassen und die Folge war, daß die zahlreich erschienene Regelfgesellschaft von ihnen jedesmal gründlich ausgelamiert wurde. Zuerst wurden nur kleine Einsätze riskirt; mit der Erwärmung der Köpfe aber stiegen die Einsätze und jeweils zum Schluß wurden drei Würfe um einen auf das Brett geworfenen Kronenthaler à 2 Gulden 42 Kreuzer (4 Mk. 63 Pfg.) gethan.

Der Chef und sein Praktikant schlugen bei diesem Amtstag stets ihre drei- bis vierfachen Diäten heraus, kam es doch einmal vor, daß der „starke Aktuar“ nicht weniger als 10 Kronenthaler = 27 Gulden (46 Mk. 30 Pfg.) als Regelfgewinn mit heim nahm, fast eben so viel als sein damaliger monatlicher Schreibergehalt betrug.

Längst ist Markus Helmer heimgegangen, trotz seines eigenthümlichen Wesens, seiner Absonderlichkeiten und sogar Schrullen von den Angehörigen des Bezirks unvergessen und aufrichtig betrauert; er schläft jetzt an der stillen, vom thalwärts strömenden Waldbach umspülten Friedhofsmauer den Schlaf des Gerechten. —

Fürst Otto von Bismarck.

Ein Nachruf des Hausfreundes für unsern ersten Reichskanzler.

Am 29. Juli 1898, kurz vor Mitternacht, ist Fürst Otto von Bismarck, des neuen deutschen Reiches erster Kanzler, — ist unser Bismarck, wie wir Deutsche aller Gauen mit Stolz ihn nennen dürfen, auf seinem Schloß zu Friedrichsruh verschieden.

Was er seinem engeren Vaterlande Preußen und dessen Königen, was er dem großen deutschen Vaterlande gewesen ist, das läßt sich nicht auf wenige Blätter unseres Kalenders zusammendrängen; das erzählt die Geschichte des zur Neigegehenden Jahrhunderts, das verkündet dem jetzigen und künftigen Geschlecht sein mächtiges

Werk, das deutsche Reich, dessen Bau er mit kräftiger Meisterhand gefügt hat.

Aber ein Blatt der Erinnerung will der Hausfreund an seinem Grabeniederlegen, und er hofft, daß seine Leser ihm

gern folgen, wenn er erzählt, wie unser Bismarck geworden ist.

I.

„Die gestern erfolgte glückliche Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohn verfehlt ich nicht allen Verwandten und Freun-

Hausfreund.

den unter Verbitung des Glückwunsches bekannt zu machen.

Schönhausen, den 2. April 1815.

Ferd. v. Bismarck.“

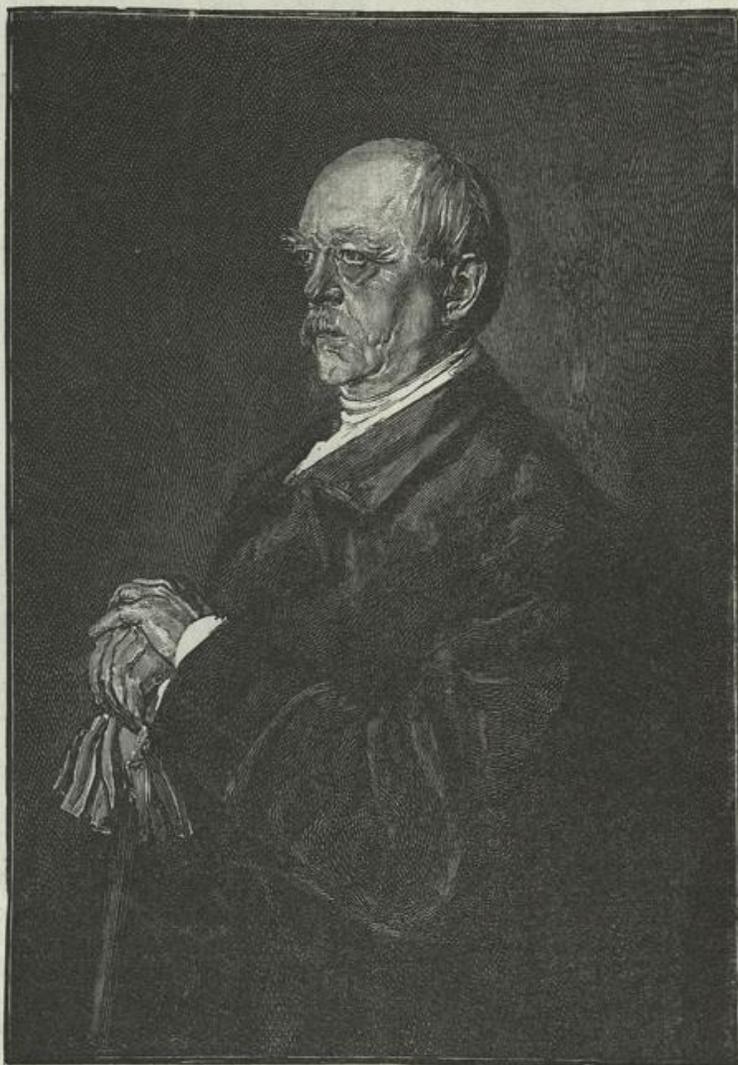
Mit diesen Worten zeigte der Rittmeister außer Diensten Ferdinand von Bismarck die Geburt seines zweiten Sohnes (vierten Kindes)

Otto Eduard Leopold, des späteren Reichskanzlers, in den „Berlinerischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ an.

Die Bismarck sind ein altes adeliges Geschlecht, ursprünglich in der Altmark (der nördlichen Hälfte der heutigen Provinz Sachsen) ansässig, wo schon um 1270 ein Herbold von Bismarck als Vorsteher der Kaufmannsgilde zu Stendal erscheint. Im Jahr 1562 erwarb einer von ihnen Dorf und Herrschaft Schönhausen, östlich von Stendal, wo unser Otto das Lebenslicht erblickte und wovon er den Beinamen erhielt.

Sein Vater trat, dem beim

preussischen Adel geltenden Brauch folgend, früh ins Heer ein, verließ aber schon im Jahr 1795 als Rittmeister diesen Beruf, nachdem er den preussischen Feldzug gegen die französischen Revolutionsheere mitgemacht und dabei verwundet worden war. Der kriegerische, stets kampfbereite Sinn steckte zeitlebens in dem Blut seines großen Sohnes,



Bismarck.

Photographie-Verlag der Photogr. Union in München.

wenn dieser auch keine Gelegenheit fand, ihn auf dem Schlachtfelde zu bethätigen. Der Rittmeister a. D. widmete sich nun der Bewirthschaftung seiner Besitzungen, nämlich des halben Schönhausen, wozu im Jahre 1835 das deutsche Volk die andere Hälfte als Zeichen seiner Dankbarkeit dem Fürsten zum siebenzigsten Geburtstag darbrachte, und außerdem dreier pommerischen Güter, die er nach dem Aussterben einer dortigen verwandten Linie erbt. Die Mutter, welche der Gutsherr von Schönhausen im Jahr 1806 heimgeführt hatte, — Wilhelmine Luise, geborene Mendon — gehörte einer vornehmen Gelehrten- und Beamtenfamilie an.

Die frühesten Kinderjahre verlebte der junge Otto in Pommern auf einem der dortigen Güter (Kniephof), wohin die Eltern 1816 übersiedelten. Daher mag es wohl kommen, daß Bismarck stets den Pommern und pommerisch derber Art ein gutes Andenken bewahrte. Vor allem aber haben auch die damals empfundenen Freuden des Landlebens in dem Gemüthe des Knaben einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Wie oft gedenkt er als Mann, wenn die Stürme des politischen Lebens ihn umtobten, wenn die Widerwärtigkeiten des Staatsdienstes und der Hoflust ihm auf Schritt und Tritt hemmend in den Weg traten, der Ruhe und Zufriedenheit, die er fern von Ränken und Aufregung als Gutsherr genießen konnte. Doch nur kurz war diese Zeit harmloser Freude. Schon mit sechs Jahren lernte das Kind des Lebens rauhe Wirklichkeit kennen. Im Jahre 1821 wurde der kleine Otto aus dem Elternhaus in eine private Erziehungsanstalt nach Berlin gebracht, wo er sechs Jahre verweilte. Sie scheinen keine guten Erinnerungen in ihm hinterlassen zu haben. Die Pedanterie und der alle natürliche Lebensfreude erstickende seelische Zwang, worunter er zu leiden hatte, ließen ihn nur mit Bitterkeit daran zurückdenken; sie machten, daß ihm der Uebertritt auf das Gymnasium eine wahre Erlösung aus der Hölle dünkte, zumal nun die Eltern auf einige Jahre ihren Aufenthalt in Berlin nahmen und er wieder daheim war.

Nach glücklich und regelrecht beendeten Gymnasialstudien bezog im Frühjahr 1832 der siebenjährige Jüngling die Universität. Er wäre am liebsten nach Alt-Heidelberg, der „seinen“, gegangen. Der Wunsch der klugen Mutter aber, die aus ihrem Otto einen Diplomaten machen wollte, entschied für Göttingen, das wegen seiner berühmten Professoren und der herrschenden feinen Sitten damals einen besonderen Ruf genoß. Vier Semester hat Bismarck in der hannover-

schen Universitätsstadt zugebracht. Studirt wurde wenig, herzlich wenig, namentlich in dem Fach der Rechts- und Staatswissenschaften, die für den künftigen Beruf vorbereiten sollten. Um so ernster nahm er es mit den Pflichten des Korpsburschen; auf der Mensur, da stand er seinen Mann; sein unerschrockener Muth und seine Schlagfertigkeit, die er in späteren Jahren so glänzend auch mit den Waffen der Rede bewährte, haben ihm damals den Beinamen „Achilles der Unverwundbare“ eingetragen. Anders wurde dies, als er im Frühjahr 1834 sich an der Universität Berlin immatrikulieren ließ. Nun warf er sich mit Macht auf sein Fachstudium, und im Mai 1835 bestand der Zwanzigjährige mit der Note „sehr gut befähigt“ das Auskultator —, wir würden sagen: Rechtspraktikanteneexamen.

So stand er auf der untersten, der ersten Stufe der Leiter, die zu Amt und Würden im Staatsdienst zu führen pflegt. Freilich der Einförmigkeit, der Langweile und oft Geistlosigkeit des Bureaudienstes, den er in verschiedenen Zweigen des Gerichtswesens und der Verwaltung nun kennen lernte, vermochte er gar keinen Geschmack abzugewinnen; das kam ihm doch alles gar zu alt und grau vor, stand oft in einem zu grellen Widerspruch mit dem grünen, lebensvollen Baum der Wirklichkeit. Er empfand es als eine Erlösung, als er im März 1838 als Einjähriger freiwilliger bei den Gardejägern in Potsdam eintrat. Ein halbes Jahr später vertauschte er dieses Regiment mit den „Jägern“ in Greifswald, wo er sich nebenher noch in die Lehren der Landwirthschaft vertiefte. Schon im folgenden Jahre bekam er Gelegenheit, sein hier erworbenes Wissen auch praktisch anzuwenden. Denn nach dem Austritt aus dem Regiment erhielt er gemeinsam mit seinem älteren Bruder Bernhard die Bewirthschaftung der drei pommerischen Güter zugewiesen, während der seit Beginn 1839 verwitwete Vater sich nach Schönhausen zurückzog. Als im November 1845 auch der Vater starb, übernahm Otto das Stammgut Schönhausen und wurde „aus einem Pommern wieder ein Altmärker“. 1847 trat er als stellvertretender Abgeordneter zum sogenannten Vereinigten Landtag der preußischen Monarchie zum ersten Mal in die Oeffentlichkeit und machte sich als rückichtsloser Vorkämpfer für die monarchischen Vorrechte bemerkbar. Im Sommer dieses Jahres führte er eine Frau ins Haus. Es war seine liebe Johanna, eine geborene von Puttkamer aus Pommern, die ihm bis zu ihrem Ende eine wackere, treue Genossin und Gehülfin ge-

wesen ist, sein Trost in schlimmen Tagen, seine liebevolle Theilnehmerin an Ruhm und Erfolg, wie es in einer echten und rechten Ehe sein soll. Ihr Tod im Jahre 1894 war wohl das herbste Leid, von welchem das Gemüth des greisen Kanzlers je betroffen ward.

II.

Das Jahr 1847 bezeichnet noch in anderer Beziehung einen Markstein in Bismarcks Lebensgang; mit ihm betritt er die Laufbahn des Staatsmannes. Seine Leistungen auf diesem Gebiete auch nur aufzuzählen, geschweige denn ihre Bedeutung nach Verdienst zu würdigen, würde den Raum mehr als eines Kalenders in

berkehrt, erscheint da seine unverbrüchliche Treue gegen seinen König; ihr gegenüber schrumpfen alle anderen Rücksichten in nichts zusammen. Seinen König, sein Preußen, sein Deutschland groß machen, — das war sein Ehrgeiz, das A und das D seiner politischen Weisheit und Grundsätze. Darum wollte auch die Bunde nie vernarben, welche die jähe Entlassung am 20. März 1890 seinem Herzen schlug; diese Erfahrung, die der 75jährige machte, traf ihn im tiefsten Innern, weil er sie nicht glaubte verdient zu haben, weil sie — wäre sein Geist weniger stark gewesen — ihn hätte irr machen können an dem Glauben an seine Ideale.



Die Eltern Bismarcks.

Nach Zeichnungen von Franz Arthger aus dem Jahre 1826.

Anspruch nehmen; hier kann nur das Allerwichtigste in großen Zügen angedeutet werden.

In seinen letzten Lebensjahren hat Fürst Bismarck, als er in unfreiwilliger Muße zu Friedrichsruh in beschaulicher Zurückgezogenheit weilte, einen Rückblick auf seine Vergangenheit geworfen und dabei seine „Gedanken und Erinnerungen“ aufgezeichnet, die als ein kostbares Erbtheil nach seinem Tode dem deutschen Volke mitgetheilt worden sind. Der Geist des angehenden Achtzigers athmet darin noch eine Frische und Kraft, die es bedauerlich erscheinen lassen, daß sie nicht mehr zum Heil und Segen des Reiches zur vollen Geltung kommen konnten. Vor allem aber zeigt sich darin seine Eigenart aufs klarste und schönste; da ist kein Bemänteln, kein Verdecken, da ist lauter reine, unverhüllte Wahrheit. Als Grundzug seines Wesens, der in allen möglichen Formen stets aufs neue wie-

Wie wallte sein Blut auf über, die Schmach, welche dem preussischen Königthum von Gottes Gnaden in den Berliner Märztagen des Jahres Achtundvierzig widerfuhr! — der Hausfreund hat im vorjährigen Kalender seinen Lesern davon erzählt, — was that er, der Privatmann, nicht alles, um Friedrich Wilhelm IV., der ihm von seinen Berathern verrathen scheinen mochte, wieder zum unumschränkten Herrn seines Willens zu machen. Hören wir ihn selbst.

„Am 20. März,“ erzählt er, „meldeten mir die Bauern in Schönhausen, es seien Abgeordnete aus dem dreiviertel Meilen entfernten Tangermünde angekommen mit der Aufforderung, wie in der genannten Stadt geschehen war, auf dem Thurme die schwarz-roth-goldene (gleich revolutionäre) Fahne aufzuziehen, und mit der Drohung, im Weigerungsfalle mit Verstärkung wiederzukommen. Ich fragte die Bauern, ob sie

sich wehren wollten; sie antworteten mit einem einstimmigen und lebhaften „Ja“, und ich empfahl ihnen, die Städter aus dem Dorfe zu treiben, was unter eifriger Betheiligung der Weiber besorgt wurde. Ich ließ dann eine in der Kirche vorhandene weiße Fahne mit schwarzem Kreuz auf dem Thurm aufziehen und ermittelte, was an Gewehren und Schießbedarf im Dorfe vorhanden war, wobei etwa 50 bäuerliche Järggewehre zum Vorschein kamen. Ich selbst besah mit Einrechnung der alterthümlichen einige zwanzig und ließ Pulver durch reitende Boten aus dem nächsten Städtchen holen.

Dann fuhr ich mit meiner Frau auf umliegende Dörfer und fand die Bauern eifrig bereit, dem König nach Berlin zu Hülfe zu ziehn. Nur mein nächster Nachbar schwärmte für die Berliner Bewegung, warf mir vor, eine Brandfackel in das Land zu schleudern, und erklärte, wenn die Bauern sich wirklich zum Abmarsch anschicken sollten, so werde er auftreten und abwiegeln. Ich erwiderte: „Sie kennen mich als einen ruhigen Mann, aber wenn Sie das thun, so schieße ich Sie nieder.“ — „Das werden Sie nicht,“ meinte er. — „Ich gebe mein Ehrenwort darauf,“ versetzte ich, „und Sie wissen, daß ich das halte, also lassen Sie das!“

Bismarck bahnte sich den Weg nach Berlin und in der revolutionären Stadt durch die erregten Volkshäufen bis ins königliche Schloß. Er, der einfache Landjunker, schrieb im Schloß, wo er sich nicht bis zu seinem König durchdrängen konnte und mochte, einen Brief, worin er ihn zum Ausharren ermahnte. Die Revolution beschränkte sich auf die großen Städte, und der König sei Herr im Lande, so bald er Berlin verlasse. „Der König antwortete mir nicht,“ berichtet Bismarck weiter, „hat mir aber später gesagt, er habe den auf schlechtem Papier schlecht geschriebenen Brief als das erste Zeichen von Sympathie, das er damals erhalten, sorgfältig aufbewahrt.“

Seine Treue, sein Muth, seine geistige Bedeutung wurden zeitig von Friedrich Wilhelm erkannt und anerkannt. Er galt als der Ritter, der „heilige Georg“, der im Stande sei, den Drachen des revolutionären Geistes zu erlegen.

Mit 36 Jahren berief ihn das Vertrauen seines Königs auf einen der wichtigsten und verantwortungsvollsten Posten; er wurde Preußens Gesandter beim Bundestag unseligen Andenkens in Frankfurt. Das Thun und Treiben — der Ausdruck „Nichtsthun“ wäre treffender! — der hohen Herren in Frankfurt, der Bevollmächtigten der 36 Staaten und Städtchen, die

das damalige Deutschland darstellten, machte auf den sarkastisch angelegten Herrn von Bismarck einen trübseligen, ja widerlichen Eindruck. „Es sind lauter Lappalien, mit denen sich die Leute quälen, und diese Diplomaten sind mir schon jetzt mit ihrer wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher als der Abgeordnete der zweiten Kammer im Gefühl seiner Würde,“ schreibt er nicht lange nach seiner Ernennung nach Hause. Vor allem empörte ihn die Bevormundung, welche das unfähige österreichische Kabinet gerade gegen Preußen, den Staat, dessen Großmachstellung ihm ein Dorn im Auge war, ausüben wollte.

Als Friedrich Wilhelms Bruder, der Prinzregent und nachmalige König Wilhelm von Preußen, die Regierung übernommen hatte, wurde Bismarck im Januar 1859 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten preußischen Minister am Hof in Petersburg ernannt. Ueber drei Jahre verweilte er in dieser Stellung am Strande der Newa. Seinem Geschick war es namentlich zu verdanken, daß die alten freundschaftlichen Beziehungen zwischen dem russischen Kaiser- und dem preußischen Königshaus allen Gegenströmungen zum Trotz immer enger wurden. Er gewann in hohem Grade das Vertrauen des deutschfreundlichen Kaisers Alexander II., und diesem Umstande war es später, im Jahr 1870, in allererster Linie zuzuschreiben, wenn Preußen im Kriege gegen Frankreich seinen Rücken durch Rußland gesichert wußte. Im Mai 1862 vertauschte Bismarck den Petersburger Posten mit dem eines preußischen Gesandten in Paris. Der französische Kaiserhof konnte in jenen Zeiten für eine Art Hochschule der Staatsmänner gelten. Denn Napoleon III., der vor wenigen Jahren im Krimkriege Rußland gedemüthigt, dann als Verbündeter des Königs Viktor Emanuel von Sardinien durch seine Siege von Magenta und Solferino (1859) Oesterreichs Uebergewicht in Italien gebrochen und den Anstoß zur nationalen Einigung des bunten italienischen Staatengebietes gegeben hatte, stand — eine Art Schiedsrichter von Europa — gerade im Zenith seines Glanzes. Nach Andeutungen, die er am 26. Juni auf einem Spaziergang im Schloßpark von Fontainebleau dem preußischen Gesandten in vertraulicher Unterredung machte, scheint sich damals das Wiener Kabinet um die Gunst des französischen Kaisers beworben zu haben, um ein Zusammengehen beider Staaten in der auswärtigen Politik herbeizuführen. Zwar war Bismarck schon lange davon überzeugt, daß die österreichische Staatskunst noch immer, wie zur Zeit des siebenjährigen Krieges, darauf ausging, Preußen

niederzuhalten; er war sich von jeher klar darüber, daß die traurige Schöpfung des Wiener Kongresses von 1815, der deutsche Bund, eine ungesunde Mißgeburt und daß eine Lösung der deutschen nationalen Frage, die Errichtung eines deutschen Reiches zusammen mit Oesterreich, ein Ding der Unmöglichkeit sei. Er sagte sich sofort, daß ein französisch-österreichisches Bündniß in erster Linie gegen seinen eigenen König gerichtet sein müsse. Trotzdem wies er, wie er ja auch später allen französischen Lockungen siegreich widerstanden hat, den Gedanken eines von Napoleon angeregten französisch-preussischen Bündnisses in seinem Bericht an König Wilhelm zurück. Er machte nur darauf aufmerksam, daß Preußen auf treue Bundesgenossenschaft Oesterreichs gegen die Franzosen nicht zählen dürfe, — daß es nimmer darauf hoffen könne, die freie Zustimmung Oesterreichs zur Verbesserung seiner Stellung in Deutschland zu erlangen. Diese Zurückhaltung gegen Napoleon ist ja durch den späteren Gang der geschichtlichen Entwicklung glänzend gerechtfertigt worden; aber wenn es ein deutsches Herz mit Genugthuung erfüllt, daß unser Bismarck sich damals weigerte, mit den Welschen gegen deutsche Stammesgenossen gemeinsame Sache zu machen, so verdient doch noch weit mehr die großartige staatsmännische Voraussicht Bewunderung als der Edelmut oder die Uneigennützigkeit, wofür man sie auf den ersten Blick halten könnte.

Sie ist um so bewundernswerther, als in jenen Tagen die innere Lage des preussischen Staates geradezu verzweifelt, die Stellung des Königthums im höchsten Grade gefährdet war und an sich ein Rückhalt an einer starken auswärtigen Macht hätte wünschenswerth erscheinen können. Denn in Berlin und in der ganzen preussischen Monarchie tobte ein mit der größten Erbitterung geführter Verfassungskampf zwischen der Mehrheit des Abgeordnetenhauses, der sogenannten Fortschrittspartei, und der Regierung. Es handelte sich um eine erhebliche Vermehrung der preussischen Heeresmacht, die für König Wilhelm Herzenssache und eine unumgängliche Nothwendigkeit war, wofür aber die Mehrheit der Volksvertretung die erforderlichen Geldmittel hartnäckig verweigerte. Am 18. Sep-

tember 1862 erhielt Bismarck von seinem Freunde, dem Kriegsminister von Roon, das einfüßige Telegramm: „Gefahr im Verzug. Eilen Sie sich!“ Noch am gleichen Tag reiste er von Paris nach Berlin ab. Die Gegensätze zwischen Landtag und Regierung hatten sich hier so zugespitzt, daß der hochbetaute König Wilhelm bereits ernstlich mit dem Gedanken umging, der Krone zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen. Da traf Bismarck am 22. September zur Audienz beim König auf Schloß Babelsberg ein. Wie bedenklich es damals stand und wie sich die wichtigste Begebenheit in seinem Leben, seine Berufung an die leitende Stellung in Preußen als Staatsminister, abspielte, wollen wir ihn selbst erzählen lassen.



Otto v. Bismarck im 11. Lebensjahre.
Nach einer Zeichnung von Fr. Krüger aus dem Jahre 1826.

„Jeder Gedanke an Abdankung des Königs war mir fremd, als ich am 22. September in Babelsberg empfangen wurde; die Lage wurde mir erst klar, als Se. Majestät sie ungefähr mit den Worten darlegte: „Ich will nicht regieren, wenn ich es nicht so vermag, wie ich es vor Gott, meinem Gewissen und meinen Unterthanen verantworten kann. Das kann ich aber nicht, wenn ich nach dem Willen der heutigen Mehrheit des Landtages regieren soll, und ich finde keine Minister mehr, die bereit wären, meine Regierung zu führen, ohne sich und mich der parlamentarischen Mehrheit zu unterwerfen. Ich habe mich deshalb entschlossen, die Regierung niederzulegen, und meine Entsagungsurkunde bereits entworfen.“ Der König zeigte mir das auf dem Tisch liegende Aktenstück in seiner Handschrift und schloß, indem er wiederholte, ohne geeignete Minister könne er nicht regieren.“

„Nach einigem Erwägen und Hin- und Herreden stellte der König die Frage, ob ich bereit sei, als Minister für die Heeresvermehrung einzutreten, und nach meiner Bejahung, ob auch gegen die Mehrheit des Landtages und deren Beschlüsse. Auf meine Zusage erklärte er schließlich: „Dann ist es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich danke nicht ab.“ Ob er das auf dem Tische liegende Schriftstück vernichtet oder zum Andenken aufbewahrt hat, weiß ich nicht.

Der König forderte mich auf, ihn in den Park zu begleiten, und gab mir auf diesem

Spaziergang ein Regierungsprogramm zu lesen. Ich sagte ihm darnach: „So wie die Dinge liegen, werde ich, selbst wenn Eure Majestät mir Dinge befehlen sollten, die ich nicht für richtig hielte, Ihnen zwar diese meine Meinung offen entwickeln, aber wenn Sie auf den Ihrigen schließlich beharren, lieber mit dem Könige untergehen, als Eure Majestät im Kampfe mit der Parliamentsherrschaft im Stiche lassen.“ Der König vollzog an demselben Tage meine Ernennung zum Staatsminister und vorläufigen Vorsitzenden des Staatsministeriums, die am 23. veröffentlicht wurde.“ Am 8. Oktober 1862 erfolgte dann die Ernennung zum Ministerpräsidenten.

III.

So wurde Bismarck der Berater Wilhelms I. Treu wahrte ihm der König sein volles Vertrauen, unerschütterlich, wenn auch nicht unbestritten, und trotz mancher scharfen Meinungsverschiedenheit, bis im März 1888 sein Auge brach. Die gleiche Stellung bekleidete bekanntlich Fürst Bismarck in der Zeit der „neunundneunzig Tage“ unter dem Sohn, dem unglücklichen Kaiser Friedrich, und noch unter dem Enkel, unserem jetzigen Kaiser, bis ein tiefer gehender Gegensatz der Ansichten zwei Jahre nach dem Tode des alten Kaisers den Rücktritt des Reichskanzlers aus allen seinen Ämtern und Würden zur Folge hatte.

Welch ereignisreiches, welch glänzendes Zeitalter stellen diese 28 Jahre in der Geschichte Deutschlands dar! Es kam der von Preußen und Oesterreich gemeinsam geführte Krieg gegen Dänemark 1863/64, der Schleswig-Holstein dem deutschen Volke wiedergab. Es folgte der schwere, aber für Deutschlands Einigung unumgängliche Bruderkrieg von 1866, der dem unseligen Zwiespalt durch Verdrängung der größtenteils nicht mehr deutschen Monarchie der Habsburger ein Ende machte. Wie klug, wie überlegen die Berechnung des Grafen Bismarck war, zeigt sich namentlich darin, daß er seinem Herrn zur Mäßigung im Gebrauch des Sieges rieth, ja, sie ihm nahezu abtrogte; denn nur so war ein späteres Bündniß zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn möglich, dem König Wilhelm 1866 auch Landesverlust auferlegen wollte. Wir ern-

teten die volle, reife Frucht seiner staatsmännischen Weisheit im Krieg 1870/71 gegen Napoleon und gegen die französische Republik. Wenn seitdem der Friede Europas — abgesehen von dem russisch-türkischen Kriege 1877 — gewahrt wurde, so gebührt das Verdienst davon vor allem unserm großen Kanzler. Und welch schwere Aufgabe war diese Fürsorge für den Segen friedlicher Entwicklung! Es galt nicht bloß die Schreier jenseits der Vogesen durch „kalte Wasserstrahlen“ abzukühlen, sondern auch dem Unastümthamburstiger und erregbarer Generale in Berlin Zügel anzulegen.

Daneben ging die große Arbeit im Innern und die friedliche Erweiterung des deutschen Reiches nach außen. Fürst Bismarck hat die soziale Gesetzgebung eingeleitet, die in der Alters- und Invaliden-, sowie der Krankenversicherung die Leiden unverschuldeter Noth bei den großen Massen zu lindern bestrebt ist. Unter ihm hat das deutsche Reich zum ersten Mal in fremden Welttheilen seine Flagge gehißt, hat Kolonien erworben.

Und als er ging, — als er in seinem Sachsenwald sich zurückzog, richteten sich Deutschlands Blicke fast mehr noch nach dem erprobten Fährmann in Friedrichsruh, wenn der Sturm toste und Gefahr war, als nach Berlin. Das ist nun

nicht mehr so. Sein treues Auge hat sich geschlossen für immer. — — —

Mag die Zukunft unserem Volke noch so glänzende Triumphe bereiten, mag Deutschland zu immer höherer Weltmachtstellung emporsteigen und nicht bloß in Europa, sondern auch in der übrigen Welt als die erste Macht geachtet und gewürdigt werden, — wer die Jahre 1870 und 1871 miterlebt hat, dem wird stets diese Zeit die theuerste Erinnerung in der Geschichte unseres Volkes sein, und die Söhne und Enkel mögen es nie vergessen, daß Bismarck es war, der den deutschen Namen wieder zu Glanz und Ehren brachte, daß sie ihm zu allererst verdanken die Begründung unseres deutschen Reiches!



Otto v. Bismarck
als Bundestagsgesandter.
Nach dem Gemälde von Jakob Becker.

Priska.

Erzählung von Rini Ueber.

Ein Zufall war's, der mich mit einem Schicksal aus längst vergangenen Zeiten bekannt machte, als ich einst die Gegend wieder sah, da ich geboren war und die Tage meiner Kindheit verlebt hatte. Es ist ein herrliches Fleckchen Erde, im Süden unseres geliebten Vaterlandes. Mit Behuth betrat ich die Stätte meiner Jugend, wo gar Manches sich verändert hatte, aber auch gar Vieles die holde Erinnerung an froh verlebte Zeiten zurückrief. — Und so führte mich mein Weg auch dahin, wo wir einst als sorglose Kinder gespielt, an den Ort, der so ernst und friedlich ist und vor dem das heitere Gemüth des Kindes doch nie zurückschreckt, — auf den Friedhof.

Welch ein unnennbarer Friede liegt über dem Gottesacker eines Dörfchens, besonders hier, wo die Natur ihren ganzen Zauber ausgegossen. Mein Auge sucht mit Bangen jene Stelle, da wir am liebsten weilten, und siehe, noch ist alles unverändert, noch sitzen die Kleinen dort und winden Kränze aus den Blumen, die hier so üppig sprießen. Ein Grab ist's, das ich suchte, das Grab von Schwester Beate. Wie schön liegt es da, in der Ecke des alten Gottesackers, überwuchert von Blumen! Hart vorbei an der Mauer zieht sich gleich einem silbernen Bande der Fluß, leise murmelnd, Tannen rauschen vom Berge hernieder und umgeben droben das alte Schloß, dessen Pracht und Glanz schon längst vergangen, dessen Ruine aber dennoch das Auge entzückt. Das Kloster, einst von frommen Schwestern bewohnt, steht nun leer, alle schlafen sie friedlich schon lange, lange im Schooße der Erde. Aber wolltest du die Gräber suchen, du würdest sie schwer erkennen. Keines ist mit soviel Sorgfalt bewahrt und gepflegt geblieben, wie das der Schwester Beate!

Es hat mich immer gelüftet, Geheimnisse zu ergründen, und hier — das wußte ich — war auch eines verborgen. Der Todtengräber, ein alter Mann, den ich auskundschaften wollte, wußte mir nur zu sagen, daß einst vor vielen, vielen Jahren der letzte Graf von Treuenfelden, — er deutete nach der Ruine, die so stolz zu uns hernieder sah, — eine große Summe dem Dorfe vermacht habe mit der Bestimmung, allzeit des einsamen Grabes zu warten. „Und“, setzte er hinzu, „wenn nun auch längst dieser letzte Wille verjährt ist, das Grab ist Allen hier lieb und werth geblieben, manch' betrübtes Herz hat im Gebet Trost gefunden an diesem stillen Hügel und die Kinder begrüßen mit Jubel alljährlich

den überreichen Blumenflor. Weißt sonst Nichts, sie sagen nur, sie soll ein schönes, trauerndes Weib gewesen sein und fromm wie keine der Schwestern.“

Nachdenklich schritt ich in das Dorf zurück, mein Quartier war beim Bürgermeister und dort dachte ich Näheres zu erfahren. Dem war auch so. Mein gastfreundlicher Wirth erzählte mir, was er wußte, und eines Tages brachte er mir ein paar vergilbte Blätter, die, wie er sagte, wohl noch aus der Zeit der Schenkung des Grafen herkommen mochten. Es waren nur wenige Aufzeichnungen, aber dennoch stand plötzlich das Schicksal der Schwester Beate klar vor meinen Augen. Leid genug hatte sie wahrlich getroffen, die drinnen ruht in dem stillen Grabe — und war doch ein so fröhlich Menschenkind gewesen. — Ich will's erzählen, wie ich's aus den alten Papieren ersah, und schicke nur voraus, daß meine Geschichte anno domini 1665 beginnt.

Draußen vor dem Dorfe im rebenumrankten Häuslein wohnte damalen ein traulich alt' Weiblein, so von Alt und Jung „die Muhme“ genannt war. Es hatte keinen Anhang mehr, stund aber getreulich Allen bei mit Rath und That und verstand gar fürtreffliche Tränklein und Sälblein zu bereiten für Brusthaftigkeit. Insbesondere die Kleinen hatten die Muhme gerne, gab es doch bei Niemand sonst Bratäpfel und Leckerlein gleich süß und schmackhaft, als aus dem Ofen der Muhme hervorgingen. Da war der Lieb' und Anhänglichkeit gar viel, aber oftmalen kunnt die Muhme still für sich seufzen und all ihr Leid wäre leichtlich überwunden gewesen, so sie ein Wesen gehabt, für das sie hätte sorgen können bei Tag und Nacht. War aber ein einsam alt Weiblein.

Da war auch Einer, den trieb's gar oft zur Muhme, denn überaus ergötzlich dünkte es ihn, ihren Lehren und weisen Sprüchlein zuzuhorchen. Er war ein Waidmann, des Grafen Treuenfelden Forstmeister, der wohnte im Wald unweit des Dorfes im eigenen Haus, einem Geschenk seines Herrn. Die Muhme mocht ihn wohl leiden ob seines fröhlichen Sinnes, und scherzhaft kunnt er manchmal bei ihr sein zukünftiges Weib erfragen, d. h. er wollte einen Blick in die Zukunft thun und vermeinte, die Muhme sei ein wenig Seherin. Der Jägersmann, Herr Joachim geheißten, wußt' auch um den heimlichen Kummer der Muhme, hatt' er sich doch selbst ein in Scherz ihr als „Sohn“ angetragen.

Da geschah es eines Abends im Benz, die Muhme saß sinnend unter dem Rebendächlein,

als Herr Joachim unter munterem Rüdengebell des Beages entlang kam. Gar fröhlich scholl seine Stimme ihr entgegen: „Gott zum Gruß, Frau Ruhme, so Ihr Nichts zu schaffen habt, so will ich Euch Arbeit geben, die leichtlich bis an Euer Lebensend' dauern möcht'.“ Sprach's und legte in der Ruhme harte Hand ein klein weich' Händlein, es hoben sich zwo Augensterne zu ihr auf, und sie sah ein herzig' sechsähriges Mägblein, so sich an sie schmiegte und gar armfelig gekleidet war. „Ist ein arm' Waislein, Ruhme, die Mutter starb im Walde am Wege und gab mir das Mägblein um Gotteswillen. Doch Ihr wisset, daß ich süglich kein Kind erziehen kann, wollet es also nehmen und seine Mutter sein!“

Längst schon war das Kind auf der Ruhme Schooß geklettert und wie ein scheu' Vöglein nestelte es sich müde an ihre Brust. „Gott lohn' es Euch, Herr Joachim! Das Kind soll weder Vater noch Mutter missen.“ So sprach die Ruhme und gelobete das Kindlein zu bewahren als ihr eigenes.

Briska wurde das Kind genannt und wuchs auf zur Freude Aller, die es sahen. Schrumpfete die Ruhme zusehends zusammen, so erblühte das Mägblein immer holder und allenthalben war ein Lobens ob ihrer Schönheit, Güte und Bescheidenheit. Auch Herr Joachim hatt' sich daß verwundert ob seines Findlings Lieblichkeit, kunnt oft stundenlang mit Briska an der Seite den arünen Wald durchstreifen, und begierig horchete sie auf Alles, so er ihr erklärte und lehrte. War freilich auch anderer Art, als die Ruhme wußte. Dort waren die frommen Schwestern als Beispiel für sittsame Jungfrauen aufgestellt oder gar die heilige Jungfrau Maria, und kunnt die Ruhme nicht genuasam predigen von allen Tugenden eines deutschen Mägbleins. Fürnehmlich schalt sie auf die Männer, so nur ein thöricht' Kind in Schande bringen wollten und niemalen aufrichtiger Minne begehrten. Aber hier bei Herrn Joachim vernahm sie gar herrliche Mären. Zuvörderst von Siegfried und Chriemhilden, von Gudrun, von Hilde und Gorand, der so süß gesungen, bis er der Königs-tochter Herz gewann. Siegfried, der strahlende Rede, dünkte ihr gar hehr und aller Minne werth, hätte so gerne gewußt, ob wohl Einer auf Erden lebete gleich ihm. In des Forstmeisters traulichem Jagdgemach, so mit Hirsch- und Rehgehörnen austaffiret war, kunnt sie sitzen und mit leuchtenden Augen und heißen Wangen den Helbenssagen lauschen, deren er gar viele wußte. Kein lieblicher Bild gab es da, als das dunkel-

lockige Mägblein am Fenster, zu Füßen die treuen Rüden, das Haar geküßet von der scheidenden Sonne, wie sie mit schier vergehendem Athem auf die Reden lauschte, — und war doch selbst gar zauberhaft gleich einer holden Fee. So dacht' sich heimlich Herr Joachim und wußt' nicht, wie's allmählich ein Bedürfnis für ihn wurde, das holde Antlitz täglich zu erblicken, und so sie schied aus seinem Hause, so war's gleich Nacht und dunkel um ihn her, hatte auch die Sonne zuvor schier übermächtig gestrahlet.

Briska selbst wußt' nicht, wie lieblich sie war. Geiter und sorglos, an Reinheit einem Kinde gleich, war sie dankbar jedweder Güte, so man ihr entgegenbrachte, und gedachte nicht anders, als immerdar so sorglos und glücklich dahinzuleben.

Einst hatte Herr Joachim ein süßes Minnelied verlesen, wie Siegfried und Chriemhilde in mächtiger Liebe entbrennet waren. Da neigte sie das Köpfchen und dachte eifrig nach: „Herr Joachim, wollet mir sagen, wie sah wohl Siegfried aus?“ Er lachte: „Mir gleichete er wohl nicht, Briska, müßt' leicht schöner sein.“ — „Und jünger,“ fiel sie ein. Das schnitt ihm doch in's Herz. „Hätt' nicht oedacht, Briska, Ihr würdet mich gleich einem alten Manne achten, bin in den besten Jahren!“

„Warum freitet Ihr denn nie, lehrt doch alle Tage, wie süß Minne sei?“ Sie lachte fröhlich: „Nun ist's zu spät, nun nimmt Euch keine mehr.“

Das war ein harter Spott, und dennoch, als sie schied, stund's fest in seinem Herzen: er wollt' sie fragen, ob sie sein Weib werden wollt', so sie doch leichtlich in kurzer Zeit der Ruhme beraubt würde. Und er dachte sich's gar hold, Briska als sein sittsam Eheweib schalten zu sehen in dem Haus, das so lange schon der Herrin entbehrete.

Sie aber schritt ahnungslos dahin, begleitet von der treuen Hündin. Leicht flog ihr weiß' Gewand im Abendwinde und die Blumen und Gräser neigten sich vor ihr gleich einer Königin. Achtlos glitt ihr Auge über die herrliche Natur, wirre Gedanken bewegeten ihr Köpflein. „Wollt' einmal sehen, wie Minne sei,“ flüsterte sie. „Herr Joachim sagte, von Liebesgluth und Herzenspein künden nur die Bücher, und ein sittsam Mägblein solle die Augen niederschlagen, so Einer sie fraget, ob sie sein Gemahl sein wollt'.“ Und doch dachte sie sich's gar herrlich, wenn Zwei vor Minne schier vergehen wollten.

Sie setzte sich am Wege nieder und horchete auf. Ein Liedlein scholl herüber, und da sah sie

ein Paar daherschreiten, innig umschlungen und urplötzlich neigten sie sich und Priska sah zwei Augen sich in einander versenken und zwei Paar Lippen sich küssen. Da stoh sie von dannen, gar schnell hatte sie erfahren, wie Minne sei.

Das Gedlein aber behielt sie im Gedächtniß und leise sang sie die Worte:

Ich hab' meines Liebsten Sinn erkannt,
Flieg' Vöglien und sing's in die Runde,
Bin auf der vielschönen Welt nicht allein,
Bin minnig gebunden zu zwei'n, zu zwei'n.

Und dorten, wo der Weg sich schied, blinkete aus dem Zwielicht auch schon der Ruhme weißes Häuslein. Darauf stog sie zu, gleichsam als wollt' sie sich verbergen, so eine fremde Macht sie gefangen hielt, und konnt sich selbst nicht zurechtfinden. Vor der Ruhme sank sie auf die Kniee: „Verlasset mich niemalen, ich bitt' Euch,“ stammelten ihre Lippen, „bin ein gar unwissend' schwach' Ding!“ Verwundert sah die Ruhme auf das zitternde Mägdlein, glaubete, es sei ihr was zugestoßen, sie rede im Fieber, und wollt' gehen, ihr ein kühlendes Tränklein zu bereiten.

Priska aber ließ sich am Fensternieder und ihre Augen versenkten sich hinaus in die Dämmerung. Allmählich flammten die Lichtlein im Dorfe auf und aus der Ferne klang das Glöcklein des Klosters, so die Schwestern zur Andacht rief. Auch Priska legete ihre Hände in einander: „Mein Herr und Gott, mögest Du mich leiten inmerdar nach Deinem heiligen Willen!“

Da klang's urplötzlich wie Hufschlag durch die Nacht, kam näher und hielt auf der Straße vor dem Hause stille. Festig erschrad das Mägdlein, das gar unsanft aus seiner Ruhe geschreckt wurde, ging aber zum Thor, um zu schauen. Konnt schwerlich unterscheiden, wer hier Einlaß begehrte, mußt' aber ein fürnehmer Herr sein, da ekliche Male ein Blitzen von Gold und Silber an seinem Wamms das Dunkel gleich Schlangen durchfuhr.

Hei, wie übermüthig klang da eine Stimme zu der Jungfrau herüber: „So Jemand in

diesem Hause wohnt, möge er Antwort geben, ob annoch ein Plätzlein frei ist für Einen, der iso mitsammt seinem Rosse genug hat von des Weges Strapazeien!“

Zitternd antwortete Priska: „Gefällt's Euch, Herr, so tretet über unseres Hauses Schwelle, Euch soll Obdach und Ruhe werden!“

„Heiliger Ignatius: Eine Leuchte habet Ihr wohl keine? Konnt leichtlich mein jung' Leben bei dieser Finsterniß verlieren, so mich der Weg in eine Diebeshöhle führete!“ Aber wie Lachen klang's darunter, war doch der Jungfrau Stimme gar grimmig gewesen!

War ein Glück für Beide, daß die Ruhme mit brennendem Kemptelein dazwischen trat, sonstn hätt' Priska in ihres Herzens Zaghaftigkeit wohl schwerlich das rechte Wort auf sein Schelten gefunden. Da stieg der Reiter ab und band sein Ross an einen Baum, und sein Fuß überschritt die Schwelle des Hauses. Doch wie gebannet stand er stille, und auf des Mägdleins erschrockenes Antlitz senketen sich fast verzehrend zwei dunkle Augen hernieder, als könnten sie der Lieblichkeit, so sie sahen, nicht genugsam erfassen. Und Priska sahe ein sonnig edel Antlitz und eine Gestalt, so ihr Tag und Nacht als das Herr-



Ist ein arm Waislein, Ruhme.

lichste gedünket.

„Ich grüß' Euch holde Jungfrau, und höchlich preis' ich mein Geschick, das mich hierher geführt, allewo Schönheit und Lieblichkeit sich einen. Möget die Güte haben und mich geleiten, wohin ich meine Schritte zu lenken habe!“ Dabei ergriff er eines ihrer weißen Händlein und befangen begann sie ihn empor zu leiten. Da war's ihr gleich, als geschähe hier nach jener alten Märe von Siegfried und Chriemhilden, allwo es heißet:

Er arükte sie gar minniglich,
Wohl war er tugendreich,
Da nahm sie bei der Rechten
Der Ritter ohnegleich.

Oben in der Stube aber hatte die Ruhme ein einfach Mahl bereitet und der Fremdling

langte tapfer zu, trank auch hin und wieder, zuvor ihm aber Priska den Trank kredenzet hatte. Auf der Ruhme Frage, wessen der Herr sei und was ihn bewogen, des Weges zu reiten, gab er fröhlich Antwort: sei ein Jägermann, der die Wälder auf seines Herren Befehl erforschte nach Wild. — Dünkete den Frauen zwar sonderbar, so doch Herr Joachim auch ein Forstmann war und des Fremden Kleidung gar kostbar und fürnehm schien, also Herr Joachim noch niemals getragen, wageten aber nicht weiter zu fragen. Priska wußt' nicht, wie ihr geschah: Hob sie die Augen auf zu dem Fremden, so verbrenneten sie fast seine Blicke und ein seltsam Gefühl zog ihr die Brust zusammen, wußt' nur Ein's, daß sie wünschte, diese Stunde möge nimmermehr enden.

Da hub der Gast zu erzählen an von seltsamen Dingen, so im Welschland für sich gingen, von schönen Frauen und holden Mägdelein, und als gerade die Ruhme das Zimmer verließ, neigte er sich zu Priska und sprach: „Hab' schon viel holde, schöne Frauen gesehen, aber Ihr übertriffet sie alle!“

In dieser Nacht schlief Priska selig ein und Frau Ruhme hätte gar verwundert gehorcht, würd' sie der Jungfrau letzte Worte erlauschet haben: „Nun weiß ich Einen, so ihm gleichet.“

Am frühen Morgen aber, da kaum die Sonne erwacht war, stund Priska schon am Fenster und tränkete ihre Blumen. Gar lieblich war's zu sehen, das Mägdelein im weißen Gewand, ahnungslos der eigenen Schönheit, ein süß' Lächeln um die Lippen. Einer aber sah's, den's auch nicht gelitten auf dem Lager, der fremde Reitersmann. Verloren in Entzücken stund er im Gärtlein und sahe empor zu ihr, die sein Herze gebannet hatte und ihm Liebespein erschuf, wie er niemals vorher empfunden. Er mußt' wohl laut geseufzet haben, denn erschrocken hob sie das Köpflein und da war sie auch gleich einem holden Spuk verschwunden.

Eine Weile darauf erschien sie im Garten, züchtiglich die Augen gesenket, aber dennoch im Herzen schier übermächtige Freude. „Wenn ziehet Ihr von dannen, Herr,“ fragte sie, „daß ich zuvor einen Imbiß bereiten kann?“

Da wußt' er selbst nicht, wie ihm wurde, der Jungfrau Hände faßte er und also bebete seine Stimme, als er sprach: „Priska, so Ihr mich fraget, wann ich scheide, so vernehmet, daß ich's nicht eher gesonnen bin, ehedem ich weiß, daß die mir liebeich gefinneth ist, so seit gestern mein ganzes Herz erfüllet.“

Und als sie in seligem Schreck zu fliehen

gedachte, da hielt er sie gar fest, und sein Mund sprach von Minne und Treue und seliger Lust, und ehe sie sich's versah, hatte er sie geküßet heiß und inbrünstiglich, sie aber wußte Ein's vor Allem, daß auch sie ihn minnete und vor Seligkeit vergehen wollt'.

„Sollt mein guter Engel sein, Priska,“ sprach er, „hab' ein wild' Leben geführt bis igo, soll aber anders werden, nun ich in Euch gefunden, was mir das höchste Kleinod dünket. O schließt nur Eure süßen Augen und berücket mich nicht noch mehr mit diesen Sternen, so mich vom ersten Augenblick gefangen! — Um Eines bitt' ich Euch, ehe denn ich scheide: Verschweiget der Ruhme noch etliche Tage unser Geheimniß. So Gott will, kehre ich wieder in fünf Tagen, also müßet Ihr Euch gedulden, meine Süßeste, meine Herzliebste!“

Und als er sein Roß gezäumt hatte, zog er sie noch einmal an sein Herz und preßete heiße Küsse auf ihren lieblichen Mund, der in verhaltenem Weinen zuckte. Da war er schon verschwunden und dennoch schien ihr Alles öd und leer, so sein sonnig' Antlitz nicht mehr zu schauen war.

Als die Ruhme erwachte und der Fremde verschwunden war, empfand sie fast Betrübniß, hatt' er's ihr doch selbst angethan mit seinem fröhlichen Wesen. Priska aber ging umher wie im Traume, binnen wenig Stunden war aus dem scheuen Mägdelein die herrlichste Jungfrau erblühet. So schwanden drei Tage dahin, für Priska schier eine Ewigkeit und mit wonnesamem Schauer gedachte sie der Stunde, da ihr Ritter, ihr Siegfried, sie wieder in seine Arme schließen würde. O Welt, wie herrlich wirst du befunden, so ein Herz in Liebesglück erbebet!

Des Abends am vierten Tage schritt die Ruhme in's Dorf hinab, eine Wöchnerin zu besuchen, Priska aber saß im Gärtlein und glücklich sahe sie die Straße entlang, allewo er wohl morgen geritten käme. „Was wird Herr Joachim sagen, so er meinen stattlichen Helben erschauet?“ Zum erstenmal in diesen Tagen gedachte sie des einsamen Forstmannes wieder und schämte sich fast, daß sie über lauter Minnelust vergessen, ihn aufzusuchen. Gedacht' es aber heute noch zu thun.

Da kam auch bald die Ruhme des Weges und trug ein gar vergnüglich Angesicht zur Schau. „Kind,“ hub sie an, „so du erräthst, wen unser armselig' Hüttlein beherberget vor etlichen Tagen, schenk' ich dir ein gülden Kreuzlein!“ Dabei sahe sie gar erwartungsvoll das Mägdelein an. Priska aber sprang zitternd empor

vom Bänklein und ergriff der Ruhme Hand: „D redet, sprecht, begehrt' es auch zu wissen! War gar gütig zu mir,“ setzte sie verlegen hinzu, so die Ruhme ob ihrer Gast verwundert dreinsah. „Das gülden Kreuzlein schenket Ihr mir ja doch,“ schmeichelte sie, „wenn ich's auch nicht errathe.“ Und wie klopfete das Herzlein nun in Erwartung seines Namens! War ihr immer auf der Zunge geschwebet an jenem Morgen, seine Herkunft zu erforschen, aber in ihres Herzens Einfalt dachte sie: „So mein Herr es an der Zeit hält, mir's zu offenbaren, wird's wohl recht sein.“

Da setzete sich die Ruhme erst bedächtig nieder und langsam sprach sie: „Es war der Graf von Treuenfelden!“ Der Jungfrau Herz drohte stille zu stehen einen Augenblick, dann aber wallte es auf in seliger Freude. Der Graf, ihr Herr und Gebieter, den sie niemals vorher gesehen, da er stets am Hofe geweiht oder in Welschland! Und sie, das arme Mägdlein, sie sollte die sein, so er liebete und, — o hehre Wonne, zum Weib begehrete! Hatte zwar das Letztere nicht erwähnt, aber Priska wußt' es gewißlich, morgen würd' er's offenbaren.

„D Ruhme, wer sagt' es Euch, solch' hoher Ehre wird uns mancher neiden?“ „Konradus, der Burgvoat, fehrete in der Schenke ein und lobete die gastliche Aufnahme, so sein Herr gefunden.“ Der alten Ruhme Herz hüpfete selber vor Stolz, denn Niemand konnt wissen, wie's der Graf ihr lohnete.

Priska aber wollt' noch mehr erfahren: „Eilet nicht von dannen, Ruhme, erzählet noch mehr von dem Grafen, auf daß ich's Herrn Joachim künde!“ Doch die war schon unter der Thüre: „Nur Eines weiß ich noch: soll ein gar gütig, leutfeliger Herr sein, darob ihm alle Welt das Glück seiner mit zwei Kindern gesegneten Ehe von Herzen gunnet.“ —

Da glitt die Jungfrau zur Erde nieder und frampfete ihre Hände ineinander und so einfältig sie vorher gewesen in ihrer vertrauensvollen Liebe, so schreckensklar wurd's ihr zur

Stunde, daß er gescherzet mit ihr, so sie ein arm' Ding war, und darum wohl hatt' er sich verstelltet und — sie stöhnte bitter auf — seinen Namen verschwiegen! O Schande, Schande! „Mein Herr und Gott, du strafest mich hart, so ich gesündiget!“ Und in heißem Schmerz schlug sie die Hände vor's Antlitz, gleichsam als wollt' sie's verbergen, daß es geküßet ward von Einem, der doch ein gar Falscher war.

Der Ruhme Stimme scholl heraus: „Priska!“ Da floh sie wie gepeitschet von dannen: „Ruhme, Ihr sollt's nicht merken, wie mir geschah, solch'

harten Kummer bereit' ich Euch nimmermehr und — solche Schande!“ Am Waldesrain sank sie nieder, und gleich Einer, so im Fieber redet, klangen leise Worte von ihren Lippen und ihre weißen Hände wühlten in den Locken, die so wild das süße bleiche Gesicht umrahmeten: „Vorbei, vorbei!“ schrie sie auf. „Wie konnt ich mich vermessen, zu dem empor zu blicken, so einer Anderen zu eigen ist? Hab's nicht gewußt und doch schon Thorheit war's, zu glauben, solch ein Ritter könnt' mich minnen!“ Und da sahe sie ihn wieder mit flammenden Blicken sich neigen und sagen: „Ihr seid schöner denn Alle!“ — Bitter lachte sie auf, nun wußt' sie, wie's gemeint war. Aber noch Eines wußte sie auch: Fürderhin war das Leben vergiftet für

sie, und Verzweiflung wollt' sie packen und doch mußte sie leben. Leben wofür?! — Sie raffete sich auf und schritt dahin. Ostmals griff sie zur Seite nach Stütze und Halt, denn die Kniee wollten ihr brechen. Und so ein Wanderer sie sahe, mocht' er denken, die hat wohl niemals gewußt, was Lachen ist, so herb und todestraurig war sie anzuschauen.

Herr Joachim saß in der traulichen Stube und schnitzete Schildlein für Rehkronen. War so eifrig, daß er fast erschreckt, als Priska seine Schwelle betrat. „Endlich,“ dachte er und setzte laut hinzu: „Ihr liebet lange auf Euch warten! Doch um Gott, was ist Euch, Ihr sehet weiß aleich dem Schnee, hat leichtlich die Ruhme Euch gescholten?“



Doch wie gekannt stand er stille.

Sie ließ sich nieder und sah mit müden Augen umher. „Herr Joachim, wollt' Euch bitten, rathet mir ernstlich! Ich möcht' ein ander' Leben beginnen, sorglos war ich bisher und der Ruhme zur Last. Möcht' Gutes thun und Anderen, so schwer im Leben zu tragen haben, die Last erleichtern. Darüber dacht' ich lange nach und das hat mich gar ernst gestimmt.“

Herr Joachim trat zu ihr hin und legete seine Hand auf ihren Scheitel: „Priska, Ihr nehmet plötzlich das Leben ernster, denn Euch tauget, doch höret mich an, rathen will ich Euch und prüfet genau, ehe Ihr mir Antwort gebet! So Ihr gerne Gutes thun möget, so — helfet mir das Leben tragen, werdet mein Weib, und ich vergelt's Euch mein Leben lang! Ein junger Fant bin ich keiner mehr, doch schät' ich, Euch leitet besser Einer, der Euch versteht, seid ein gar seltsam Kind.“

Nun hielt er inne und sahe erwartungsvoll die Jungfrau an, so die Augen geschlossen hielt gleich einer Schlafenden. In ihrem Herzen aber war ein Brennen, das sie fast verzehrete. Hier fand sie urplötzlich Einen, der ihrer beachrete zum Weibe, ehrlich und wacker, wie sich's geziemet, und wenngleich sie wußt', daß sie ihn nimmer lieben konnt', so wollt' sie ihm doch helfen das Leben tragen. Sie aber hatte Schutz und Schirm allezeit. Die Hand gab sie ihm hin und leise sprach sie: „Ich will Euch ein treues Weib sein, so Ihr mich für werth erachtet, an Eurer Seite zu leben!“

Herr Joachim aber drückete freudig beweegt, einen Kuß auf ihre weiße Stirn. „Nun laßet uns wandern, Priska, und der Ruhme berichten, welch Glück mir zu Theil wurde. Die wird staunen, will plötzlich das Vögelein ihr entfluchen!“ Also scherzte er und gewahrete in seines Herzens Zufriedenheit nicht, wie stille die Jungfrau war. Hätt' ihn auch just nimmer verwundert, muß doch eine Jungfrau ob solch wichtigen Schrittes stets feierlich bewegt sein.

Freudenähren vergoß die Ruhme und schloß Priska gar innig an ihr Herze: „Ich segne Euch und flehe des Himmels Gnade auf Euch hernieder, nun mag ich ruhig sterben!“ Als Herr Joachim schied, berührten wieder seine Lippen die Stirne der jungen, blassen Braut, gleich ein Vater seinem Kinde thut: „Lebet wohl und traget nicht so schwer an Eurer neuen Würde, so Gott will, hol' ich Euch bald zu mir.“

Sie aber bot der Ruhme gute Nacht, wollt' sich in des Kämmerleins Stille noch sammeln und Gottes Hilfe anrufen zu den Pflichten, so ihrer harreten. Doch oben gedacht' sie weder

der Pflichten noch des Bräutigams, sondern nur des kommenden Tages und was da werden sollte. „Nun bin ich gefeiet, Gott wird mir Kraft geben, dem Verführer zu widerstehen.“ Ihr Haupt vergrub sie in die Pfühle in bitterwehem Schmerz und Thränen rannen unaufhaltsam aus ihren Augen, bis der Schlaf sich mild hernieder senkete.

Doch in der Frühe wurd's ihr mit neuem Schmerze klar, daß nur sein Angesicht ihr im Traum vor Augen gestanden, und ihr war, als schämte sie sich selbst, so sie ihn nicht glühend genug zu hassen vermochte. Und der Tag ging vorbei, der Abend nahete und wiederum die Nacht, und war annoch kein Reiter erschienen. Da war's erwiesen, wie's stund. „Nun ist's abgethan,“ so sprach ihr bleicher Mund, aber das Herze wußt' nichts davon.

Eisrig schien sie der neuen Zukunft nachzudenken, und da Herr Joachim einst schüchtern fragete, wie sie's zu halten gedächte mit dem Abschied von der Ruhme, nickte sie freundlich: „Wann's Euch beliebt, mich drängt's meine Pflichten aufzunehmen.“ Er lachte: „Braucht's just nicht so ernst zu nehmen, Priska, sollt' mir sonstn leid sein, hätt' ich Euch der Frölichkeit entzogen, so doch Euer Element gewesen zuvor.“ „Wie gut Ihr seid, ich dank' Euch,“ sprach sie und ein trüb' Lächeln irrete um ihre Lippen.

In dem kleinen Klosterkirchlein gab man sie zusammen, ein Paar, so ungleicher nicht gedacht werden konnt: In des Lebens Spätherbst der Bräutigam, die Braut an Jahren zwiefach jünger. Gar liebevoll und gütig sahe Herr Joachim herab auf sein jung' Weib und gelobete sich, sie hochzubehalten allezeit als seines Lebens kostbarstes Gut. Sie aber sahe mit schier übergroßen Augen um sich und vor des Altares Stufen drohete sie niederzusinken, hätt' Herrn Joachim's starker Arm sie nicht beschützet. Und Alle, so sie sahen, meinten, sie sei schöner denn je, nur gar so todesbleich.

Von der Ruhme nahm sie Abschied mit heißen Thränen: „Alles dank' ich Euch von Kind auf und kann's Euch nur vergelten mit Liebe,“ schluchzte sie, und Herr Joachim mußte sie mit Gewalt entführen zu dem neuen Heim im grünen Walde. Das Häuslein war geschmückt mit Tannenreisig und Epheu zum Empfang, und mit freudigem Gewinn sel hüpften die Hunde um die neue Herrin und beleckten ihre Hände. Alles blickte so wohligh und traut, so friedlich, doch sie, der all dies galt, lehnete sich plötzlich schwer auf des Ehegatten Arm: „Mir thut Ruhe noth, vergebet mir, wenn ich schlafen gehe!“ Und als

Herr Joachim besorgt in ihre Augen blickete, gewahrte er darin gar unheimlich Leuchten und ihre Wangen waren fieberheiß. Erschreckt ließ er sie gehen: „Schlafet wohl, Priska, und träumet sanft in Euerem neuen Heim!“ Dann aber saß er doppelt einsam im Bohnngemach und hatte sich's doch gar hold gedacht, wäre sein jung' Weib ihm heute frühlich plaudernd zur Seite gesessen. —

Derweil schritt die alte Muhme betrübt im Gärtlein umher und kunnt sich vor Harm nicht fassen ob ihres Pflegekindes Wegzug. Da sahe

sie in der Ferne gar eilig einen Reiter dahersprengen auf schaumbedecktem Rosse und sie erkannte den Grafen wieder, so vor ephlichen Wochen ihr Gast gewesen. Der hielt abermals vor dem Hause stille und winkete eifrig die Muhme heran, die gar ehrfürchtig sich geberdete. „Nun, Muhme, wo bleibt denn Euer holdes Töchterlein?“ Da deutete diese gar stolz zum Wald hinüber: „O Herr, Schmerz und Freude zugleich hat mir der yentige Tag beschieden, Priska ist in sicherem Schutz, heute erst wurde sie des Forstmeisters Herrn Joachims glücklich Weib.“ Doch die Muhme erschraß gar heftig und kunnt sich nicht denken, womit sie des Grafen Zorn erwecket, denn der saß da wie Einer, so sie mit Blitzen zerschmetterten wollt'. „Lügt Ihr, Alte, oder haben Euch leicht die Jahre den Sinn verwirret?“

„Herr,“ stammelte sie, „wollt mir verzeihen, aber dem ist so, wie ich sprach. Herrn Joachim hat sie sich angelobet vier Tage darauf, als Ihr die Gnade hattet, unsere Schwelle zu betreten.“ — Da war's als wollt' er wieder sprechen, doch plötzlich biß er die Lippen zusammen, seine herrliche Gestalt schien zu wachsen, so kerzengerade saß er im Sattel, und eh' die Muhme sich's versah, war er davon geritten gleich einem Teufel, so daß sie ein Kreuz schlug und sich's nicht erklären kunnt, wie solch ein wilder Unhold mit dem gütigen Herrn von ehedem Etwas gemein hätte.

Und im Forsthaufe starrte Eine mit trockenen

heißen Augen in's Dunkel der Nacht. Ihre Sinne verwirrten sich, die Zähne schlugen im Frost zusammen, so doch alsbald einer Hitze gleich zehrenden Flammen wich. Als Herr Joachim auf leisen Sohlen in's Gemach trat, den Schlummer seines jungen Gemahls nicht zu stören, fand er ein Weib in Fieberhize mit großen, starren Augen, ihren Lippen entflohen wilde Worte, kunnt aber nichts erhaschen. Da saß er am Lager seines Weibes mit Angst und Sorge bis zum Morgen — und das war Herrn Joachims Hochzeitsnacht!



Herr Joachim trat zu ihr hin, legte die Hand auf.

reiten. Dem wär' freilich manchmal lieber gewesen, sie hätt' sich mehr Zeit gegunnet, denn immer hatte sie etwas anderes vor, wollt' er sie zärtlich auf seine Kniee ziehen. Einst gedachte er ihr eine Freude zu machen, hatte heimlich auf ihren Platz am Fensterlein ein Buch gelege, so er mit schwerem Gelde erstanden, geschmückt mit herrlichen Helgen aus alten Mären, auch Siegfried und Chriemhilde waren darunter. Doch als sie's gewahrte, überzog ein glühend' Roth ihr bleich' Gesicht: „Das taugt wohl nimmer für mich, mein Gemahl, hab' ernstere Dinge vor mir, denn solche Tändeleien.“

Betrübt schloß er die Blätter ein und

Langsam genäß sie wieder, mit liebender Sorgfalt gepflegt von dem Gemahl, sogar die Muhme froch mühselig einmal zu ihr herauf, wengleich sie selbst recht bresthaft geworden in letzter Zeit. Da erfuhr Priska auch von dem seltsamen Besuch des Grafen und abermals that sich's ihr kund, wie schlecht sein Gewissen und wie ohnmächtig sein Zorn, da sie ihm entgangen. Und nun glaubte sie, ihn vollends zu verachten.

Herr Joachim lebte zufrieden dahin, dankbar dem Geschick für das treffliche Weib, das er von Tag zu Tag lieber gewann. War auch im ganzen Land kein treuer', fleißiger' Hausweib zu finden, denn Priska. Gleich einem Schatzkästlein funkelte Alles im Forsthaus und unermülich waren ihre weißen Hände, galt es, Herrn Joachim eine Freude zu be-

wollt's schier nicht glauben, daß sie also den Sinn gewechselt.

Des Grafen von Treuenfelden, seines Herrn, erwähnte er selten. That allzeit getreulich seine Pflicht und dacht just nicht daran, seinem Weibe zu berichten, was außerhalb geschah. Einmal nur vernahm sie aus Herrn Joachims Mund das Lob der Gräfin. Soll eine gütig' edle Frau sein, hörte sie, allenthalben verehret und geliebet. Da verließ sie die Stube und rang ihre Hände vor Gram in einander, hatte sie ihr doch heimlich ein Leid zugefüget, wie's schlimmer nicht gedacht werden konnt.

Und wie die Monde schwanden und Priska gehoffet hatte, sie würde vergessen lernen, was dereinst gewesen, so war's vergeblich. Wohl that sie ihre Pflicht getreu, wohl sank sie matt und müde auf das Lager, doch ihre Augen floh der milde Schlaf und stöhnend grub sie das Haupt in ihre Kissen, auf daß Herr Joachim Nichts gewahrete von dem ungeheuren Schmerze, so ihr Herz zerriß. Denn immerdar und riesengroß drängete sich ihr ein Bild vor Augen, ein Bild, so süß, so zauberhaft: ein edler Reitersmann, an seiner Brust ein zitternd selig' Weib, und der sprach: „Ihr sollt mein guter Engel sein und seid mein höchstes Kleinod!“ Und größer und größer wuchs der Kampf mit Haß und Liebe, und doch konnt Nichts, Nichts die übernacht'ge Lieb' aus dem Herzen bannen, wenn's auch Sünde, Sünde war!

Der Tag kam auch, da die Versuchung nahe trat, ihn wiederum von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Herr Joachim trat einst fröhlich bei ihr ein: „Priska, nun gilt's meinem Herrn zu zeigen, welch' wacker' Weib ich mir zur Herrin hier erkoren, rüstet Alles fürsorglich im Hause, insonderheit einen guten Trunk, den Ihr bei Zeiten dem Grafen kredenzen möget!“ Da war's nun gekommen, was sie schon lange gefürchtet, er kam hierher in's friedliche Heim. Wofür? Um neue Pein zu bereiten? Müßt' er doch wissen, wo sie weilte, daß sie Herrn Joachims Weib! — Leise, leise auch regete sich der Wunsch, ihn einmal noch zu sehen und mit durstigen Zügen das Bild seiner Schönheit in sich zu trinken, einmal nur, dann nimmer wieder! Doch tapfer bezwang sie die heiße Sehnsucht und mit größter Betrübniß mußte der Gemahl vernehmen, daß es gar unmöglich sei, seinem Wunsche zu willfahren. „Denn sehet, mein theurer Herr, heute sandt' die Ruhme nach mir, so sie gar elend darniederliegt und ihr letztes Stündlein nahen fühlet. Müßt' mir ewig Gewissenspein bereiten, schiebe sie von hinne, ohne

mich zu segnen.“ Da war Herr Joachim besieget, Priska ging, der Ruhme zu pflegen, und der Graf nahm seinen Trunk aus des Forstmeisters rauher Hand.

Nach etlichen Tagen löschte die Ruhme aus gleich einem Lichtein und ließ Priska zurück, einsamer, denn sie je gewesen. Gar langsam, dünkete ihr, schlich die Zeit vorüber und sie selbst fühlte sich innerlich so vergrämet und alt und war doch noch so jung an Jahren. Zu Herrn Joachims Freude begann sie stundenlang im Wald zu streifen und da konnt sie manchmal träumen an einem stillen Plätzlein, bis der Abend nahete und sie erschrocken heimwärts eilte. Da ging auch schon das erste Jahr zur Rüste, da sie hier einzog als des Forstmeisters Weib, doch ihr dünkete es gleich zehn Jahre. Und alles, was sie dereinst gehoffet und erträumet, war zerstoßen im Winde, sie war ein einsam', herbes Weib und müde, todtmüde vom Leben. —

Der Herbst zog in's Land und färbete den Wald gelb und roth, nur die Tannen truzeten im dunkeln Gewande. Herrlich war das anzuschauen, doch Priska achtete nicht darauf, ob schon sie wohl einstens mit Entzücken den herbstlichen Wald durchschritten, der Ruhme Galläpfeln und Eichel zu sammeln, daraus jene die heilsamen Tränklein brauete. Für Herrn Joachim begann gar arbeitsame Zeit, denn ein fröhlich Jagen hub an und des Hifthorns Schall drang bis zu Priska's Ohr herüber, doch konnt sie's nur mit Pein vernehmen. Tagelang war der Gemahl auswärt mit seinem Herrn, auch manchmal des Nachts, so es galt, einen Auerhahn nachzuspüren, maßen der Graf die Jagd auf diesen Vogel insonderlich liebete. Selten sahen sich da die Gatten und der Forstmeister ersehnete die Zeit, da er wieder im warmen Stüblein beim trauten Weibe sitzen konnt.

Da geschah's, daß der Graf eine große Jagd ansagen ließ und der Morgen brach an dazu. Herr Joachim stund schon festlich gekleidet vor dem Hause und lockete den Hunden: „Priska,“ rief er, „wollet Ihr heute ein Stücklein Glanz und Pracht erschauen, so säumet nicht, Euch an's Dachfensterlein zu postiren, allwo Ihr die Richtung übersehen könnet. Nicht weit von hier, dorten sammelt sich der Graf mit seinen Gästen, sind gar edle Herren dabei.“

Liebreich nickend verließ er sie, die gar nachdenklich geworden war und endlich langsam, wie von fremder Macht getrieben, aufwärts stieg. Klein war das Kämmerlein, das ihre hohe Gestalt betrat. Vom Fenster aus erblickete sie die Richtung, allwo bereits die Knechte mit den Hun-

den
dem
der
mehr
lehre
den
niebe
flatte
mel
Mun
die
lichte
Sch
Heil
fern
Sie
zitter
verm
die
entz
ihm,
losen
Weib
Gran
Meer
Nam
Du
ich
mal,
sterb
den
Jäh
harte
fern
Leide
S
komm
zum
von
Fens
morn
die
den
Gruf
Gest
dern
mehr
Da!
Weib
ist's,
stark
ist's!
fasset
selbst
ist's

den ihrer Gebieter harreten. Das Herz begann dem holden Weib zu pochen, gedacht sie dessen, der wohl bald erscheinen mußte und den sie nie mehr gesehen seit jenem schlimmen Tag. Sie lehnete sich hinaus und sah mit scharfem Auge den breiten Weg entlang, der vom Schlosse hernieder führte. Von dem Thurme der Burg flatterte lustig ein Fähnlein im Winde, der Himmel war so blau, die Luft so rein und köstlich. Munter tummelten sich die Knechte und necketen die bellende Meute, Alles eitel Lust und Fröhlichkeit, nur das wartende Weib war mit tiefer Schwermuth umgarnet. „Soll ich's wagen, Ihr Heiligen, soll ich mein bitter Weh also vergrößern durch den Anblick seiner geliebten Gestalt?“ Sie wandte sich gleichsam zu fliehen und sank zitternd wieder nieder auf ein Bänklein. „Ich vermag's nicht! Einmal, einmal nur möcht' ich die Augen wieder schauen, die mir die Liebe entzündet in jener seligen Stunde, die Liebe zu ihm, zu ihm!“ Sie schrie's hinaus in grenzenlosem Schmerz und Alles, was des schönen Weibes Herz so lang verschlossen, in geheimem Gram, das drang nun über die Lippen gleich Meeresfluthen. Stammelnde Liebesworte, süße Namen flüsterte ihr blasser Mund: „O Du, Du Süßer, Geliebter, was that'st Du mir, was ich Dir! Und doch! Ich liebe Dich tausendmal, ich liebe Dich zum Sterben, ich möcht' sterben, ich trag's nicht länger mehr!“ — Auf den Knien lag sie vor dem Fensterlein und ihre Zähne schlugen sich in wildem Schmerze in das harte Holz. Herr Joachim, wohl dir, daß du fern weiltest und nicht gewußt, welch' Heer von Leidenschaften deines Weibes Brust durchwühlte!

Horch! Ein Ton durchdringt die Luft, er kommt vom Schlosse, allwo der Graf das Zeichen zum Abtritt gibt, und Herr Joachim antwortet von der Lichtung aus. Nun, Priska, fliehe vom Fenster! Doch entschlossen erhebt sie sich, marmorne Ruhe in den blassen Zügen. Schon stehen die Knechte ehrfurchtsvoll bereit, die Hunde an den Koppeln, der Forstmeister beugt zum ersten Gruß den Nacken. Da kommen sie, herrliche Gestalten in köstlichen Gewändern, eifrig plaudernd reiten sie zu Zweien daher, und immer mehr und mehr, doch der Graf ist nicht dabei. Da! Um die Ecke kommen Zwei geritten! Des Weibes Herz setzt ein paar Schläge aus: „Er ist's, mein Gott, laß mich verhärten, laß mich stark sein! Der in dem blauen Gewand, er ist's! Doch nein!“ Sie kommen näher und da fasset Priska an die Stirne und begreift sich selbst nimmer. „Der im rothen Kleid, ja, nun ist's sicherlich der Rechte!“ Fast muß sie lächeln

troß Gram und Schmerz. Die Sonne blendete und sie hebet die Hand über die Augen. Da sind die Reiter an der Lichtung angelangt und des Weibes Auge sauget sich fest an den zwei Gestalten und erkennet alsbald die große Aehnlichkeit, so Beide verbindet. Doch, — was die Ferne täuschete, das wird klar in der Nähe. Der Eine ist wohl zwanzig oder mehr Jahre älter als der, so sie einstens an's Herz gezogen. Und als sie von der Bestürzung sich erholt, war auch schon der ganze prächtige Troß verschwunden, nur des Hornes Schall drang herüber und verlor sich immer mehr im tiefen Walde. Erschöpft ließ Priska sich auf einer Truhe nieder, ihr schönes Haupt lehnete sie an die Wand und die Augen schlossen sich: „Bin so müde, mich äffet wohl ein böser Spuk?“ Nicht lange, so entführte sie sanft ein guter Geist von hinnen, sie schlief.

Tiefe Stille lagerte über dem einsamen Häuslein. Das mochte wohl eine Weile gedauert haben, als ein Reiter herangesprengt kam und vor der Thüre stille hielt. Sein Roß band er an's Thor und seine Augen begannen eifrig nach einem lebenden Wesen zu spähen. Voch er gewahrete Nichts. Da er aber die Thüre offen fand, so trat er ein und gar verwunderlich dünkete ihm, Niemanden zu finden. Jede Kammer war geöffnet, doch blieb Alles still. Kurz entschlossen betrat der Fremde die Treppe und öffnete die Thüre, so ihm am nächsten lag.

Und hier, welch' unendlich süßes Bild! Behend stund der Fremde und kunnt die Augen nicht wenden. „Priska, hier führet mich der Weg zu Dir!“ Laut wollt' er's rufen, doch erschrocken hielt er stille, ein leiser Seufzer entfloß dem Munde der holden Schläferin. Lange, gar lange sahe er sie an und, was sein Auge gewahret, schloß er in sich für alle Zeiten: Das war nicht mehr das scheue Mägdelein von ehemdem, nein, ein Weib, so süß, so hold erblühet, in keuscher Ruhe! Züchtig verhüllete das blaue Gewand die edlen Glieder, die schlanken Hände hielt sie im Schooß gefaltet und so ruhet sie gleich Einer, so vom Kuß der Liebe erwecket werden soll, den Mann zu beglücken, dem sie angehört in Liebe und Treue.

Der Mann aber in der Thüre, der schlug die Hände vor's Antlitz: „Priska, wie elend hast Du mich gemacht!“ Da war's gerade vorbei mit ihrem Traume, sie schlug die Augen auf und vor ihr stund: der Graf von Treuensfelden!“

Doch gleich wie vorher, da sie alleine, die sündige Liebe zu ihm sich jählings geäußert, so erhob sie sich igo gar stolz, und verächtlich klang ihre Stimme: „Ihr, Herr Graf.“ Wahrlich,

mich dünket's gar ritterlich, in eines Andern Haus zu schleichen, so er ferne weilet! Was begehret Ihr, wo weilet mein Gemahl?"

Sie sahe, wie er zusammen zuckete bei diesen Worten und gar bleich erschien sein Angesicht: „Vergebet, schöne Frau," gab er bitter zur Antwort, „Hilfe begehre ich für mein Noß, so Schaden gelitten, Euch stört' ich wohl in süßem Schlummer, da Ihr träumtet von Herrn Joachim, der gar bald Euch wieder umfahen wird?"

Da wallete es auf in ihr: „Herr Graf, möget Ihr immerhin meiner und meines Gemahles spotten, Herr Joachim ist aller Ehren werth und ich schätze mich glücklich, daß er mich zum Weibe erkoren!"

Er lachte bitter auf: „Rühnlich wage ich zu behaupten, daß es nicht Liebe war, so Euch zu dem alternden Manne geführt," und trugig sahe er sie an, als wollte er in der Seele Tiefen lesen, was sie hierauf empfand.

Da war's genug für sie: Aller Schmerz und Gram, den er ihr bereitet hatte, flammete auf in der gequälten Seele. Glühend Roth drang in's bleiche Antlitz, da sie rief: „O Schande über Euch, Graf von Treuenfelden, zwiefach Schande! Lasset Ihr Euch nicht damit genügen, daß Ihr Euer Weib verriethet und ein arm' Mägdlein bethörtet, nun ist selbst eines braven Mannes Ehefrau nicht sicher mehr vor Euch? Verlasset mich und dieses Haus, daß ich Euch nicht noch fluchen muß!"

Finstern sah sie auf ihn hin, bereit des Hauses Ehre zu erkämpfen und die eigene Schande zu tilgen, so er ihr angethan. Er aber trat ihr näher: „Priska, um Gott, was sprecht Ihr? Ich fleh' Euch an, redet wahr und offen zu mir, ich schwör's Euch, dies Haus zu verlassen, nur saget mir, wer sprach Euch denn von meinem Weib?"

„Wer, Herr Graf? Nun, so vernehmet's denn," und bebend kam's aus ihrem Munde in fliegender Eile Alles, was damalen die Ruhme berichtet, „und", schloß sie, „nun dank' ich Gott, der mich vor Schande bewahrte!"

Aufathmend hielt sie inne und vermeinte schon zu hören, wie er sich wenden würde, doch schon war er dicht an ihrer Seite und gar verändert seine Züge. Sanft nahm er ihre kalte Hand und führte sie zum Fenster, allewo bereits aus der Dichtung einzelne Jäger wiederum erschienen waren: „Dorthin sehet, Priska, und Euer Irrthum wird Euch klar werden, dort ist Einer, auf dem salben Noß, das ist mein Vater und der ist beweibet und hat zwei Kinder, mich und mein holdes Schwesterlein! Ihr aber,

Priska, Ihr thatet große Sünde! Mich verließet Ihr und gabet Euch Einem zu eigen, so Ihr niemals lieben konntet, denn wen Ihr liebet, das weiß Einer allein und der bin ich. Unglücklich habt Ihr Euch und mich gemacht, und dennoch lieb' ich Euch und kann nicht von Euch lassen! Hätt' ich damalen, wie ich versprach, am fünften Tage wiederum erscheinen können, 's wäre leicht nicht so gekommen. Ich hätt' Euch mir erstritten und auf mein Schloß entführet zu wonniger Liebeslust. Doch das Schicksal mußte es fügen, daß ich eine Botschaft meines Vaters überbringen muß' an einen Fürsten, so ferne von hier hauset, und so vergrämt ich war darob, ändern konnt' ich's nicht. Euch, Priska, hofft ich dennoch treu zu finden! Ein gülden Ringlein trug ich auf dem Herzen, wollt's Euch bringen und Euch sagen: Nun seid Ihr meine verlobte Braut und bald mein Weib. Mein Vater und mein sanft' Mütterlein hätten Euch gewißlich gern empfangen, waret Ihr doch eine Jungfrau ohne Tadel und rein und hold wie Keine. Doch da ich aus der alten Ruhme Mund vernahm, was sich Uebles zugetragen, daß Ihr, Ihr Herrn Joachims Weib, da liu't's mein Stolz nicht nachzuforschen, für falsch und treulos hielt ich Euch, — an solchen Irrthum hätt' ich wahrlich nicht gedacht!"

Nun hielt er inne und blickete hiernieder auf das Weib zu seinen Füßen, das längst schon gleichsam vernichtet dorten zusammen gesunken war. Er selbst bebete noch, der starke Mann, als er seiner heißen Liebe Hoffen und Schmerzen ihr nun geoffenbaret. Sie aber hatte in's Paradies geschauet, aus dem sie nun für immer vertrieben war.

„Vergebet mir, vergebet, wenn Ihr's vermöget," flehete sie und hub ihre weißen Hände zu ihm auf. „O Priska, süßes Weib, vergeben will ich Euch, doch vergessen, das kann ich nimmermehr!" Und wie er sich neigete, sie aufzuheben, und seine Hände ihr Gewand berührten, da sank er selbst in die Kniee, und seine Arme umschlossen das bebende Weib, als wollten sie es nimmer von sich lassen. „An meinem Herzen lieget Ihr wieder, Priska, und wieder küß' ich Eure holden Augensterne! Mich liebt Ihr, wie nur ich Euch liebe, unsere Herzen brennen ineinander, o möge niemalen diese Stunde vergehen, da ich Euch in meinen Armen halte!"

Stammelnde Liebeschwüre vernahm ihr Ohr, die von ihm umfassen lag in seliger Himmels-wonne. Und der Rausch, so über sie gekommen, bannte fort aus dem Gedächtniß Alles, was sie nimmer hätt' vergessen sollen.

Da wurden Beide aufgeschreckt durch seltsames Rufen und Hasten und Winseln der Hunde. Da Priska angstvoll bebend zum Fenster lief, erblicketen ihre Augen Etwas, so gleich dem jüngsten Gericht das schuldige Weib in tiefster Seele traf. Eine Bahre ward vor ihrem Hause niedergelassen und der sterbende Mann darauf war — ihr Gemahl, Herr Joachim. Da flog sie die Treppe hinab und sank mit wehem Aufschrei an der Bahre nieder. Die Hand des Sterbenden glitt sanft über den Scheitel des gebeugten Weibes. „Priska, mein treues Weib,“

flüsterte er matt, „nun muß ich Euch verlassen. Doch gnädig war mir Gott geünet, mein letztes Jahr im Leben war durch Eure Guld verschönnet. Ich dank Euch und segne Euch tausendfach für Eure treue Liebe!“

„Haltet ein!“ stöhnte das gequälte Weib, „martert mich nicht also, vergebet mir um Gotteswillen!“

„Was soll ich Euch vergeben, Priska, kein treuer Weib gab's weit und breit! Nein mir vergebet, hab' ich doch Eurer Jugend viel Schweres zugeteilet, sintemalen Ihr mir altern dem Manne gar Vieles opfern mußtet!“ Seine Augen suchten einen Blick von ihr zu erhaschen, die das Haupt krampfhaft in den Armen geborgen hielt. Nur ihre fieberheiße Hand umschloß fest die kalte des Gemahls.

Tief erschüttert wies der Graf die Knechte fort, doch wagete er Nichts zu sprechen. „Priska,“ klang fast unhörbar Herrn Joachims Stimme, „der Graf wird Euch beschützen, war mir immer ein gnädiger Herr.“ Da fiel sein brechend' Auge auf den jungen Grafen am Fenster und der legete wie zum Schwur die Hand auf's Herze. Ein Freudenschimmer verklärte die Züge des Sterbenden, doch sprechen konnt er nimmer, nur einmal noch gleich einem Hauche: „Priska, mein treues Weib, — o Herr und Gott!“ — Da war Herr Joachim todt.

Priska lag noch auf den Knien gleich einem Steinbilde, keine Thräne netzte die starren Augen, bis des Grafen Stimme ihren Namen rief. Da erhob sie sich und wies mit der Hand nach der Thüre: „Ich bitt' Euch, verlasset mich, Euch soll Antwort werden!“

Gebeugten Hauptes verließ der Graf das einsame Häuslein, allwo ein reuig Weib wiederum in sattsungslosem Schmerze über der Leiche lag, und als des Burgvogts Frau herüber kam, nach

Hausfreund

ihr zu schauen, da fand sie Eine, der die Sinne geschwunden waren und die selbst einer Leiche gleich.

Herr Joachim war im Walde an einer Wurzel ausgeglitten und ein tödtlicher Schuß traf ihn sogleich, da eines Zweiges Gewalt das Gewehr entlud.

Der junge Graf irrete umher die nächsten Tage gleich einem Verfehmten. Am Abend des fünften Tages übergab ihm die Burgvogtin ein Brieflein, das er mit bebender Hand erbrach, und also stund's geschrieben:

„Wenn Ihr dieses Brieflein in Händen haltet, weile ich schon in des Klosters Mauern.“



„Haltet ein!“ stöhnte das gequälte Weib.

Mein Herze hat keinen Ausweg gefunden, ist es doch zerrissen von Reue und Schmerz ob meiner Sünden. Zwiefach brach ich die Treue, erst Euch, dann dem, so ich's doch geschworen vor dem Altare, und vermeinte ich selbst zu sterben, da er mich sein „treu' Weib“ genennet, und brach ihm doch die Treue in seiner Todesstunde! Nun will ich sühnen und Frieden suchen, wo ich allein ihn noch finden kann und treu sein meinem Gott, auf daß ich dereinst ruhig sterben mag. Ihr aber zürnet mir nicht, der Himmel segne Euch immerdar!

Priska.

Lange, lange sahe der Graf die Worte an und schämte sich nicht der Thränen, so ihm über die Wangen liefen und gleich klaren Perlen das Blatt in seiner Hand benetzten. „Leb' wohl für immer, du Süße, nun ist meines Lebens ganzes Glück dahin!“ — — —

In des Klosters Stille hat Priska als Schwester Beate ihren Lebenslauf beendet. Ein zehrend Fieber griff ihr junges Leben an und

nach zwei Jahren schon trug man sie hinaus. — Vom jungen Grafen vernahm man selten Kunde. Er war hinausgezogen in die Welt, ein treuer Vasalle seinem Kaiser, und that sich hervor zu des Reiches Wohl. War ein gar stattlicher, herrlicher Ritter und manch' Herz entbrennete in heimlicher Liebe zu ihm, doch niemals kunnst ein Weib sich rühmen, daß er sie beachtet, — und das dünkte Allen gar seltsam.

Einmal kam er wieder auf seiner Väter Schloß, und da es dunkelte, ritt er zum Gottesacker, Herrn Joachims Grab zu schauen. Sein Auge aber haftete auf einem Kreuzlein, nahebei auf einem frischen Grabe, und vor dem schlichten Hügel brach der starke Mann zusammen und schluchzte wie ein Kind. Da drinnen ruhete die nun aus von allem Gram, so er geliebet mit seines Herzens ganzer Macht.

Und er schritt von dannen, gebeugten Hauptes, ein einsamer Mann!

Der unverfrorene Pastor!

Der auf seinem reizvollen Lustschloß am unteren Bodensee mit seinem Hofstaat residierende Fürst pflegte stets den auf ihrem von uralten, hochstämmigen Bäumen umgebenen, prachtvollen, am Obersee gelegenen Schlosse in der Sommerfrische weilenden Fürstlichkeiten freundnachbarlichen Besuch abzustatten.

So geschah dies auch vor etlichen Jahren. In der Frühe eines wolkenlosen Tages schritt der Fürst mit den Damen und Herren seines Hofes durch die noch in fastigem Grün prangenden Laubgänge des Hafens, bestieg mit seiner Begleitung das vor demselben bereitliegende Salonschiff. Ein Herr des Hofstaates hatte den ihm wohlbekanntem, ältlichen Pfarrherrn einer Nachbargemeinde getroffen und scherzweise zu demselben geäußert:

„Nun, Herr Pfarrer, wollen Sie nicht auch mit?“ Der Pastor, diese Aeußerung des Hofherrn als Ernst und direkte, förmliche Einladung aufnehmend, machte alsbald kehrt und begab sich ebenfalls eilend von der Schiffslände auf den Dampfer, der alsbald die grünlichblau schimmernenden Wogen des schwäbischen Meeres durchfurchend dem Obersee zuellte. Nach etwa einstündiger Fahrt im Hafen, in der Nähe des Schloßes der zu besuchenden Fürstlichkeiten angekommen, stoppte das Salonboot. Der Fürst mit seiner Begleitung, bestieg die am Hafen bereitstehenden Hofwagen.

Die Hofgesellschaft nahm nun an, daß der Pfarrer, nachdem er die Fahrt mit dem Salonboot über den See benutzte, sich jetzt seitwärts in die Büsche schlagen werde; aber weit gefehlt,

ohne weiteres schloß sich derselbe der Hofgesellschaft wiederum an und bestieg kaltlächelnd ebenfalls einen bereitstehenden, noch unbefetzten Hofwagen und fuhr mit dem Fürst und dem Hofstaate zum Schlosse; — nach gegenseitiger Begrüßung der Fürstlichkeiten und ihrer Herren und Damen präsentirte sich auch der Pastor. Der fremde Fürst und seine Gemahlin stellten gnädig an ihn die üblichen Fragen nach der Lage seines Wohnorts, der Zahl seiner Pfarrkinder u. dgl.

Nach einiger Zeit zwangloser Unterredung schlug die Stunde zur fürstlichen Tafel und als die Fürstlichkeiten und das Gefolge sich an dem hübsch arrangirten Tische und ihren bestimmten Plätzen niedergelassen hatten, setzte sich, abermals kaltlächelnd, auch der Pfarrer, für den, weil er nicht auf der Liste der angemeldeten Gäste stand, ein Extracouvert eingeschoben wurde, zum fürstlichen Mahle, dessen leckere Speisen und viele, ausgefuchte Weine ihm vortrefflich mundeten.

Nach Beendigung der Tafel verabschiedeten sich die Fürstlichkeiten und die Hofleute von einander, auch der Pfarrer dankte dem fürstlichen Gastgeber für alles Gute, was er in diesem hohen Hause genossen, mit der Versicherung, daß er seiner Lebtag nie so gut gegessen und getrunken habe. Mit den vor dem Schloßthor harrenden Hofwagen fuhren die Gäste, der Fürst mit seiner Begleitung, zur Heimkehr nach dem Hafen zurück, wo der Salondampfer die ganze Hofgesellschaft und auch den im Hofwagen zurückgefahrenen Pastor wieder aufnahm. Kaum war der Salondampfer in Bewegung, als den Pfarrer sein verdientes Schicksal erreichte. Denn von maßgebender Seite wurde ihm alsbald über seine Unverfrorenheit u. dgl., die, abgesehen von der angemachten Seefahrt, darin bestanden habe, daß er uneingeladen mit ausschließlich geladenen Gästen an einem fremden Hofe sich eingedrängt, dort gar noch an dem den Gästen angebotenen Festmahle theilgenommen habe, gründlich der Pelz gewaschen, wie der damalige, auf der Kommando- brücke laufende Schiffahrts Inspektor, der die dem Pfarrer spendirte Abrüffelung Wort für Wort mitangehört hatte, verrathen hat.

Seitdem hat der Pastor als ungeladener Gast keine derartige Seefahrt mehr mitgemacht und auch als solcher an keiner fürstlichen Tafel mehr geschmaust, denn er hat sich indessen, stets eingedenk der ihm gewordenen scharfen Kritik seines Verhaltens, hinter die Ohren geschrieben den goldenen Pfälzerspruch:

„Beh' Du nicht zu einem Ferscht,
Wenn Du nicht geladen werstcht!“

Dr. Thomas Nörber,

der neue Erzbischof von Freiburg i. Br.

Als am 2. August 1898 der Telegraph die Kunde brachte, daß Herr Klosterpfarrer Thomas Nörber in Baden-Baden durch die einstimmige Wahl des Freiburger Domkapitels zum Erzbischof von Freiburg und Metropolit der Oberrheinischen Kirchenprovinz erwählt sei, herrschte in unserem Lande allenthalben große und gerechte Freude. Alle interessierten Kreise waren froh, daß der erzbischöfliche Stuhl nach dem Tode des tragisch aus dem Leben geschiedenen Erzbischofs Dr. Komp in so rascher und befriedigender Weise besetzt wurde. Nachdem seit 1827 meistens Nichtbadener den Erzstuhl zu Freiburg inne hatten, wurde die Thatfache

mit besonderer Genugthuung begrüßt, daß nunmehr ein Sohn unserer badischen Heimath zu dieser Würde erkoren wurde, der mit seinem Volke von Jugend auf innig verwachsen war und die Lage seiner Herde wie seiner Geistlichen von Grund aus kennt und an deren Mühen und Sorgen lebendigen Antheil nimmt.

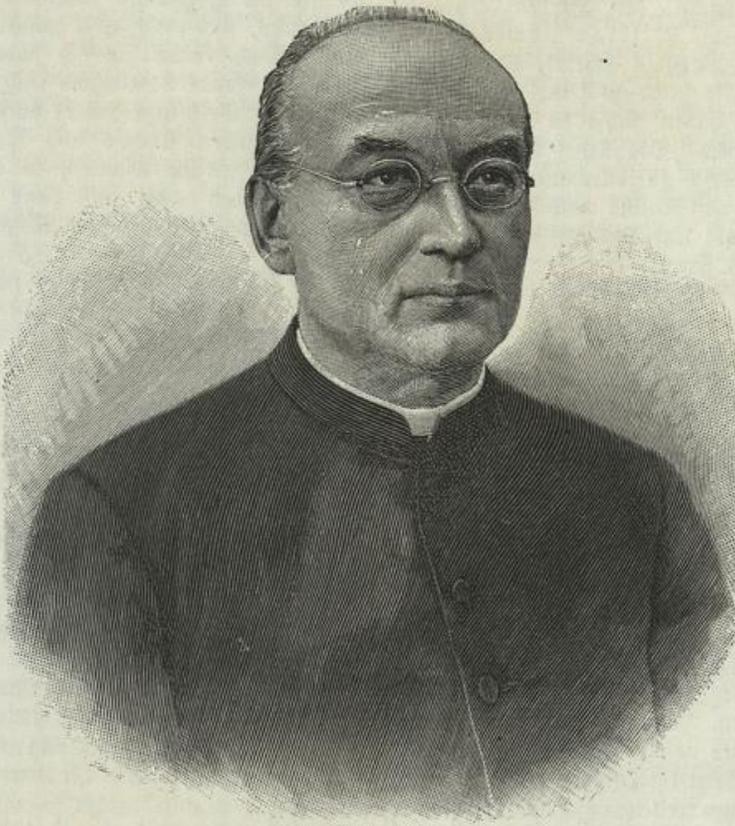
Erzbischof Dr. Nörber wurde am 19. Dez. 1846 in Waldstetten bei Buchen geboren als ein Sohn eines bescheidenen Landwirthes. Er besuchte, vorgebildet durch Pfarrer Lorenz Berberich, das Gymnasium und die Universität Freiburg und wurde am 24. Juli 1870 zum Priester aeweiht. An jedem Orte seiner späteren Wirksamkeit, in Neuhausen bei Pforzheim, Schwetinaen, Mannheim, Sedach, Hardheim bei Buchen, Lichtenthal, Thiergarten bei Oberkirch,

Baden-Baden traten sichtbare Erfolge seiner Thätigkeit zu Tage. Er gehörte zu den „stillen“ Geistlichen des Landes, er war ein Mann trefflicher Tugenden, stiller Arbeit und reicher Erfolge. Fast überall, wohin er kam, galt es, erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden. Diese werden

ihm auch in seinem jetzigen Amte nicht erspart bleiben. Aber die Thätigkeit des vormaligen Priesters, die gewinnende Herzengüte, der klare, weite und freie Blick, die kluge Ueberlegung und die zielbewusste Festigkeit und Entschiedenheit im Handeln, bieten die beste Gewähr dafür, daß die jetzigen Aufgaben u. Pflichten an ihm ihren ganzen Mann finden werden. Die Treue und das Vertrauen des Klerus und die Anhänglichkeit des katholischen Volkes sichern seiner

oberhirtlichen Thätigkeit die nöthige und wünschenswerthe Unterstützung und Mitarbeit.

Daß die Zukunft ein Festhalten an den idealen, religiösen, den sittlichen und geistigen Gütern unseres Volkes bringe — so führte der Regierungsvertreter beim Festmahl anlässlich der Konsekrationsfeier in Freiburg aus — dürfen wir in vollster Zufriedenheit dem hochherzigen Sinn unseres Landesfürsten und der priesterlichen Erfahrung und Weisheit des neuen Oberhirten vertrauen. Möge es Sr. Excellenz beschieden sein, lange glückliche Jahre den Hirtenstab milden Sinnes zu führen und dem fortschreitenden religiösen Empfinden und der Wohlfahrt des katholischen Volkes den schönsten Lohn für das schwere Opfer und mühevollen Amt finden.



Erzbischof Nörber.

Eine Radfahrt durch China.

Von den Grenzen Sibiriens mit dem Zweirad nach Peking — das ist ein schönes, sogar gewagtes Stück Arbeit und ganz dazu geeignet, den Neid manch eines Radfahrers zu erwecken. Und das Wagniß ist unternommen und thatsächlich durchgeführt worden und zwar diesmal von zwei Amerikanern, den Herren Thomas Gaszell Allen und William Lewis Sachsleben; letzterer Waghals scheint, dem Namen nach, deutschen Ursprungs zu sein.

Diese beiden haben sich's in den Kopf gesetzt, Asien auf dem „Stahlroß“ unseres neunzehnten Jahrhunderts zu durchqueren, und erzählen ihre Reise von Kulbja nach Peking durch die Wüste von Gobi und das westliche Thor der großen chinesischen Mauer.

Die russischen Behörden haben die Reisenden nicht ermuntert, im Gegentheil, sie haben dieselben auf das Gefährliche, Tollkühne ihres Planes aufmerksam gemacht. Aber was ein Yankee will, muß schließlich auch das Schicksal wollen.

Nach sechswöchentlichem Zuwarten, während welcher Zeit eine Anzahl von telegraphischen Anfragen, Aufträgen u. s. w. hin- und hergegangen war und unsere Reisenden ihre Mühe zur Erlernung des Nothdürftigsten der chinesischen Umgangssprache benützt hatten, wurden die letzten Vorbereitungen getroffen. Dabei handelte es sich hauptsächlich darum, alle nicht absolut unentbehrlichen Gegenstände für diese Forcetur bei Seite zu lassen. Das denkbar einfachste in der Kleidung mußte genügen, sogar an Knöpfen wurde nur das Allernothwendigste mitgenommen, das Haupthaar unerbittlich abgesehritten, das Gesicht glatt rasirt wie es bei den Chinesen Sitte ist — (aber das Rasirmesser mußten sie doch wohl mitnehmen? denn unterwegs hatten Bart und Haar Zeit genug, wieder zu sprossen). Man konnte die Toilette der beiden Radfahrer nicht gerade komfortabel nennen.

In unserem alternden Europa liegt für die Mehrheit der Reisenden die Schwierigkeit darin, zu wissen, wie man sich das zur Reise nöthige Geld verschaffen solle — wenn man nämlich nicht von Haus aus mit Glücksgütern gesegnet ist. Für Radfahrer, die darauf achten müssen, daß sie ihre Maschine nicht übermäßig belasten, entsteht die Frage: Wie machen wir's mit dem nöthigen Gelde, daß es uns unterwegs nicht belästigt? Das chinesische Geld nämlich ist ganz besonders schwer, und von Banknoten — die ja gerade wegen ihres gar nicht in Betracht kommenden Gewichtes in solchen Fällen so bequem

sind, konnte in China nicht die Rede sein. Niemand hätte sie dort auch nur erkannt, geschweige denn angenommen. Der russische Consul hatte schon darum das Unternehmen für unmöglich erklärt! Aber ein Amerikaner läßt sich durch Schwierigkeiten nicht zurückschrecken! Kreditbriefe nahmen sie zwar fürsorglich mit, machten aber, als sie die Hochebene Asiens durchzuhren, die Erfahrung, daß auch diese gänzlich unbrauchbar seien. Doch ließen sie sich dadurch nicht entmuthigen, sondern machten sich, ohne in das Detail der Geldfrage weiter einzutreten, mit so viel chinesischen Chen's und Sapel's, als sie einstweilen tragen konnten, in der Tasche auf den Weg, den man auf rund 2000 englische Meilen (etwa 700 deutsche Wegstunden) schätzen kann.

Die Chinesen sind, wie es scheint, in vielen Punkten der Civilisation den Europäern „über“. Sie haben unter anderem auch, sogar schon vor der Entdeckung des Pulvers, das System des Demogelns und der Schwenzelpennige entdeckt, und unsere Reisenden haben sich mit ihnen herumzanken und von ihnen beschwindeln lassen müssen, wie unsere Hausfrauen in Europa von den Köchinnen!

Aber die schlauen, praktischen Amerikaner wußten es zuletzt so einzurichten, daß sie nicht nur nicht viel ausgeben mußten, sondern daß sie sogar von den Chinesen Geld einnahmen — und zwar also:

Die Chinesen besitzen — was ihnen zwar nicht gerade zur Ehre, aber vielen ihrer Leute zum Heile und zur Erhaltung ihrer gefunden Glieder gereicht, sintemal bei ihnen Niemand über den Haufen gerannt wird — sie besitzen also noch keine „Schnellschnurrer“ (man gestatte uns dieses schöne Wort für „Velociped“). So daß der Anblick unserer beiden Radfahrer bei ihnen noch viel mehr Aufsehen erregte, als bei uns die Anwesenheit eines „Bezopften“ aus chinesischen Landen. Dann aber waren, wohlgemerkt, unsere Reisenden auf ihrer Fahrt durch die Wüste Gobi dermaßen von der Sonne gebräunt und beim Durchwaten unzähliger Bäche, Tümpel, Bewässerungskanäle u. s. w. dermaßen, was Kleidung und Hautfarbe betrifft, mitgenommen worden, daß die Bauern sie fragten, ob man bei ihnen zu Hause den Gebrauch der Bäder nicht kenne. Man kann sich denken, daß die seltsame, von zwei zerlumpten und schmutzbedeckten Europäern gelenkte Maschine unter der chinesischen Bevölkerung kein geringes Erstaunen erweckte. Einige, die mit europäischer Civilisation auch schon in Berührung gekommen waren, hielten jene Ma-

schöne für eine Lokomotive, und in irgend einem Nest des nordwestlichen Chinas wurden die Bicyclisten für eine bisher unbekannte Species von — Centauren gehalten!

Diese waderen Chinesen waren in dem Wahn befangen, daß die beiden Reiter nicht absteigen könnten; Männer, Weiber und Kinder liefen aus den Häusern, sogar aus dem Theater während der Vorstellung, um die Fremdlinge um einige Touren auf den Maschinen zu ersuchen. Jetzt verfielen die Amerikaner auf eine echte Yankee-Idee: Sie hatten es satt, bloß zur Ergötzung der Menge sich im Kreise herumzutummeln und erklärten, daß man von jetzt an ihre „Vorstellungen“ bezahlen müsse — und sofort ließ ein Sohn des „himmlischen“ Reichs seinen Hut herumgehen und brachte ihn mit Geld gefüllt zurück — das war besser als der schönste Kreditbrief! Unsere Reisenden selber fanden jetzt an diesen Vorstellungen solchen Geschmack, daß sie nicht mehr davon lassen konnten, besonders da sie ihnen nicht bloß klingendes Geld, sondern auch noch Gratifikationen anderer Art, z. B. Theepäckchen, und — was in jenen Gegenden eine feltene Schwaare ist — Duzende von Eiern eintrugen, die sie früher nur gegen schweres Geld bekommen hatten.

Indessen auf die Länge konnten die „fremden Pferde“ — so nannten sie die Chinesen — den Anstrengungen der Reise nicht mehr Stand halten und eines schönen Morgens, als das Fußgestell eines der Bicycles bei raschem Bergabfahren an einen im dichten Graswuchs versteckten Stein anprallte, brach die Maschine entzwei. Die Reisenden mußten zu Fuß zur nächsten Missionsstation in Liang-Chon wandern, die zum Glück nicht weit entfernt war. Ein chinesischer Schmied brachte die Maschine — freilich schlecht genug! — wieder in Ordnung, das heißt so weit, daß die beiden Bicyclisten sich wenigstens wieder „zu Pferd“ auf den Weg machen und eine andere Missionsstation, Lan-Chon-Foa, erreichen konnten.

Als sie aber über eine in schlechtem Stand gehaltene Schiffbrücke fahren mußten und gleich darauf über einen holperigen, steinigen Anstieg hinauf, wurden die Maschinen dermaßen mitgenommen, daß an ein Weiterfahren nicht zu denken war. Trotzdem erregten unsere Reisenden die Bewunderung eines hohen „himmlischen“ Reichsbeamten in dem Grade, daß er sie sammt Maschinen unter seinen Schutz nahm. Die Bicycles wurden mit einer gelben Fahne geziert, auf welcher das Reichsiegel gemalt war, und

darunter die Inschrift: „Reisende Studenten“. Das verschaffte den Amerikanern beim Volke Respekt.

Der geschickteste Mechaniker des Ortes erhielt den Auftrag, die Schäden der Maschinen auszubessern; er that es, zugleich aber zeichnete er sich die Muster derselben auf's genaueste ab, um selber solche herstellen zu können.

Sehr wahrscheinlich wird der demnächstige europäische Radfahrer, den sein Schicksal nach Lan-Chon-Foa führt, das Vergnügen haben, dort die ersten Bicycletts chinesischen Fabrikats vorzufinden. — Was unsere Amerikaner anbelangt, so sind sie gesund und wohl am gewünschten Ziel Peking angelangt! J. M.

Steuernachlaß.

Der Gemeinderath in Düringen suchte, als ein Unwetter das Gelände der Gemeinde total verhegelt hatte, um Nachlaß der Steuer für das nächste Jahr nach und begann die desfallige Vorstellung an die Verwaltungsbehörde mit dem Rubrum: „In Sachen einer Gewitterwolke gegen die Gemeinde Düringen; Hagelschlag betr.“

Pfälzisch.

„Schön isch das Lebe,
Wann m'r getrunke hott,
Sterzt m'r in Gräbe,
Nk wie e Krott!“

2000 Anerkennungsschreiben sind der Firma **Meinel & Herold, Pflingenthal i/Sachsen** für gelieferte Harmonikas, Violinen, Zithern u. zugegangen und zwar ohne jede Aufforderung wurden diese eingekauft. Es dürfte dies sicher ein Beweis von der vorzügl. Qualität der Waaren sein. Niemand veräume vor Ankauf eines Instruments den illustr. Katalog von genannter Firma umsonst zu verlangen.

Pforzheim genießt bekanntlich einen Weltruf durch seine Industrie in Uhren und Goldwaaren und beschäftigt in dieser Branche und verwandten Industrien über 12000 Arbeiter. Sein Umsatz beläuft sich hierbei auf mehr als 50000000 M. Eine der bedeutendsten Firmen baselbst ist **Louis Lehrfeld**, die als beste und billigste Bezugsquelle für Goldwaaren und besonders für Uhren gilt.

Eine aufsehenerregende Neuheit ist die durch obiges Geschäft in den Handel gebrachte acht silberne, mit dem Deutschen Reichsstempel versehene Herrenremontoiruhr, welche zu dem billigen Preise von M. 8.50 mit zweijähriger Garantie gegen Nachnahme versandt wird. Die Firma Louis Lehrfeld hält sich bei Bedarf in Uhren und Goldwaaren bestens empfohlen und ersucht ihre reich-illustrirten Preislisten zu verlangen.

Eduard Müller,

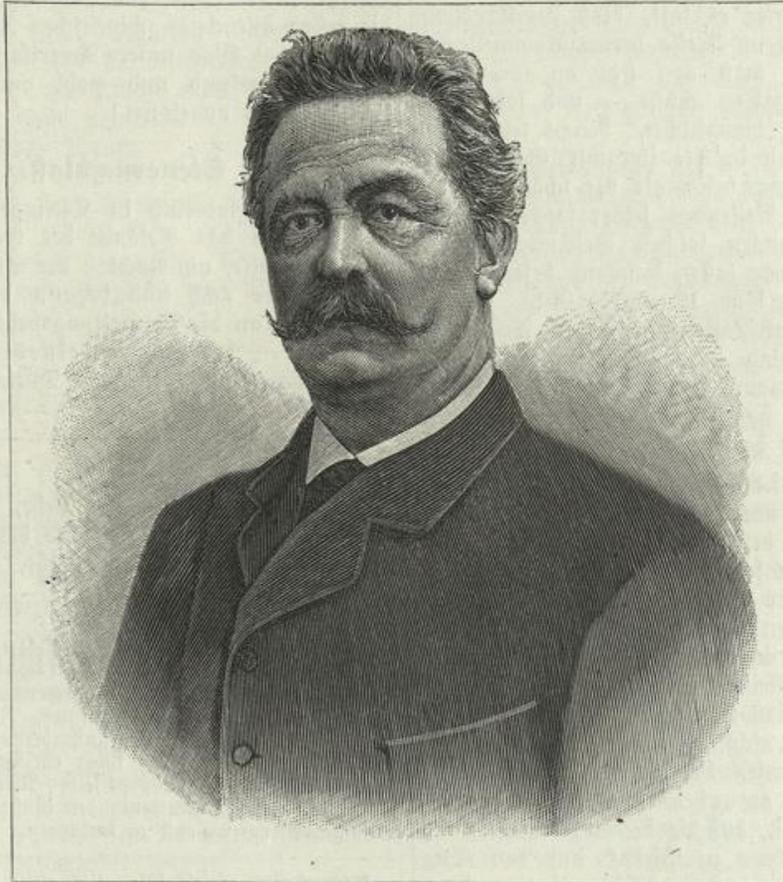
Bundespräsident der Schweiz.

Nahezu einstimmig wurde am 15. Dezember 1898 von der schweizerischen Bundesversammlung Oberst und Nationalrath Eduard Müller von Bern zum Bundespräsidenten gewählt. Die ganze Schweiz wie auch alle politischen Parteien begrüßten freudigst diese Wahl.

Bundespräsident Eduard Müller erblickte in Dresden als Sohn des Pfarrers an der protestantischen Kirche, des früheren berner Theologie-

Mitbürger in Bern hatten ihn auch in den Stadtrath gewählt, dessen Präsident er bis zu seiner Wahl als Bundespräsident blieb.

Der neue Präsident bekennt sich politisch zum radikalen Fortschritt, dem er stets treu blieb. Ganz besondere Verdienste hat er um das Militärdepartement, dessen Leitung er nach dem Austritt Frey's übernahm, so daß eigentlich bedauert wird, daß er als Bundespräsident das Militärdepartement aufgeben und das des Aeußeren übernehmen muß. Oberst Müller ist ein



Oberst Eduard Müller, der schweizerische Bundespräsident für 1899.

professors Dr. Müller am 12. November 1848 das Licht der Welt, war aber schon von 1849 an in Bern, wo er auch seine Schul- und Universitätsjahre zubrachte. Er widmete sich der Rechtswissenschaft und besuchte fernerhin noch die Universitäten von Leipzig, Heidelberg und Paris. Nach seiner Rückkehr nach Bern prakticirte er als Jurist, bald aber stand er mitten in der Politik. Man übertrug ihm verschiedene Aemter im Canton, im Jahr 1884 war er schon Nationalrath, 1890 Präsident desselben. Seine

hervorragender Parlamentarier und vorzüglicher Sprecher, der zwar selten das Wort ergreift, aber dann das, was er will, auch in überzeugender Weise zur Geltung zu bringen weiß. So kam es, daß er auch die Opposition beschwichtigte, und daß auch sie ihm ihr Vertrauen durch ihre Mithilfe bei der Wahl bezeugte. Von allen Seiten werden dem neuen Präsidenten Beweise großer Beliebtheit entgegengebracht, denn Jeder ist eben überzeugt, daß die Präsidentschaft nicht in besseren Händen sein könnte,

Emil Welti.

Vielen Lesern des „Hausfreunds“ ist Emil Welti wohl ein unbekannter Mann. Oder sie haben nur flüchtig einmal seinen Namen irgendwo gelesen und dann wieder ebenso schnell vergessen. Bei den Schweizern, denen diese Zeilen vor Augen kommen, wird es anders sein. Ihnen wird sich das Bild eines Mannes vor die Seele

bewußtsein, als ein gerader, ehrenhafter Charakter nachkommt, dann ist sein Name auch mit unauslöschlichen Buchstaben eingetragen in das große Buch der Geschichte. Und Emil Welti ist weit hinausgetreten über den eng begrenzten Rahmen eines bescheidenen alltäglichen Lebens. Ihn haben Begabung und Umstände in das Getriebe des öffentlichen Lebens gerufen, ihm



Emil Welti.

stellen, der im politischen Leben der Eidgenossenschaft lange Zeit in vorderster Linie mitgewirkt hat, seitdem aber nun auch zu den Vätern heimgerufen worden ist. Es ist nicht jeder etwa ein Bismarck, dazu bestimmt, mit seinen Gedanken und Thaten die Welt zu bewegen. Deswegen hat doch jeder seine kleine Welt, in der er seine Aufgaben und seine Verantwortung hat. Wenn er dem allem mit Gewissenhaftigkeit und Pflicht-

Führerstellung unter seinen Landsleuten anvertraut und ihn auch einmal auf die höchste Stufe des Ansehens und der Wirksamkeit seiner Heimat emporgetragen; Emil Welti war Bundespräsident der Schweiz!

Sechs Mal hat Welti dieses ehrenvolle und arbeitsreiche Amt bekleidet. Dem Bundesrath überhaupt hat er 25 Jahre lang angehört. Ein Beweis, daß er nicht umsonst in die Schule

gegangen war. Aber er hatte eben auch das Zeug dazu, und die deutschen Universitäten Jena und Berlin können es sich zur Ehre anrechnen, daß sie ihn auch einmal zu ihren Schülern gezählt haben. Er war auch ein Mann, der mehr lernte, als was er unbedingt nötig hatte. Er glaubte offenbar nicht daran, daß viel Wissen Kopfweh mache. Er dachte vielmehr, daß man an dem nicht schwer trage, was man seinem Gedächtniß mit Fleiß und Eifer einprägt. Darum hat er denn, wenn er sich in seinen Rechtsbüchern müde gearbeitet hatte, jeweils z. B. auch noch gerne in den Schriften der alten Heiden, der Griechen und Römer gelesen, was andern vielleicht als Zeitverschwendung vorkam, ihm aber Freude machte, weil es, wie vieles andere, seinen Geist bereicherte und seinen Blick erweiterte. Später ist ihm das noch in besonderer Weise nützlich gewesen. Er war in der Stadt Bern Mitglied der Aufsichtskommission des Gymnasiums. Da wird nun erzählt, wenn etwa ein Lehrer krank wurde, sei nicht selten Welti für ihn eingesprungen und habe in den todtten Sprachen der Alten unterrichtet und geprüft wie einer, ders kann.

Es stand ihm auch eine bedeutende Redegabe zu Gebote. Er brauchte diese auch gerade besonders nothwendig. Schon zu seinen Geschäften als Fürsprach- und Gerichtspräsident. Sodann aber auch für seine politische Laufbahn. Es kann nicht jeder seine Gedanken mit Klarheit und Begeisterung, mit packendem Schwung vortragen. Es hatte aber Inhalt und Zug, wenn Welti seinen Mund aufthat und oft auch Ueberzeugungskraft für die bekämpften Gegner.

In seiner politischen Wirksamkeit hat er sich nach mehr als einer Seite hin für die Schweiz verdient gemacht. Z. B. war er längere Zeit schweizerischer Kriegsminister. Seine Hauptbedeutung hat er im Post- und Eisenbahnwesen gewonnen. Hier hat er den Grundsatz der Verstaatlichung vertreten. Freilich ist es ihm nicht gelungen, seine Gedanken auch der Verwirklichung entgegenzuführen. Das Volk hat gerade diesen seinen Lieblingsplan in einer besonderen Abstimmung verworfen, und diese Zurückweisung seines Erkennens und Wollens hat ihn veranlaßt, seine Würde als Bundespräsident niederzulegen und wieder in die Stille zurückzukehren, aus der er hervorgetreten war. Er hat aber deswegen doch nicht umsonst gerade dieser Angelegenheit seine Kraft geliehen. Was er erstrebte, ist ein Gegenstand der öffentlichen Besprechung geblieben; die späteren Zeiten sind seinen Plänen günstiger gewesen, und er hat es noch erlebt, daß die

Verstaatlichung der schweizerischen Eisenbahnen eine beschlossene Sache wurde.

Bei allem Ansehen, das Welti genoß, ist er offenbar doch ein bescheidener Mann geblieben, der nicht gern viel Wesen von sich macht. Wenigstens hat er in seinem letzten Willen den Wunsch ausgesprochen, daß er ohne öffentliches Leichenbegräbniß, ohne Reden und Blumenspenden zu Grab getragen werde. Dafür haben dann aber die schweizer Zeitungen seinen Wert gepriesen und die Makellosigkeit seines Charakters hervorgehoben, und eine derselben schließt ihren Nachruf mit den Worten: „Welti war für unser Land ein Mann von geschichtlicher Bedeutung und sein Andenken wird uns stetesfort teuer sein“.

Der Handschuhhändler.

(Aus J. P. Hebel's ungedruckten Papieren.)

Ein Handschuhhändler, welcher eine Kiste voll seiner Handschuhe aus Frankreich nach Deutschland bringen wollte, gebrauchte folgende List. Nämlich, es war ein Gesetz an den französischen Zollstätten, daß, wer mit einer Waare hinüber oder herüber will, der muß angeben, „wie hoch schägest du sie“ wegen dem Zoll. Schätzt er sie nun, daß es gehen und stehen mag, gut, so zahlt er den Zoll, so viel oder so wenig. Sieht aber das Zollgericht, daß der Kaufmann oder der Krämer seine Waare viel zu gering anschlägt, damit er nicht viel dafür entrichten muß, so darf der Zollgardist sagen: „Gut, ich gebe dir so viel dafür, ich geb' dir auch zehn Prozent mehr“, so muß sich's dann der Krämer gefallen lassen. Der Krämer bekommt das Geld und das Zollgericht behaltet die Waare, die alsdann versteigert wird in Colmar oder in Straßburg oder so. Solches ist listig ausgedacht und man kann nichts dagegen sagen. Aber der Listigste findet seinen Meister. Ein Kaufmann, welcher zwei Kisten voll Handschuhe über den Rhein bringen wollte, verabredete zuerst etwas mit einem Freunde. Alsdann legte er in die erste Kiste lauter rechte Handschuhe, nämlich für die rechte Hand, je zwei und zwei, in die andere lauter linke. Die linken schmuggelte er bei Nacht und Nebel herüber. Siehst du nichts, merkst du nichts? Mit den andern kam er an der Zollstätte an.

„Was habt ihr in eurer Kiste?“ „Pariser Handschuhe.“ „Wie hoch schlagt ihr sie an?“ „Zweihundert Franken.“ Der Zollgardist betastete die Handschuhe; zart war das Leder, fest war es auch, fein die Naht, kurz sie waren 400 Franken werth zwischen Brüdern. „Ich geb' euch 220 Franken dafür“, sagte der Zollgardist, „sie sind mein“. Der Krämer sagte:

„Sind sie euer, so sind sie mein gewesen. Zehn Prozent sind auch Profit.“ Also nahm er 220 Franken und ließ die Kiste im Stich. Freitags darauf in Speier im Kaufhaus, es war noch in der alten Zeit, kamen die Handschuhe zur Steigerung.

„Wer gibt mehr als zweihundert und zwanzig?“

Die Liebhaber besichtigten die Waare. „Es scheint“, sagte der Freund des Krämers, „die linken seien etwas rar.“ „Par bleu“, sagte ein anderer, „es sind lauter rechte“. Kein Mensch that ein Gebot. „Wer gibt zweihundert? — hundert und fünfzig? — hundert? Wer gibt achtzig?“ — Kein Gebot. „Wißt ihr was“, sagte endlich der Freund des Krämers, „es kommen vielleicht Leute mit einzehnten Armen aus dem Feld zurück“. Es war anno 13. „Ich geb' sechzig Franken!“ sagte er. Wem zugeschlagen wurde, war er. Wer vor Zorn des Henkers hätte werden mögen, war der überrheinische Zollgardist. Der angestellte Käufer aber hat hernach die rechten Handschuhe ebenfalls über den Rhein geschmuggelt. — Siehst du nichts, merkst du nichts, und hat sie in Waldangeloch mit seinem Freund wieder zusammen separirt, je einen linken und einen rechten, und haben sie in Frankfurt auf der Messe für ein theures Geld verkauft. An dem Zollgericht aber hat der Krämer gewonnen: einhundert und vierzig Franken und den Zoll. Item, wie sagt die Schrift? „Ich wußte nichts von der Lust, so das Gesetz nicht hätte gesagt, laß dich nicht gelüsten!“

Das Branntweingläslein.

Ein Unteroffizier trat im rothen Rösklein ein von der Parade. Der Wirth sagt zu ihm: „Aber den habt ihr nicht schlecht getroffen heut' im Kasernenhof. Was hat er angestellt?“ — „Nicht wahr, ich hab' ihn gut getroffen?“ sagte der Unteroffizier. „Er ist ein ausgeleerter Spitzbube, gegen den keine Vorsicht hilft. Er ist im Stande und stiehlt euch ein Rad vom Wagen, während ihr darauf sitzt und Wein holt im Ramsthal. Kommt ihr herein, so habt ihr noch drei Räder.“ Der Wirth sagt: „Mir ist keiner schlau genug. Der ist noch nicht auf der Welt.“ Denn der Wirth war ein wenig dumm. Es ist fast immer ein Zeichen von Unverstand, wenn man allein klüger zu sein glaubt, als alle andern. Deswegen sagte er: mir ist keiner schlau genug. Der Unteroffizier sagte: „Gilt's einen Thaler, er führt euch an?“ Der Wirth ging die Wette ein. Nachmittags kommt der Soldat mit einem Branntweingläslein in der Hand, und verlangt für einen Sechser Branntwein. Er habe daheim

einen kranken Kameraden. Er hatte aber noch ein anderes Gläslein von gleicher Größe und Gestalt in der Tasche, darin war Brunnenwasser, so viel als man Branntwein bekommt für sechs Kreuzer. Als er in das leere Gläslein den Branntwein bekommen hatte, steckte er es zu dem andern in die nämliche Tasche und gab dem Wirth einen Sechser, der war falsch. Als er aber schon an der Thür war, während der Wirth den Sechser umkehrte, rief er dem Soldaten: „Guter Freund, euer Sechser ist falsch auf der untern Seite. Gebt mir einen andern.“ Der Soldat stellte sich schrecklich erbost über den Spitzbuben, der ihm den falschen Sechser gegeben hatte, und zum Unglück habe er keinen andern bei sich. Er wolle aber sogleich einen holen — „Nein, sagte der Wirth, so ist nicht gewettet. Gebt den Branntwein wieder heraus und holt zuerst das Geld.“ Da stellte ihm der Soldat das Gläslein mit dem Brunnenwasser auf den Tisch, und ging und kam nicht wieder. Abends kam der Unteroffizier.

„Er, seid ihr es?“ sagte der Wirth und lachte aus vollem Halse. „Was gilt's, ihr wollt mir einen Thaler bringen.“ Der Unteroffizier aber lächelte nur, zwar etwas spöttisch, und sagte: „Nein, ich will einen holen. Versucht einmal euern Branntwein, ob er nicht schmeckt accurat wie Brunnenwasser.“ Da wußte der Wirth vor Verwunderung und Beschämung nicht, was er sagen wollte. Der Unteroffizier aber sagte spöttisch: „Euch ist keiner schlau genug.“ Also hatte er den Thaler gewonnen, doch durfte der Wirth sechs Kreuzer davon abziehen, was der Branntwein kostete, und bekam, wie das Sprüchwort sagt, zum Schaden den Spott.

Winterobe.

Von Propst.

Der Wiswind pflift um d'Gte her
Und Grundis triibt der Nthi;
'S isch Alles gfreore Stai und Bai.
„Hol Holz und fir brav i.“

Firroth am gele Himmel goht
Jez d'Sunne-n abe gli;
Dert äne warted scho der Mond;
„Bring au-n e Ränkli Wi.“

Bermummled mit der Stange lauft
Der Gaslaternema;
Und d'Zinfiglocke tent derzue.
„Jez zind e Pfise-n a.“

© Winterobe, lang und warm
Im Stibli het e-n Art;
Dim Ose zue, so ha-n i's gern.
„Läng 's Buech vom Effehart.“

Weltbegebenheiten.

Deutschland.

Aus unserer Mitte ist nun auch der letzte der großen Reden geschieden, die mit ihrem gebietenden Geist und ihrem eisernen Willen, getragen von der Opferwilligkeit des Volkes und den wunderbaren Gedanken des ewigen Gottes, unser neues deutsches Reich geschaffen haben. Bismarck ist heimgegangen und ruht im Sachsenwalde, geborgen unter dem immer wieder frühlingfrischem Blätterdach der Bäume, deren friedlicher Schatten ihn so oft noch am Abend seines Lebens erquickte. Seine Thaten werden allezeit bewundert und gepriesen werden von der Geschichte. Seine heiße Liebe aber zum Vaterland soll leben in unsern Herzen und uns helfen das Rechte und Heilsame zu wollen und zu vollbringen auch jetzt, wo die neue Zeit uns neue Aufgaben in der Welt gestellt hat! Wie er in der rastlosen Werkstätte seiner Gedanken die Dinge aufgefaßt und beeinflusst hat, dafür hat er noch selbst ein Denkmal hinterlassen in seinen „Gedanken und Erinnerungen“. Mit seinem Tod ist wohl auch der letzte Schatten verschwunden, der zwischen ihm und Kaiser Wilhelm II. zum Leidwesen aller Vaterlandsfreunde so lange gelegen hatte. Der Kaiser, auf die Nachricht vom Tode Bismarcks augenblicklich von seiner Nordlandsreise heimkehrend, hätte dem Toten gerne eine Ruhestätte bereitet in dem Dome der Reichshauptstadt. Aber der Wille des Entschlafenen hatte darnach verlangt, in seinem Eigenen in Friedrichsruh zum ewigen Schlummer gebettet zu werden und seinem letzten Wunsch entsprechend stehen auf seinem Grabdenkmal die ebenso bescheidenen, als vielbezeichnenden Worte: „Ein treuer Diener Kaiser Wilhelms I.“

Kaiser Wilhelm hat, begleitet von der Kaiserin und einem großen Gefolge, eine Reise nach Palästina unternommen, um hier der Einweihung der evangelischen Erlöserkirche beizuwohnen. Der katholischen Kirche bewies er auch hier seine landesväterliche Gesinnung, indem er ihr ein vom Sultan erworbenes Grundstück, la dormition de la Sainte Vierge genannt, schenkte. Die deutschen Katholiken werden auf dem Platze eine Kirche bauen. Ein ursprünglich geplanter Abstecher nach Aegypten unterblieb, vielleicht wegen der Nachricht, daß ein auf den Kaiser beabsichtigtes Attentat in Kairo entdeckt worden sei. Es hat sich später herausgestellt, daß diese Geschichte der pure Schwindel war. Von Wichtigkeit für die Weltstellung Deutschlands war der Besuch, den der Kaiser beim Sultan machte. Der Kaiser erwartet von diesem Besuch „bleibenden Segen und Vortheil“, nämlich für unsere Handelsbeziehungen nach dem Osten. Thatsächlich ist bereits einer deutschen Gesellschaft vom Sultan die Erlaubniß gegeben worden, in Kleinasien einen Hafen anzulegen und eine ins Innere führende Eisenbahn zu bauen.

Es darf überhaupt mit Freude festgestellt werden, daß unser Ansehen im Ausland immer noch gewachsen ist. Das war den Engländern so unangenehm, daß sie sich alle erdenkliche Mühe gaben, die Amerikaner gegen uns aufzuheben. Zur Zeit zeigte sich das, als während des spanisch-amerikanischen Krieges einige unsere ostasiatischen Schiffe nach den Philippinen dampften um die dortigen Deutschen in Schutz zu nehmen. Und zuletzt dann, als auf der Insel Samoa anlässlich der Königswahl die Eingeborenen in Streit geriethen und die beteiligten Großmächte, Deutschland, England

und Amerika einschreiten mußten. Thatsächlich haben es die Engländer auch erreicht, daß bei den Amerikanern eine Zeit lang viel Aufregung gegen uns vorhanden war. Es heißt sogar, daß zweimal die deutschen und amerikanischen Kriegsschiffe beinahe hintereinander gekommen wären. Die Saee war kurze Zeit eine recht ernste, ein drohendes Ungewitter schien heraufzuziehen. Es blieb aber doch beim bloßen Schimpfen, und schließlich stellte sich heraus, daß die Bögen gewisser Deutschenfresser kurze Beine hatten. Unsere Seeoffiziere hatten sich durchaus tabellos benommen, unsre Beamten haben sich streng auf den Boden des geschriebenen Rechtes gestellt, und unsre Regierung hat durch ihre Vertreter im Ausland, sowie durch den Staatssekretär des Aeußern, v. Bülow, im Reichstag, so höfliche, kluge und klare Erklärungen abgegeben, daß wir bei all diesen Geschichten den Längeren gezogen haben. Die Amerikaner haben auf den Philippinen den Schutz der Deutschen übernommen. Auf Samoa hat die europäische Kommission nun auch das Gleichgewicht wieder hergestellt. Und gleichsam zum Beweis des guten Einvernehmens zwischen Deutschland und Amerika ist von den beiderseitigen Regierungen die Aegung einer direkten unterseeischen Telegraphenlinie beschlossen worden. — Unsere Freundschaft mit Rußland hat wiederholt ihre Bestätigung erfahren. Die Franzosen sind unter dem Druck ihrer inneren Wirren, vor allem aber auch wegen der englischen Rippenstöße, die sie unerwidert hinnehmen mußten, schließlich auch, weil ihre Zuneigung zu Rußland ihnen nichts Besseres eingetragen hat, als daß sie von dem Russen angepömpft wurden, immerhin so weich geworden, daß manche unter ihnen von einer Ausöhnung mit Deutschland redeten. Ja sogar, sie erlaubten es, daß deutsche Kriegsschiffe im Hafen von Algier vor Anker gingen und mit der Stadt Besuche austauschten. So etwas war bisher nie vorgekommen. — Leider ist Oesterreich nicht mehr ein so zuverlässiger Bundesgenosse, wie früher. Je mehr die Eschechen Ellbogenfreiheit sich erkämpfen, um so mehr Puffe scheint der Dreibund zu bekommen. Doch hält Italien noch immer treu zu den Verträgen. — Mit Spanien stehen wir auf so gutem Fuß, daß dieses Land uns in der Südsee die Karolinen, die Marianen und die Palaosinseln, zusammen 3090 qkm mit 45000 Einwohnern, für 16 Mill. Mark verkauft hat. — Die Dänen sind böse mit uns und zwar ist ihr Zorn größer als ihr Land. Von ihren 200000 Landeskindern, die im Lauf der Zeit nach Schleswig-Holstein ausgewandert sind, haben einige als besondern Nebenberuf die Heze gegen Deutschland ergriffen. Die preukische Regierung hielt es nun aber nicht für passend, daß fremde Gäste sich in unserem Hause so unehrerbietig benehmen. Daher schickte sie einige Dutzend wieder über die Grenze, als sanftes oder strenges Zureden nicht half. Darob lärmten nun die Dänen gewaltig, einige Geschäfte brachen ihre Verbindung mit uns ab. Na, das wird ja wohl auch wieder einmal besser werden! — Bleibt noch China übrig! So ganz Busenfreunde von uns sind die Bezopften noch nicht geworden. Ab und zu werfen sie einmal Steine gegen unsre Beamten in Kiautschou. Doch thun das nur „die Leute“. Dagegen die Regierung hat uns außerordentliche Gunst erwiesen. Dem Prinzen Heinrich wurde es gestattet, dem Kaiser — der arme Kerl hatte damals das Ruder noch in der Hand, jetzt ist er abgesetzt und wird behütet wie ein krankes Kind! — persönlich seine Aufwartung zu machen. Uebrigens hat

die Prinzessin Heinrich ihren Gemahl in Ostasien be-
sucht, und der jüngste Sohn ist in die Marine ein-
gestellt worden.

Der Reichstaa genehmigte eine Militärvorlage,
jedoch nur 20000 Mann anstatt der geforderten 27 000.
Für Kiautschou, wo die Verhältnisse sich schnell ent-
wickeln und die Landverkäufe flott von Statten gehen,
wurden 8 1/2 Millionen bewilligt. Der Generalpost-
meister wurde von einigen Abgeordneten zur Rede
gestellt, weil er seine Angestellten zu stramm halte.
Pobbielsky aber vertrat die Ansicht, daß er Ordnung
brauche in dem großen Betrieb, im Uebrigen liege
ihm das Wohl der Beamten sehr am Herzen. Er hat
eingeführt, daß Posteinzahlung bis zu 5 Mk. für nur
10 Pfg. Porto befördert werden; später dürfen die

Briefe für 10 Pfg.
20 Gramm schwer
sein; die Privat-
posten sollen gegen
entsprechende Ver-
gütung abgeschafft
werden. — Graf
Caprivi, unser zwei-
ter Kanzler, ist in
einem Alter von 68
Jahren gestorben.
Der jetzige Kanzler,
Fürst Hohenlohe,
hat seinen 80. Ge-
burtstag gefeiert.
Admiral v. Knorr
ist in den Ruhestand
getreten. In Würt-
temberg ist die Ver-
fassungsrevision ge-
scheitert. Ueber die
Erbfolge in Lippe-
Detmold hat der
Bundesrath sein
Urtheil hinausge-
schoben.

Von den Kolo-
nien ist zu melden,
daß in Süd-West-
Afrika Gold und
Diamanten gefunden worden sind. Der Betrieb der
Plantagen hat stark zugenommen. England ist erlaubt
worden, durch einen Theil unserer Besitzungen in
Deutschostafrika eine Telegraphenlinie zu legen, die wir
aber benutzen und später an uns nehmen.



Die Erdsjerkirche in Jerusalem.

Oesterreich.

Von diesem Lande ist fast nur Trauriges zu
erzählen. Es hätte unter andern Umständen ein so
schönes und frohes Fest feiern können. Der Kaiser
Franz Joseph I. stand vor seinem 50jährigen Regie-
rungsjubiläum! Da hätte er aus freudigem Anlaß die
Wünsche und Geldbänne seiner Unterthanen entgegen-
nehmen können, Vergangenes, was sich entwickelt hatte,
mit den leuchtenden Augen eines glücklichen Landes-
vaters betrachten und mit guter Hoffnung hinausschauen
auf das Zukünftige, was erst noch mit großen Auf-
gaben auch die Früchte geeigneter Arbeit hätte bringen
sollen. Vor allem solchem Sonnenschein ist nun aber
kaum ein einziger Lichtstrahl zu sehen gewesen! Die
Kaiserin Elisabeth ist in Genf dem verblendeten Haß
eines Wörlders, mit Namen Ducheni, eines italieni-
schen Anarchisten, zum Opfer gefallen. Wir können
wohl mitempfunden, was dem Kaiser durch die Seele

ging, als er bei der Nachricht von dem Gräßlichen ausrief:
„Ueber mir muß aber auch alles zusammenbrechen!“
In solchem Leid ist wohl auch die ehrliche Trauer
eines ganzen treuen Volkes nur ein schwacher mensch-
licher Versuch zu trösten. —

Aber das ist heutzutage in Oesterreich die große
Lebensfrage, ob es überhaupt noch ein „ganzes“ treues
Volk ist. Da sind zuerst die beiden großen Reichs-
hälften der Monarchie, Oesterreich und Ungarn, die
mit einander in kein gutes Verhältniß kommen können.
Jede Reichshälfte hat ihre besondere Verwaltung. Sie
haben aber auch gemeinsame Angelegenheiten (z. B.
das Militär), und für diese gilt es, das gemeinsame
Geld aufzubringen. Die Frage ist nun nur, einen
wie großen Theil der Kosten jede der zwei Reichs-
hälften tragen soll.

Der frühere Ver-
trag, der „Aus-
gleich“, ist abgelau-
fen. Jetzt sollen
neue Bestimmungen
getroffen werden.
Das hätte bis zum
1. Januar 1899 ge-
schehen müssen. Es
ist aber nicht ge-
schehen, weil in Oe-
sterreich das Par-
lament wegen der
Sprachenfrage über-
haupt keine Bes-
chlüsse mehr fassen
konnte. Die Mini-
ster (in Ungarn trat
Banffy zurück und
wurde durch Szell
ersetzt) griffen daher
zu einem „Noth-
paragraphe“ und
regierten mit Hilfe
des tschechischen
Theiles des Parla-
ments, ohne den
deutschen Theil zu
berücksichtigen. Das

ist kein natürlicher Zustand, was sie auch selber wußten.
Daher kamen sie von Zeit zu Zeit zusammen und zer-
brachen sich die Köpfe, z. T. in Gegenwart des Kaisers.
Schließlich haben sie dann die „Szellsche Formel“
angenommen, in welcher allem Anschein nach Ungarn
den Profit einsteckt.

Zu dieser Verlegenheit kommt nun auch noch im
besondern in der österreichischen Reichshälfte der Streit
um die Sprachenfrage. Die Tschechen, bescheiden wie
sie nicht sind, verlangen die unglaublichsten Dinge,
und hößlich, wie sie auch nicht sind, benehmen sie sich
gegen die Deutschen fortgesetzt flegelhaft. Die staat-
lichen Behörden stehen fast ganz unter ihrem gewal-
tigen Einfluß. Den Deutschen ist gewissermaßen das
selbe verboten, was den Tschechen erlaubt wird. Der
Tscheche darf in seinem Schreien nicht gestört werden,
weil das staatsgefährlich werden könnte. Aber wenn
die Deutschen klagen wollen, wird ihnen der Mund
zugebunden, weil sonst angeblich der Staat in Gefahr
kommen könnte. Selbstverständlich hat diese Behand-
lung oder eigentlich Mißhandlung den Zusammenhalt
der Deutschen nur um so fester geschmiedet. Es hat
sie gezwungen, die alte Untugend der Deutschen, die
kleinliche Rechthaberei und Empfinderei an den Nagel

zu hängen und dafür einmal mit Begeisterung in den Dienst des großen nationalen Gedankens sich zu stellen. Die Erfolge sind nicht ausgeblieben. Die Volkstage, in denen sich die Deutschen zusammen finden, gestalten sich zu Festen von ergreifender Einigkeit der Gemüther. In verschiedenen Städten wurden für die Gemeindevertretung die Gegner mit Glanz hinausgewählt. Und ganz zuletzt haben die Deutschen ihre nationalen Forderungen in einem umfassenden Programm so deutlich und nachdrücklich niedergelegt, daß weder die Regierung noch die Tschechen werden sagen können: das verstehen wir nicht! Auf diese Weise werden die Tschechen, ist zu hoffen, wieder etwas bescheidener werden und ihren Eigendünkel einigermassen zur Selbstbesinnung bringen. Sie hatten sich im Uebermaß ihrer Frechheit und ihrer Erfolge schon so weit verirrt gehabt, daß sie behaupteten, Wien sei eine tschechische Stadt und sie seien eigentlich von jeder die Träger der Kultur und des geistigen Fortschritts gewesen!

Italien.

Hat auch zu klagen! Es kann noch immer nicht in geordnete Verhältnisse kommen. Das Land ist so reich, und doch so arm! Wie wären sonst die Brodtrawalle möglich gewesen? Es wird behauptet, der spanisch-amerikanische Krieg sei daran Schuld gewesen, indem die Getreidespekulanten den Krieg zu einer unverantwortlichen Erhöhung der Preise benützt hätten. Wahrscheinlicher und richtiger ist, daß die Ursachen in einer verfehlten Verteilung des Grundbesitzes liegen. Es gibt zu wenig selbstständige Güter. — In Mailand und Umgebung hat eine Revolution stattgefunden. Sie hatte aber mit Hunger nichts zu thun. Denn in den industriellen Gegenden der Poebene stehen die Ädine ziemlich hoch. Der Aufstand war vielmehr eine geplante Sache. Nur brach er zu früh los. In Soloe davon konnte das schnell herbeigerufene Militär die Empörung in ihren Anfängen niederwerfen. Es gab einige Hundert Tote. Für den König, der sich gerade zum 50jährigen Jubiläum der Verfassung und des Parlaments in Turin befand, war das ein wenig erfreuliches Ereignis. Die Räubersführer, darunter auch Zeitungsdactenre und Abgeordnete wurden bis zu 6 Jahre Kerker verurteilt. Jetzt sind sie, nachdem sie einen Theil der Strafe abgesehen, durch königlichen Gnadenerlaß befreit worden. — Erfreulich für Italien war der Abschluß eines Handelsvertrages mit Frankreich. Die beiden Länder hatten 10 Jahre lang in einem Zollkrieg mit einander gelebt. Eine Folge der neuen handelspolitischen Beziehungen war es, daß anläßlich eines Besuchs des Königs auf der Insel Korsika auch ein französisches Geschwader zu seiner Begrüßung erschien. — Schmerzlich für Italien mußte es sein, daß gerade ein Italiener die Kaiserin von Oesterreich ermordete. Es suchte seine moralische Schuld dadurch einigermassen gut zu machen, daß es die europäischen Regierungen zu einer gemeinsamen Verathung gegen die Anarchisten einlud. Die Verhandlungen zeitigten aber eigentlich nicht viel mehr, als daß für die verschiedenen Reiche gemeinsame Strafbestimmungen gegen die Anarchisten beschlossen wurden. — Das Ministerium hat wiederholt Ursache gehabt, entweder in seiner Gesamtheit oder in einzelnen Theilen seine Entlassung zu nehmen. Zuletzt wegen eines mißglückten Versuches, in China die San-Mun-Bai zu besetzen. Man weiß nun nicht, ob das auf neue Art zusammengelegte Ministerium die Erwerbung jenes Küstenplatzes fallen gelassen hat oder nicht.

Der Papst mußte sich einer Operation unterziehen,

welche er mit Tapferkeit und Erfolg überstand. Doch rebet die Welt von seinem nicht mehr allzu fernem Sterben und zerbricht sich den Kopf darüber, wer wohl sein Nachfolger sein wird. Leider gibt es hienieden keine Propheten, deren Vorhersagungen zuverlässig sind. — Ein Prinz, der Herzog der Abruzzen, hat eine Nordpolfahrt unternommen.

Frankreich.

Ein Land, krank an Haupt und Gliedern. Früher hat es von dem Panamaßel nicht genesen können. Und jetzt ist ihm die Dreyfusgeschichte die Ursache immerwährender Schmerzen und Sorgen geworden. Es ist endlich an den Tag gekommen, daß die Verurtheilung des Dreyfus nicht nach den Formen des Gesetzes geschehen war. Gerade die Beweisstücke, welche zu seiner Verurtheilung den Ausschlag gegeben hatten, waren dem Angeklagten und seinen Verteidigern gar nicht gezeigt worden. Diesen Formfehler in der Rechtsprechung benützten die Freunde des Dreyfus dazu, eine Revision des ganzen Prozesses zu verlangen. Unter anderen der berühmte Schriftsteller Zola, welcher unter der Ueberschrift: „Ich klage an!“ die Mitglieber des militärischen Gerichtshofs der größten Rechtsverletzung beschuldigte. Die Gerichtsverhandlungen, welche nach einer solchen Beschuldigung nicht mehr zu umgehen waren, offenbarten nun geradezu jammervolle Zustände. Eine Reihe von Offizieren entpuppten sich als Schwindler, die durch Fälschungen die gewünschten Beweisstücke herstellten. Andere hatten dies befohlen oder doch ungehindert geschehen lassen. So konnte denn der oberste Gerichtshof nicht anders, als die Revision beschließen. Dreyfus kehrte von der Teufelsinsel zurück, um von Neuem vor einem Kriegsgericht sich zu verantworten. Wie vielen Schaden hat diese unselige Geschichte im Land schon angestiftet. Das Volk ist in zwei Lager gespalten, die sich grimmig befeinden. Die Arbeiten der Volksvertretung sind gestört und um die Hälfte ihres Segens gebracht worden. Zu der Ehrenhaftigkeit der Offiziere und der Tüchtigkeit der Heeresleitung ist das Vertrauen geschwunden. Die Rechtsprechung steht unter dem Verdacht, daß man sich ihr nicht mehr mit dem festen Glauben an ihre Unbestechlichkeit hingeben könne. Die Minister werden für Spießbuben gehalten. Mehrere Minister sind zu Fall gekommen und konnten nicht im Amt bleiben. Auch jetzt noch ist die Stimmung so gespannt, daß man nicht ahnt, welche Ausbrüche der Leidenschaften vielleicht bevorstehen. Es ist eine große Partei da, welche wünscht, die Monarchie wieder einzuführen. Sie hat bisher nur zwei Fehler gezeigt. Sie hatte keinen wirklich großen Mann, den sie als Regenten vorstellen konnte. Die verschiedenen Prinzen halten die Vorsicht für die bessere Seite der Tapferkeit. Und dann benahmen sich ein Theil der Monarchisten so regelhaft, daß man Abscheu vor ihnen empfand. So hat sie bei einem Kennen den Präsidenten, der dazu noch ihr Gast war, auf gemeinste Weise durch einen Stockstreich beleidigt. Aber daß sie trotz alledem an wirkliche politische Thaten denkt, bewies der Putschversuch Derouledes. Als am Tage der Beerdigung des Präsidenten Faure, der unerwartet schnell starb, die Truppen vom Friedhof heimkehrten, ergriff Deroulede die Zügel des vorausreitenden General Roget und wollte ihn nöthigen, sammt den Truppen zum Regierungsgebäude zu ziehen und dort die neue Verfassung einzusetzen, und als der General nicht wollte, drang Deroulede in die Kaserne ein und hielt aufrührerische Reden an die Soldaten. Die Richter wagten später nicht einmal, den

gefährlichen Mann zu bestrafen! Vielleicht haben sie ihn für verrückt gehalten.

Der neue Präsident ist Doubet. Die Kammer, die er von seinem Vorgänger übernommen, hatte durch die Wahlen namentlich eine gesteigerte Schaar von Monarchisten und Antisemiten erhalten. Um günstige Wahlergebnisse zu erzielen, waren die Getreidezölle aufgehoben worden.

In der äußeren Politik war Frankreich nicht glücklich. Es wagte nicht, England zum Troß im oberen Nilthal die Station Faschoda fest zu halten. Und die Beleidigungen, von denen die Ministerreden der Engländer strotzten, schluckte es fast mit Haut und Haar hinunter. Einige Handelsvergünstigungen, die ihm gewährt wurden, sind nur ein sehr bescheidenes Schadengeld. Und daß es den Major Marchand, der Faschoda besetzt hatte, daheim dann wie einen Ketter des Vaterlandes empfing, war doch auch nur eine recht thörichte Verschleierung der unangenehmen Thatsachen. Dagegen hofft Frankreich auf militärischem Gebiet einen Vorsprung gewonnen zu haben. Ein Ingenieur hat ein Torpedoboot erfunden, das beinahe völlig unsichtbar unter dem Wasser fahren und so die feindlichen Schiffe zerstören kann. Allerdings unheimlich, wenn die Sache nicht doch noch irgendwo einen Hafen hat!

Die Schweiz.

Es war für die Schweiz eine Ursache außerordentlicher Kümmertheit, daß gerade auf ihrem Boden der Mord an der Kaiserin von Oesterreich verübt wurde. Aber sie hat ihrem Schmerz in so taktvoller Weise Ausdruck gegeben u. ihre Theilnahme bewegte so sehr die ganze Bevölkerung, daß sie damit das Ihre vollkommen gethan hat. — Ein großes Unglück war der Bergsturz bei Airolo am St. Gotthard. Von den eine Mill. Kubikmetern, welche der Berg umfaßt, sind 300 000 heruntergekommen.

8 Wohnhäuser und 14 Ställe wurden zerstört, und drei Menschen kamen ums Leben. Die Eisenbahn wurde von der Rutschung nicht betroffen, so daß der Verkehr keine Unterbrechung erlitt. Der Schaden wurde auf 1 Million Franks berechnet. — Der tüchtige Erbauer der Bahn auf die Jungfrau, Guyer-Zeller, ist noch vor Vollendung des Werkes gestorben.

England.

Vielleicht steht England in der Zeit, in der seine Größe als seine Schwäche sich erweist. An allen Ecken und Enden hat es seinen Kolonialbesitz vermehrt, ohne je genug bekommen zu haben. Es hat den Grundsatz, ebenso viel Land rechtmäßig beanspruchen und nehmen zu dürfen, wie die anderen Staaten zusammen. Und den anderen Grundsatz, daß seine Flotte ebenso

groß sein müsse, wie die Flotten der in Betracht kommenden Staaten zusammen. So hat es auch jetzt Schiffe gebaut über Schiffe und in China einen überreichen Beuteanteil eingehemmt. Bereits sind aber auch überall Schwierigkeiten. In China hat Rußland seinen Fuß in nächster Nähe der englischen Hühneraugen, dito in Indien und neuerdings hauptsächlich in Persien. Ein Vertrag zwischen England und Rußland wegen China hat nur nothdürftig und offenbar nur für die nächste Zukunft die Fäße ein wenig wieder auseinander gebracht. — Dagegen spuckt auch in Afrika. In diesem Welttheil planen die Engländer



Königin Wilhelmine von Holland.

nichts Geringeres, als ein zusammenhängendes Gebiet zu erwerben, das von Aegypten bis nach Kapland reicht. Das ist auch soeben noch knapp gelungen. Glänzend freilich war der Sieg über die Mahdi in Oberägypten. 20 000 Kreuze bedeckten die Wälder, während der Verlust der Engländer kaum Hundert betrug. Aber mißlicher war eine Entdeckung im obersten Nilthal. Hier hatten die Franzosen den wichtigen Platz Faschoda besetzt. Leider waren sie innerlich durch die ewige Dreifusgeschichte so beschäftigt und geschwächt, daß sie auf das säbelrasselnde und kanonenladende Benehmen Englands hin Faschoda mit Ingrimm wieder verlassen mußten. Doch ist das Zerwürfniß mit den Franzosen da, welche

den günstigen Augenblick zu einer Abrechnung auf jeden Fall bloß abwarten. — Ganz schlecht steht England mit der südafrikanischen Republik Transvaal. Dieser wollen sie immer in seine inneren Angelegenheiten hineinschnehen, offenbar bloß um Anlaß zu Krieg und Eroberung zu finden. Die Buren können aber recht

kräftig die Zähne setzten und niemand weiß, ob im Ernstfall John Bull nicht den Verlust einer abgebissenen Wange beklagen muß. Friedliche Verhandlungen mit dem Präsidenten Krüger haben bisher zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt.

So stehen für England an einigen Punkten der Erdoberfläche Pulverfässer, die jeden Augenblick in die Luft fliegen

können. England weiß das und deutet deshalb schwächtern oder deutlicher in den Reden seiner Minister und in Verhandlungen an, daß es einen Bundesgenossen braucht. Aber niemand will dieser Bundesgenosse sein, denn die Engländer sind Krämerseelen, die doch nur die Freundschaft der anderen zu ihrem eigenen Vortheil ausnutzen und mißbrauchen. Am meisten Anschluß haben die Engländer in jüngster Vergangenheit bei den vereinigtsten Staaten von Nordamerika gefunden. Doch blieb auch diese Freundschaft ziemlich fadenscheinig. — Der berühmte Minister Gladstone ist gestorben.

Rußland.

Hat längst begonnen, in Europa eine erste Rolle zu spielen. Sein Hauptaugenmerk hält es gegen Osten



Kaiser Franz Joseph I von Oesterreich.



† Kaiserin Elisabeth von Oesterreich.

gerichtet. In Asien hat es große chinesische Ländermassen an sich gebracht. Durch die Besetzung von Port Arthur und die Einrichtung eines Kriegshafens daselbst hat es sich seine Bedeutung im chinesischen Meer gesichert. Durch die Eisenbahn, mit der es Sibirien durchquert, und die abzweigenden Bahnen gegen Süden und Südosten ist es in China auch zu Land, in der Mandchurei und in Korea, eine bestimmende Großmacht geworden. Die chinesische Hauptstadt Peking kann es so zu sagen mit der Hand erreichen. Dadurch ist es namentlich den Engländern un bequem geworden, deren es zudem auch in Indien und Persien, wohin es Eisenbahnen baut und wo es das Recht zu Bergwerksarbeiten erworben hat, auf den Leib rückt. Schon mehr als einmal hat man gefürchtet, der Krieg mit England sei eben am Ausbruch. Die ärgste Gefahr ist bis auf weiteres durch einen Vertrag beseitigt, den Rußland und England bezüglich Chinas mit einander geschlossen haben, in dem aber England einigermaßen über den Köpfen hartert worden ist.

In Europa hat Rußland seine Hand schirmend über Griechenland gehalten und dafür gelorgt, daß Prinz Georg zum Aeger des Sultans nach Kreta kam. Den Fürsten von Bulgarien hat es wohl ganz unter dem Daumen.

Frankreich hat es sich durch einen Militärvertrag an die Seite gezogen, wenn freilich auch diese Freundschaft in letzter Zeit viel kühler geworden ist. Sein Landheer sucht es mit den besten neuzeitigen Waffen auszurüsten und seine Flotte hat es fort und fort durch Neubauten fast in unheimlicher Weise vermehrt.

Selbst hat es freilich zu dem allem fast keines. In den Landwirtschaft treibenden Gegenden ist durch Missernte und Mißwirtschaft eine fortwährende Hungersnot. 225 Millionen Steuern sind noch rückständig! Die in Frankreich gemachte Anleihe ist längst verbraucht. So geht man denn daran, zu versuchen, ob nicht auf dem englischen Geldmarkt ein Pump angelegt werden könnte. Die Britten sind ja so reich! Vielleicht sind sie auch dumm genug, ihre vollen Beutel aufzuschließen.

Zu dem fortgesetzten Kriegsrüsten Rußlands scheint es wenig zu stimmen, daß der Zar Nikolaus II. alle Großstaaten zu einer Friedenskonferenz einladen hat. Wenn auch viele den Zaren wegen seines Wunsches, die große Kostenlast der Kämpfe, sowie die Wahrscheinlichkeit der Kriege abgeschafft zu sehen, bewundern und preisen, so sind doch andere sehr mißtrouisch. Sie halten das ganze Unternehmen nur für eine List, die dem Zarenreiche die nöthige Zeit schaffen soll, seinen schwachen Geldverhältnissen auf die Beine zu helfen und seine Rüstungen zu vollenden. Sei dem, wie ihm wolle!

Der Gedanke, den ewigen Weltfrieden herzustellen, ist auf jeden Fall so schön und groß, daß ihm eine auserlesene Konferenz ihre Geisteskraft und ihren guten Willen widmen darf. Einiges Ersprießliches, z. B. die Einführung von Schiedsgerichten in bestimmten Fällen, Bestimmungen über Schutz des Privateigentums und Pflege der Verwundeten in Seekriegen u. a. m., wird doch dabei herauskommen. Vielleicht vertieft sich der Gedanke des Weltfriedens in den Gemüthern, so daß spätere Geschlechter zu Stande bringen, was dem gegenwärtigen noch nicht beschieden war. Im Uebrigen kann sich jeder mit der Erwägung trösten, daß die großen Kriegsrüstungen bisher doch auch dem Frieden gebient haben, da sie die Furcht vor den Schrecken des Krieges vermehrt haben. Vorläufig freilich muß jeder, der sein Vaterland lieb hat, noch dafür sorgen, daß Armee und Flotte schlagfertig und tüchtig sind. Man weiß nie, was passieren kann.



Der Bergsturz von Hirose.

In seinem Innern hat Rußland mit der Hungersnot zu kämpfen. Der Kaiser hat manche Millionen aus seiner Privatkasse aufgewendet. — Finnland, welches bisher noch eine gewisse Selbstständigkeit besaß, soll derselben beraubt werden. Sein Widerstand gegen diese Maßregel dürfte kaum von Erfolg begleitet sein. — Auf den Universitäten haben Anfang 99 starke Studentenunruhen stattgefunden. Offenbar sind dieselben nicht etwa aus der boshaften

Befinnung der Studenten hervorgegangen, sondern waren in den Verhältnissen begründet. Studenten sind junges aufstrebendes Volk, das nicht ewig möchte am Gängelband herumgeführt werden. Vielleicht haben die Unruhen doch auch einen Erfolg. Wenigstens zeigt Rußland auch sonst im Schulwesen guten Willen. Freilich, wo es sich um das selbstständige Denken handelt, ist es äußerst empfindlich. In dieser Beziehung hätte es noch viel zur Aufhebung der „geistigen Leibeigenschaft“ zu thun.

Spanien

muß wehklagen, wenn es des vergangenen Jahres gedenkt. Von seiner Höhe ist es wiederum um eine Stufe tiefer hinabgestiegen. In dem Krieg mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist es unterlegen. Zwar kann man ihm nicht den Vorwurf machen, daß es den Krieg gesucht habe. Es blieb ihm vielmehr ehrenhalber nichts anderes übrig, als den von den Amerikanern hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen. Und so konnte es wenigstens von dem tröstlichen Gedanken begleitet sein, daß das Recht auf seiner Seite stehe. Aber dieses Recht erwies sich doch auch wieder als eine durchlöcherete Kiste, denn erstlich war die Mißwirtschaft der Spanier in ihren

Kolonien über die Maken groß. Daher hörten auch die Aufstände der Eingeborenen nie auf, und es brauchte die Spanier nicht zu wundern, wenn irgendwie einmal den mißhandelten Kubanern und Philippinern auch Helfer erstanden, zweitens aber war die geringe Menge von gutem Recht, das die Spanier in den aufgezungenen Krieg begleitete, nicht geschützt von einer brauchbaren Rüstung. Die Truppen waren freilich tapfer. Sie fochten wie die Helden. Aber die Führer waren der großen Aufgabe nicht gewachsen. Und die Bewaffnung stand nicht auf der Höhe der Zeit. Bei Santiago auf Kuba waren noch Geschütze im Gebrauch, die aus dem vorigen Jahrhundert stammten. Und die Schiffe waren gut zum Spazierenfahren und zum Transport, aber die wenigsten zum Schlachten schlagen. Die Panzer waren zu dünn, die Kanonen zu schwach, die Bedienungsmannschaft ungeübt. Was nützte da die Todesverachtung, mit der bei Manila und Santiago die spanischen Admirale den amerikanischen Ungethümen entgegen führen? Es war weiter nichts als ein Untergang in Ehren, dessen Heldenhaftigkeit man bewundern muß. Spanien mußte Kuba, Portorico (bei Amerika gelegen) und die Philippinen (östlich von Asien) an Amerika abtreten. Die Gebeine des Kolumbus hat es wieder nach Europa zurückgebracht, die traurige und letzte Erinnerung an die einstige koloniale Größe. „So geht der Ruhm der Welt dahin!“

Diese Niederlage schuf natürlich daheim eine große Erbitterung. Erst recht, als aus den Kolonien die Truppen in einem geradezu bejammernswürdigen Zustand heimkehrten. Die Regierung hatte nicht einmal das Geld, die rückständige Löhnung zu zahlen, wie sie auch aus Mangel an Geld die Volksschullehrer hungern lassen muß. Daher ist es leicht zu erklären, daß an manchen Orten Aufstände drohten und die Karlisten (die Anhänger des Kronprinzen Don Carlos) ihr Haupt erhoben. Das Ministerium mußte zurücktreten. Daß das neue Ordnen zu schaffen vermag, ist kaum zu hoffen. Das Elend ist zu alt, zu eingewurzelt. Doch ist beschlossen worden, auf den noch übrig gebliebenen Inseln, auch auf denen im Mittelmeer, die Befestigung und Bewaffnung zu einer musterhaften umzugestalten.

Dänemark.

Die Königin Louise ist gestorben. — Die Befestigungen von Kopenhagen wurden verstärkt. Dänemark möchte, wie die Schweiz, international werden. Es hat auch Schweden und Norwegen eingeladen, sich diesem Begehren anzuschließen.

Belgien.

In Brüssel fand ein Zudercongreß statt. Es handelte sich um die Frage, ob die Erzeugung des

Zuckers, beziehungsweise die Ausfuhr des Zuckers mit oder ohne Ausfuhrprämien in den verschiedenen Ländern gemeinsam geregelt werden könne. Die Verhandlungen erzielten kein Ergebnis. — In den Kohlenbergwerken fand ein sehr ausgedehnter Streit statt. — Die Verwaltung des Kongostaates hat in den Kämpfen mit den Eingeborenen starke Verluste, z. T. auch Niederlagen erlitten.

Holland.

Prinzessin Wilhelmine wurde, nachdem sie 18 Jahre alt geworden war, als Königin gekrönt. Sie versprach, des alten Grundgesetzes ihres Hauses treu zu bleiben: „Oranien kann nie, ja nie genug thun für Niederland.“ In dem nahe der sog. Residenzstadt Haag gelegenen Schlosse, dem Haus im Busch, hat die vom Czar berufene Friedenskonferenz stattgefunden.

Türkei und Griechenland.

Nicht als ob diese zwei Staaten zusammengehören wie etwa, äußerlich wenigstens, Oesterreich und Ungarn. Im Gegentheil, sie sind so gar recht auseinander und der Krieg hat die gegenseitigen Sympathien durchaus nicht gesteigert, aber die Geschehnisse der beiden Länder im letzten Jahre waren eben durch den Krieg eng mit einander verbunden, so daß der Hausfreund, erzählt er von einem Land, auch das andere miterwähnen muß.

Griechenland ist ja in dem Krieg mit der Türkei glänzend unterlegen und hatte es nur der mütterlichen Fürsorge der Großmächte zu verdanken, daß es nicht ganz lächtig gerupft wurde. So mußte sich der Türke mit einer Kriegsschädigung von 70 Millionen Mark begnügen, Land bekam er gar keines. Außerdem — und darin liegt der Hauptwitz, über den der Sultan nicht lachen konnte — setzten sie es durch, daß Prinz Georg von Griechenland Gouverneur der Insel Kreta wurde, um deren Besitz der Krieg angegangen war. Dem Sultan wurden dabei so geringfügige Zeichen seiner Oberherrschaft übrig gelassen, daß er eigentlich sagen kann: „Man hat mich elend hinausgeworfen.“ Viele Muhamedaner fühlen sich denn auf der Insel gar nicht mehr behaglich und wandern aus. Den Griechen aber gefällt es immer

besser auf der Insel, und daher wandern viele ein. So vergriecht sich also Kreta immer mehr. Prinz Georg hat sein Parlament und seine Polizei und denkt wahrscheinlich: „Na, wenn ich auch nur Gouverneur bin —, auf den Namen kommt's ja schließlich nicht an. Haben thun wir Kreta eigentlich doch!“

Aus der Türkei muß leider immer noch von den armenischen Greueln berichtet werden. Die türkische Verwaltung hat den Armeniern gegenüber (von vielen Beurtheilern werden die Armenier sehr in Schutz ge-



Kommodore Dewey



Präsident Roubet.

nommen) eine Riesenschuld auf sich geladen. 100 000 sind niedergemetzelt worden. 400 000 Wittwen und Waisen, 546 000 andere Nothleidende sind zu versorgen, und 2493 zerstörte Dörfer sind wieder aufzubauen. Dringend zu wünschen wäre es, daß die europäischen Großmächte einschreiten würden, um solches himmelschreiende Elend fernerrhin zu verhindern.

Montenegro.

Die Kinder des Fürsten Nikolaus I. machen glänzende Parthien. Der Erbprinz hat sich mit der Prinzessin Jutta von Mecklenburg verlobt, und eine Prinzessin hat den Kronprinzen von Italien geheirathet. Rußland leiht eben dem kleinen Vändchen seinen Schimmer. Auch hat der Zar dem Fürsten einen großen Haufen von Repetirgewehren geschenkt. Doch wohl in der Hoffnung, daß sie einmal losgehen! Auf diese Weise kann man auch Politik machen. Ja, der Zar!

Amerika.

Bei Spanien hat der Hausfreund schon von dem Kriege erzählt, der zwischen den Vereinigten Staaten und ersterem geführt wurde. Die Veranlassung gab die spanische Insel Kuba. Arg hatten die Spanier auf dieser Insel gewirtschaftet und die Eingeborenen ausgefaugt, welche sich natürlich gerne von ihrem Joche befreit hätten. Die Amerikaner nahmen sich ihrer an und die Handel mit Spanien, welches sich die unverlangte Einmischung in seine Angelegenheiten nicht gefallen lassen wollte, waren da. Aber es erging dem ungenügend vorbereiteten Spanien schlecht. In kurzer Zeit war seine Seemacht in den Grund geschossen, ohne daß die Amerikaner auch nur nennenswerthe Verluste erlitten hätten. Die Hauptseeschlacht war die bei Manila, in welcher innerhalb weniger Stunden die ganze spanische Flotte von dem unter dem Oberbefehl des Kommodore George Dewey stehenden amerikanischen Geschwader völlig vernichtet wurde. Auch zu Lande hatten die Amerikaner Glück. So gewannen sie rasch Kuba, Portorico und Manila, diese Perlen des Meeres. Großmüthig bezahlten sie noch ein halbes hundert Millionen Dollar, überließen es aber den Spaniern, die himmelhohen Kolonialverwaltungskosten aus dem eigenen leeren Beutel zu decken.

Der spanisch-amerikanische Krieg hatte auch einen gewissen Einfluß auf die Beziehung der Vereinigten Staaten zu Deutschland. Englische Zeitungen hatten, ächte Töchter des „perfiden Albion“, alle nach darbietenden Gelegenheiten dazu benützt, Deutschland zu bezichtigen, es habe in perfider Weise die Spanier gegen Amerika unterstützt. Da gab es denn drüben Leute, welche es für angebracht hielten, Deutschland das Fell zu verknöpfen. Glücklicherweise war die amerikanische Regierung vernünftiger, und so konnte denn immer nachgewiesen werden, daß im Gegentheil niemand loyaler sich benommen habe, als gerade Deutschland. Auch wirkte es ganz heilsam, daß in Amerika deutsche Vereine auftraten und sich das ewige Bösen und Heßen gegen das ferne Heimathland nachdrücklich verbateten. So hat in Detroit eine Versammlung von 3000 Deutschamerikanern eine Entschließung angenommen, in der englisch-amerikanische Bündnisse jeder Art kräftig bekämpft und gegen die Bezeichnung der Amerikaner als „Angelsachsen“ Einspruch erhoben wird. Nicht wenig überrascht mögen viele Hauptschreier gewesen sein, als Deutschland auf den Philippinen Amerika den Schutz der dortigen Deutschen anvertraute und unter einer höflichen Verbeugung mit seinen Kriegsschiffen abdampfte.

Der Krieg mit Spanien ist nun zwar beendet,

die diplomatischen Beziehungen sind feierlich erneuert worden, aber auf den Philippinen sind die Eingeborenen aufgestanden und schwere Kämpfe sind schon bestanden worden. Hart spielt den Amerikanern vor Allem das grausame Klima mit; auf Kuba und Portorico steht der Aufruhr der Eingeborenen auch bevor und so machen die neuen Eroberungen den Amerikanern bis jetzt gar wenig Freude. Es werden wohl noch lange große Verluste an Menschenleben, Geld und Gut nöthig sein, bis der Aufruhr niedergeworfen ist und Ruhe und Ordnung wieder herrscht im neuen Besitz der Vereinigten Staaten.

China.

Das „himmlische Reich“ war nach der Ansicht der europäischen Großmächte bisher zu groß und daher zu schwer zu regieren. So nahmen denn die Europäer den Chinesen ein Stück Land nach dem andern ab. Aus reiner Menschenfreundlichkeit natürlich! Die Sache liegt so. Die Großstaaten suchen Absatzgebiete für die Erzeugnisse ihrer Industrie und zum Schutze desselben geeignete Stützpunkte für ihre Kriegsschiffe. Die Chinesen sind nun von jeher nicht besonders vernarrt gewesen in den Gedanken, den Europäern freiwillig solche Plätze und Länderstriche abzutreten. Schließlich ist es ja doch auch kein Vergnügen, sich selbst Stücke des Reiches abzuschneiden. Daber saßen die Europäer: „Komm, wir machen das schon!“ Stellt sich der Chinese schwerhörig, so heißt es: „Und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“ Da ist dann der Chinese der Klügere und giebt nach. Im Uebrigen wird die Abtrennung der Gliedmaßen möglichst schmerzlos vollzogen. Man packt nämlich die betreffenden Gebiete, und zwar auf 99 Jahre. So erhält der Chinese doch wenigstens Geld und läßt seine Menschenleben ein. Außerdem erwirbt man sich das Recht, Eisenbahnen zu bauen. Dadurch bekommt der Chinese auch Gelegenheit, diese höchst nützliche Einrichtung des Abendlandes kennen zu lernen. Deutschland hat sich Kiautschou angeeignet, Rußland Port Arthur, England Wei-he-Wei, ein paar Inseln bei Shanghai und Gebiete bei Hongkong.

Nachgerade ist es ihnen aber zu bunt geworden, daß alle Augenblicke ein anderer europäischer Botschafter erscheinert und mit so gebieterischem Augenaufschlag sagt: „Gib mir das! Gib mir das! Eine zeitlang lag eine aus Deutschen, Engländern und Russen zusammengesetzte Truppenabtheilung in Peking. Aber was ist da zu machen, wenn man schwach ist wie ein alter Meergreis? Da hilft es nichts, wenn die chinesische Regierung, der Tzungli-Yamen, hier und da entrüstet thut. Es hilft auch nichts, wenn jetzt und dann einmal ein Europäer, sei es ein Missionar oder ein anderer Mensch beleidigt, verwundet oder getödtet wird. Vielleicht noch das Bescheiteste war, daß der frühere junge Kaiser sein Volk nach dem Beispiel der Europäer umwandeln, kultiviren, modernisiren wollte. Das hat ihn aber den Thron gekostet. Eine Art von Larte hat ihn abgesetzt. Aber nun ist sie in derselben Verlegenheit. Das Volk ist unzufrieden, weil nichts Kräftiges geschieht gegen die Ausländer. Kleinere Aufstände haben bisher schon stattgefunden. Das mögen wohl Vorboten kommender Ereignisse sein. Dann aber, wenn im „himmlischen Reich“ die Hölle los sein wird, dann werden die Europäer mit ihren Heeren eingreifen und Ordnung schaffen, und das Ende vom Lied wird sein, daß China „aufgetheilt“ wird unter die Westmächte, und das größte Stück wird der nehmen, der der Stärkste ist. Hoffentlich wird Deutschland dann auch im Stande sein, seinen rechtmäßigen Antheil einzustrecken.